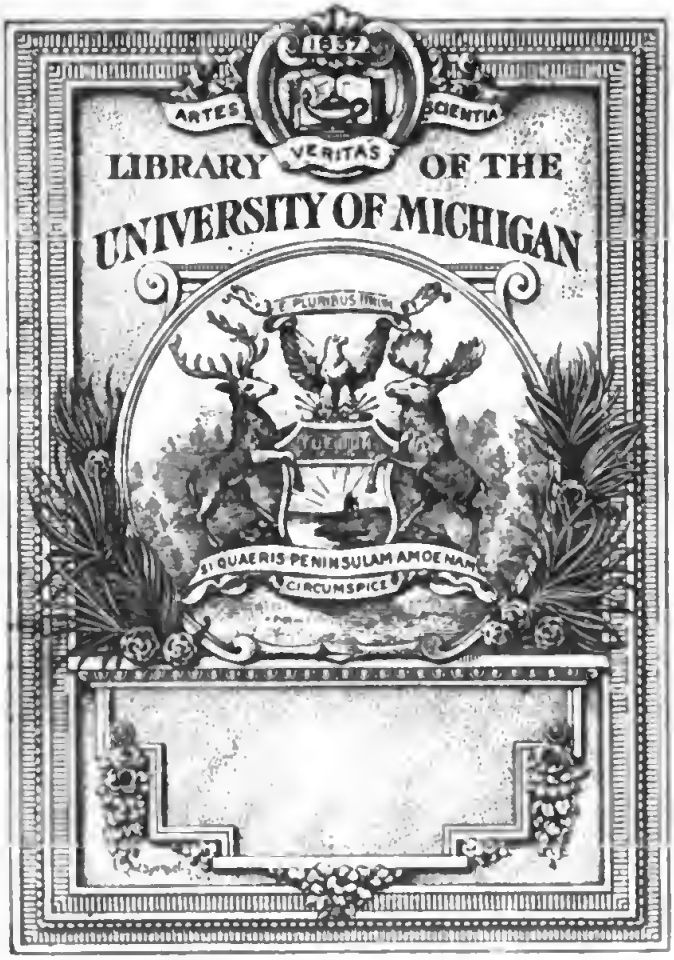
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. R. Oertz

830.6258

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Nachverzeichnete gediegene Romane halten wir der Beachtung empfohlen.

Georg Hartwig:

Die Generalstochter. * Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Die goldene Gans. * Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Die Sage von Imhoff. * Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Alpenrose. * Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Balduin Möllhausen:

Die beiden Yachten. * Roman. 3 Bände. Preis broschiert M. 10.—.

Der Spion. * Roman. 3 Bände. Preis broschiert M. 10.—.

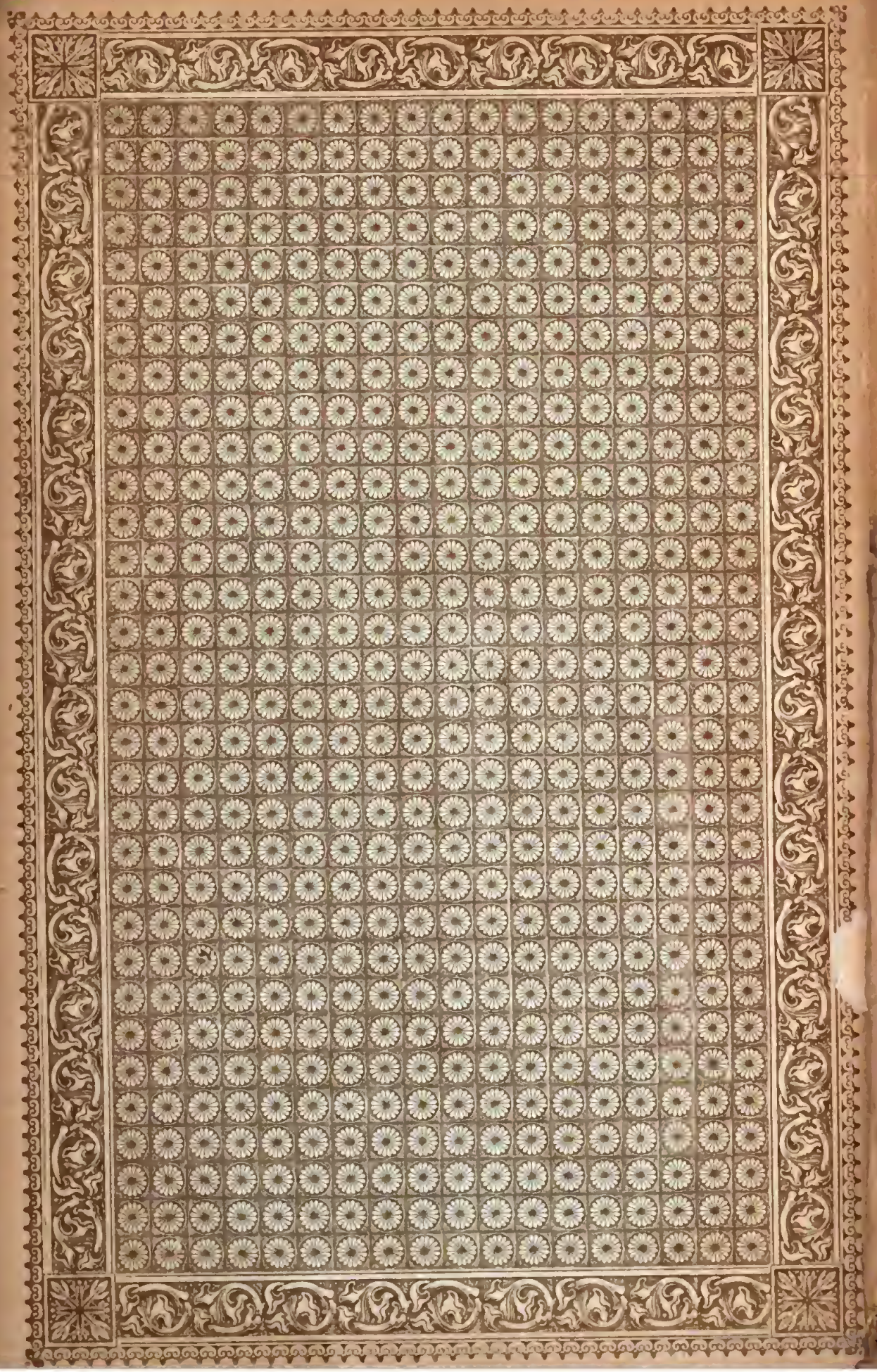
Die Söldlinge. * Roman. 3 Bände. Preis broschiert M. 10.—.

Der Fährmann am Kanadian. * * *

Roman. 3 Bände. Preis broschiert M. 10.—.

Welche von Beiden? * Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

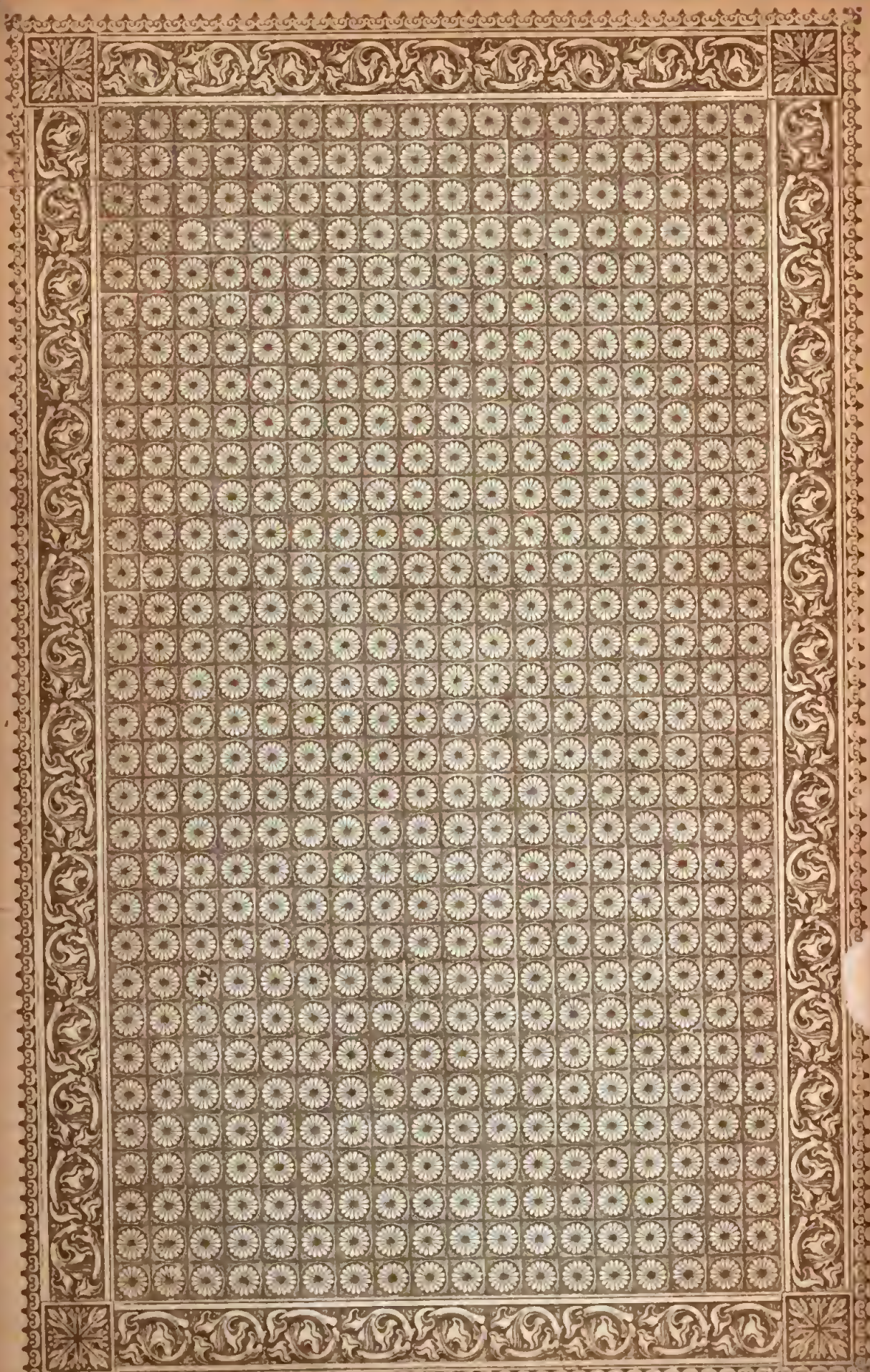
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Humoreske „Zu wohlthätigem Zweck" von L. Brenkendorff. (S. 101)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.

Achter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der Vaquero. Roman von Balduin Möllhauſen (Fortſetzung und Schluß) 7

Schloß Bredow. Kriminalroman von K. v. Schlieben-Reventlow 37

Zu wohlthätigem Zweck. Humoreske von L. Brenkendorff 68

Mit Illuſtrationen von E. Buſſetti.

Elektriſche Kabel. Skizze aus der modernſten Technik. Von A. Oskar Klaußmann 112

Mit 17 Illuſtrationen.

Der Brandſtifter. Eine märkiſche Dorfgeſchichte. Von Theodor Kabelitz 140

Im Gebiet der Sarca. Südliche Wanderbilder. Von Adolf Claſſen 190

Mit 5 Illuſtrationen.

Berühmte Eiſenbahnunfälle. Skizze aus dem Verkehrsleben. Von E. O. Hopp 206

Mit 12 Illuſtrationen.

Mannigfaltiges:

Eine Menſchen- und Hundegeſchichte 221

Seite

Neue Erfindungen:

I. Der Flugdrache als Photograph 222

Mit Illuſtration.

II. Der Freya-Kamm 225

Mit Illuſtration.

Das hochnotpeinliche Halsgericht 225

Europäiſche Känguruhs 229

Die Straße der Millionäre 230

Eine Verfügung wider das Spazierengehen 232

Verborgene Depeſchen 233

Das Verhalten der Tiere nach Entfernung des Großhirns 234

Eine Entführung 237

Londoner Allerlei 238

Wellingtons Antwort 239

Die längſte gerade Eiſenbahnſtrecke 239

Der Geiz als Lebensretter 240

Der Kuß 240

Der Vaquero.

Roman von **Balduin Möllhauſen.**

(Fortſetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Achtzehntes Kapitel.

Der Indianerſommer, die ſchönſte Zeit des Herbſtes, hatte eingeſetzt. Tag auf Tag verſtrich unabänderlich unter klarem, ſonnigem Himmel, Tag auf Tag ohne jede andere Trübung als die des Höhenrauches, der von den über die unermeßlichen Grasfluren hinfegenden Bränden zeugte.

Die Brombeerranken und Sumachgeſträuche hatten ſich gerötet. Größer wurden die gelben Flächen in den Baumwipfeln; grämlich ſchauten die noch grünen, jedoch des Sommerglanzes entkleideten Blätter darein. Sie ſchienen ſich danach zu ſehnen, ebenfalls ihre Farbe zu verändern, durch Nachtfröſte gänzlich abgetötet und von dem erſten beſten Regenſturm auf ſchwarzem Erdreich oder vergilbtem Raſen zur Ruhe gebettet zu werden.

Auch in den Hain hinter dem ſchlichten Hauſe des alten Kunſtſchloſſers war der Herbſt eingekehrt, ohne indeſſen den von den altehrwürdigen Bäumen geworfenen

Digitized by Google

Schatten erheblich verkürzt zu haben. Und Schatten hieß man noch immer willkommen, wenn auch nur in den Mittagsſtunden. Im Grunde war dies die rechte Zeit für Menſchen, die nach langwierigem ſchweren Siechtum den ärztlich beſchränkten Aufenthalt in freier Luft ſuchten.

So hatte King Bob ſeinen gewohnten Platz auf der Bank eingenommen, wo Mutter Hickup ihre Mußeſtunden mit der Umſchau in ihren militäriſchen Erinnerungen zu verbringen pflegte.

Ja, King Bob, der wilde Steppenreiter, war es in der That, der dort auf dem durch Rücken- und Seitenlehnen verbeſſerten Geſtelle ſaß, ſorglich geſtützt mittels Polſterkiſſen, um wenigſtens einigermaßen eine erträglich aufrechte Haltung zu bewahren. King Bob ſelber, den die vertrauteſten Kameraden im wilden Weſten kaum wieder erkannt hätten, ſo hager war die Hünengeſtalt geworden, ſo bleich ſein Geſicht. Nur die Augen hatten, gleichſam als Vorboten einer zwar langſamen, jedoch ſicheren Heilung, ihren alten lebhaften Glanz zurückgewonnen. Auch ſein Simſonhaar war durch Bells Wachſamkeit mit genauer Not vor Mutter Hickups gieriger Schere bewahrt geblieben; aber ſorgfältiger gepflegt war es, daß es in weichen Locken auf die Schultern niederreichte.

Bei ihm befand ſich Bertrand, der, in der Stadt wohnend, vor einer Weile herausgekommen war. Heute trug ihn die Abſicht, zur eigenen Beruhigung zum erſtenmal wieder den Verſuch zu unternehmen, King Bob zu einer Reiſe nach dem alten Erdteil zu bewegen.

Mit freundlicher Ruhe lauſchte dieſer den Schilderungen der ihm fremden Verhältniſſe. Wies er aber in früheren Tagen jede derartige Zumutung trotzig, ſogar in Begleitung von Drohungen zurück, ſo beſchränkte er ſich jetzt auf ein bezeichnendes Lächeln.

„Geben Sie ſich keine Mühe,“ erwiderte er, und Spott-

luſt verriet ſich in den ehrlichen Augen, „denn was ich damals ſagte, als ich noch keine andere Heimat kannte als den Pferderücken, gilt auch heute noch. Aber gern wiederhole ich: Meine Frau ſteht mir zu hoch, um ſie der Gefahr auszuſetzen, gemeinſchaftlich mit mir unter den ſtolzen Verwandten als lächerliche Anhängſel einherzukriechen. Nein, nein, die Vorſpiegelung der glänzendſten Zukunft ſcheitert an meiner Sehnſucht nach den fernen Weidegründen und meinem Rancho. Und jetzt ſchon, da ich als gerettet gelte, mein' ich, daß die Tage Wochen dauern, die Monate Jahre, bis ich nach alter Weiſe auf meinem Billy hinter Pferden und Rindern einherſprenge — verdammt! wundern ſoll's mich, wann ich zum erſtenmal wieder den Fuß in einen Steigbügel hebe."

In dieſem Augenblick trat Bell heran, vor ſich ein gefülltes Glas tragend. Wie das weibliche Geſchlecht im allgemeinen ſich leichter in neue Verhältniſſe einlebt und aus dem Beiſpiel anderer erfolgreich ſeine Lehren ſchöpft, hatte auch ſie in der immerhin kurzen Zeit eine überraſchende Wandlung erfahren. Nicht nur in der die kräftige tadelloſe Geſtalt knapp umſchließenden Bekleidung aus beſſeren Stoffen machte der neue Verkehr ſich geltend, ſondern auch in Haltung und Weſen. Auf dem reizvollen Antlitz, überragt von dem prachtvollen Haar, wohnte das Gepräge innerer Befriedigung, jene eigentümliche Würde, die man als von der Bezeichnung „Frau" abhängig nennen möchte.

Mit einem glücklichen Lächeln, das ihr ſo lange entfremdet geweſen, begegnete ſie den Blicken Bertrands, und King Bob das Glas darreichend, bemerkte ſie heiter: „Mutter Hickup ſchickt es dir mit dem beſten Gruß. Bei Todesſtrafe ſoll ich beſtellen, ein kräftiger Trunk zur außergewöhnlichen Zeit ſei beſſer als den ganzen Tag gar nichts. Damit habe ſchon der ſelige Knockhimdown ſich

entſchuldigt, wenn er zwiſchen dem erſten und zweiten Frühſtück einen Grog zu ſich nahm."

„Der alte Drache," verſetzte King Bob lachend, „was der dem ſeligen Knockhimdown aufs Gewiſſen wälzt, iſt genug, um eine ganze Compagnie, wenn richtig verteilt, zu Helden zu ſtempeln."

„Aber ſie meint es herzlich."

„Sehr herzlich, und ohne ihren Knockhimdown, dem ſie alle die tauſend Schrullen auf die Rechnung ſchreibt, die in ihrem eigenen queren Kopf geboren werden, möchte ich ſie nicht ſehen."

Bertrand hatte ſich erhoben. Eine Weile betrachtete er noch die beiden jungen Leute in ihrem innigen Verkehr, dann trat er fort und ſchritt nach dem Hauſe hinüber.

In der Werkſtatt traf er den alten King in voller Arbeit, doch legte dieſer bei ſeinem Anblick die Feile ſofort zur Seite und ging ihm entgegen. Mit freundlichem Gruß reichte er ihm die Hand.

„Ein halbes Stündchen verbrachte ich bei Ihrem Schützling," eröffnete Bertrand das Geſpräch, indem ſie ſich vor dem Werktiſch niederließen, „zuſehends wird er nicht nur kräftiger, ſondern ſeine Gemütsſtimmung nähert ſich auch wieder der alten fröhlichen Sorgloſigkeit."

„Er geht augenſcheinlich ſeiner vollſtändigen Heilung entgegen," beſtätigte King in ſeiner träumeriſchen Weiſe, „bis zum Frühling wird er freilich noch bleiben müſſen, um mit gutem Gewiſſen der anſtrengenden Reiſe ſich unterziehen zu dürfen."

„Noch einmal, und wohl zum letztenmal, nahm ich Veranlaſſung, die Möglichkeit eines Beſuches bei ſeinen überſeeiſchen Verwandten in Erwägung zu ziehen, überzeugte mich aber, daß nichts in der Welt ihn bewegen könnte, mit ihnen in irgend welchen Verkehr zu treten."

King runzelte die Brauen, bemerkte aber gelaſſen: „Wozu ein durchaus richtiges Gefühl ihn beſtimmt. Hätte es in der Abſicht ſeines Vaters gelegen, die Beziehung zu ihnen durch den Sohn wieder auffriſchen zu laſſen, ſo wäre ich ſicher mit den entſprechenden Weiſungen und Ratſchlägen verſehen worden. Dies alles iſt jetzt erledigt. Seine Zukunft verſpricht eine glückliche zu werden, dies iſt mehr, als ich jemals von ihm erwartete."

„Fern ſei es von mir, gegen Ihr Urteil Einwendungen zu erheben," verſetzte Bertrand zögernd, „dagegen liegt anderes mir ſchwer auf der Seele, und Ihnen, dem Freunde des Verſchollenen, gegenüber zaudere ich nicht, ein offenes Bekenntnis abzulegen. Da frage ich, was ſoll ich meiner gütigen Gönnerin antworten, die ſo zuverſichtlich auf meine Treue baut, wenn ſie brieflich oder mündlich die Frage erhebt: Sind Sie der mit tiefer Sorge erteilten Aufträge eingedenk geblieben?"

„Ich dächte, es genügte, wenn Sie alle Ihre Erlebniſſe auf dieſer Seite des Ozeans gewiſſenhaft ſchilderten."

„Es genügt nicht, nein, es genügt nicht, ſolange ich nicht in der Lage bin, meine Schilderungen zu begründen."

Nachdenklich ſah King vor ſich nieder. Plötzlich fragte er, wie aus einem Traume erwachend: „Iſt jene Wolfrade ſo mißtrauiſch?"

„Mißtrauen liegt nicht in ihrem Charakter. Sie iſt zu edel denkend, um derartigen Regungen auch nur den kleinſten Spielraum zu gewähren. Allein wenn man erwägt, daß ſie mit ganzer Seele an die Hoffnung der Wiederkehr wenigſtens des jungen Pardelſtein ſich anklammerte, daß die weitreichendſten Pläne zur Begründung ſeines Glückes ſie erfüllten, Tag und Nacht beſchäftigten, dann aber jene Hoffnungen mit rauher Hand jäh vernichtet werden, um eine peinvolle Leere in ihrem Innern zurückzulaſſen, ſo liegt allerdings die Befürchtung nahe,

daß Mißtrauen keimt und ſchnell zu einer überwältigenden Macht emporwuchert. Und wie manche Zweifel, wie manche nicht unberechtigte Fragen müſſen von dem erſten leiſen Verdacht geboren werden und das in mich geſetzte unbegrenzte Vertrauen erſchüttern. Wie aber ſoll ich in ſolcher Lage glaubhaft erklären, daß ich, geſtützt auf die mir großmütig zur Verfügung geſtellten Mittel, das Aeußerſte aufbot, dem jungen Manne die Wege zu höherer Geſittung zu ebnen und vor allem ſeine Verheiratung mit der Tochter eines einfachen Squatters zu hintertreiben?"

„Wodurch Sie ein Verbrechen an dem jungen Manne und ſeiner braven Frau begangen hätten," wendete King eintönig ein.

„Das zugegeben," verſetzte Bertrand eifrig, „könnte ſelbſt dieſer Umſtand mich nicht von dem Verdacht der Vernachläſſigung entlaſten."

„Ihre Mitteilungen und Einwände bergen ſo viel Rätſelhaftes in ſich," nahm King wieder das Wort, „daß es ſchwer wird, einen zur Löſung führenden Faden zu entdecken. Und wie läßt ſich deuten, daß Ihre Gönnerin gerade für den Sohn des verſtorbenen oder vielmehr verſchollenen Pardelſtein, die beide unbekannte Größen für ſie geworden ſein müſſen, eine ſo auffällige, jedes verſtändliche Maß überſteigende Teilnahme an den Tag legt?"

„Es giebt eine Deutung," entſchied Bertrand, „und ich ſtehe nicht an, vor jemand, von dem ich vielleicht weitere Aufſchlüſſe über die letzten Verfügungen des Verſchollenen gewärtigen darf, ein der Vergeſſenheit entriſſenes Geheimnis zu enthüllen: Fräulein Ecke war die Verlobte Ihres Freundes. Was entfremdend zwiſchen beide trat und ſchließlich den Bruch herbeiführte, erfuhr ich nicht. Wohl aber bin ich zu der Behauptung berechtigt, daß meine edelmütige Freundin nie aufhörte, den Ungetreuen mit der ganzen Kraft einer reinen Seele zu lieben. Und

welchen vollgültigeren Beweis gäbe es wohl dafür, als den Umſtand, daß die ſicher vielumworbene alleinſtehende Erbin unverheiratet blieb, dann aber das begeiſterte Trachten, ſeinen Sohn zu ſich heranzuziehen, um ihm alle diejenige Liebe zu teil werden zu laſſen, die der Vater grauſam verſchmähte, gewiſſermaßen mit Füßen trat.“

Nachdenklich, ſichtbar von Zweifeln befangen, ſah King durch das offene Fenſter ins Leere. Erſt nach einer Weile tiefen Sinnens erklärte er lebhafter: „Ich räume ein, durch den Verſchollenen ausgiebiger über ſeine Vergangenheit unterrichtet worden zu ſein, als bei unſerer erſten Begegnung einem Fremden gegenüber durchblicken zu laſſen ich für angemeſſen hielt. Ja, während unſeres verhältnismäßig kurzen Beiſammenſeins hatten wir uns eng aneinander angeſchloſſen. Standen wir doch, bis auf den zwiſchen uns vermittelnden Knaben, beide gleich vereinſamt da. Unſere trüben Genüſſe gipfelten daher in der gemeinſamen Vergegenwärtigung entſchwundener Tage. Dadurch wurden wir mitteilſamer, als es ſonſt unſerer Gewohnheit entſprach. Nachdem aber erſt das Eis gebrochen war, ſchien es Pardelſtein Bedürfnis geworden zu ſein, wenigſtens zu einem über ſeine traurigen Erfahrungen zu ſprechen, und wer wäre da näher zu ſeinem Vertrauen geweſen als ich, der ich mich bereit erklärt hatte, Vaterſtelle bei ſeinem Sohne zu vertreten. So entſinne ich mich genau, wie er unter dem Druck nie entſchlummernden Grames mit inniger Wärme ſeiner Wolfrade gedachte. Er legte ihr die edelſten Eigenſchaften bei, beteuerte, daß er mit ihr ſehr, ſehr glücklich geworden wäre, hätte ſie nicht auf Grund eines durch unglückſelige Fügungen herbeigeführten Zerwürfniſſes ihm die Hoffnung auf ihren Beſitz abgeſchnitten. Wohl wäre ein Ausgleich möglich geweſen, allein da ſie jeder Begegnung mit ihm abſichtlich auswich, er alſo nur an mißverſtandene Herzensregungen

auf ihrer Seite glauben konnte, entſchloß er ſich, ein Verhältnis zu löſen, von dem vorauszuſehen, daß es beiden Teilen nicht zum Segen gereiche. In dieſen Anſchauungen wurde er von verſchiedenen Seiten beſtärkt. Den ſogenannten Vernunftgründen lieh er ſein Ohr, und obwohl mit unverminderter Zuneigung an der Geliebten hängend, bequemte er ſich auf die dringenden Vorſtellungen dazu, bald nach Auflöſung des Verlöbniſſes gleichſam im Trotz eine andere zum Altar zu führen. Wie er beteuerte, war die Ehe eine ſehr unglückliche. Laut klagte er ſich an, auf den Rat falſcher Freunde gehört zu haben, die, gewiſſermaßen im Handel um die reiche Erbin, unzweifelhaft verwerfliche Zwecke verfolgten. Bei dem Mangel jeglichen Verſtändniſſes zwiſchen den beiden Gatten wie in Erinnerung der Unvergeßlichen ſteigerte ſeine Reue ſich in einem Grade, daß es ihm das Leben vergällte. Dem verbitterten Gemütszuſtande folgte der dumpfe Drang, die Verzweiflung um die verlorene Geliebte in einem Meer ſinnloſer Genüſſe zu erſticken. Es endigte damit, daß er ſein Vermögen wie das ſeiner Frau verſpielte und vergeudete, und zum Schluß hätte er unfehlbar — dieſem Eindruck konnte ich mich nicht verſchließen — Hand an ſich ſelbſt gelegt, wäre ſeine Frau nicht geſtorben. Dadurch hatte die Sorge für den einzigen kleinen Sohn ſich auf ihn allein übertragen, ein Umſtand, der ihn gewiſſermaßen wieder zu ſich ſelbſt brachte. Ueberraſchen konnte es dann nicht, daß er unter Mitnahme des Kindes eine Umgebung floh, wo man ſein Verſinken in die traurigſte Lage beobachtete und ihm ſelbſt zum bitterſten Vorwurf machte. Das weitere iſt Ihnen bekannt. Sie werden alſo ermeſſen, daß wenn der Sohn des unglückſeligen Verſchollenen plötzlich dort auftauchte, außer Ihrer Gönnerin ſchwerlich noch jemand den verwilderten Eindringling mit freundlichen, nicht einmal mit nachſichtigen Augen betrachtete."

„Und doch hätte vielleicht ein einziges Wort genügt,“ wendete Bertrand ein, „die zwiſchen zwei Menſchen ſchwebende Wolke zu verſcheuchen, deren gegenſeitige Zuneigung eine ungetrübte glückliche Zukunft verbürgte.“

„Ich kann es nicht glauben,“ verſetzte King zweifelnd, „zu überzeugend klangen Pardelſteins Worte. Doch was auch immer die Trennung herbeigeführt haben mag: er kann unmöglich mit dem Bewußtſein ins Grab geſunken ſein, ſie durch Mangel an Tiefe des Gefühls oder gar Untreue verſchuldet und verdient zu haben.“

Hier trat Schweigen ein. Sinnend betrachtete King die zwiſchen ſeinen Fingern ſich ſpielend drehende Feile. Es war, als hätte er das Vernommene im Geiſt noch einmal vor ſich vorüberziehen laſſen, um es überhaupt begreifen zu können. Geſpannt ſah Bertrand auf ihn hin. Wohlthuend berührten ihn die unverkennbar freundſchaftlichen Geſinnungen, die er dem Verſchollenen über eine ſo lange Reihe von Jahren hinaus bewahrte. So ſcheute er auch, ihn in ſeinen offenbar ſchwermütigen Betrachtungen zu ſtören.

„Armer Pardelſtein,“ liſpelte King endlich vor ſich hin, „dergleichen konnteſt du freilich nicht ahnen, oder dein Leben und das ihrige hätten einen anderen Verlauf genommen.“ Er richtete ſich auf, und Bertrand feſt anſchauend, ſprach er etwas lebhafter: „Sie verrieten ſo viel warme Teilnahme für Ihre Gönnerin, bewieſen ſie überzeugend durch den Eifer, mit dem Sie deren Wünſche zu erfüllen trachteten, daß die Frage nach den zwiſchen Ihnen ſchwebenden Beziehungen gewiß berechtigt erſcheint.“

Bertrand zögerte, bevor er antwortete: „Rückhaltloſe Offenheit bin ich Ihnen ſchuldig. Bei Fräulein Ecke weilt ſeit früheſter Kindheit eine verwaiſte Nichte, deren liebevolle Ausbildung gewiſſermaßen die Lebensaufgabe der Vereinſamten geworden iſt. Ich hatte das Glück, nicht

nur in dem Hauſe zu verkehren, ſondern auch Walheide — ſo lautet der Name jener Nichte — in verſchiedenen Fächern zu unterrichten und ihr Wiſſen zu vervollſtändigen. Doch was ſoll ich ſagen? Zu verwundern war es dann nicht, daß eine Neigung ſich zwiſchen uns entwickelte, die zu einem innigen Herzensbunde führte. Mein ganzes Sinnen und Trachten war nunmehr darauf gerichtet, eine auskömmliche Stellung zu erringen. Dem Studium der Aſtronomie leidenſchaftlich ergeben, entſchloß ich mich, um meinen Geſichtskreis zu erweitern, einige der berühmteſten amerikaniſchen Obſervatorien zu beſuchen. Es trug mich zugleich die Hoffnung, auf dieſer Seite des Ozeans eine Profeſſur zu gewinnen, um aufrechten Hauptes vor Fräulein Ecke hintreten und um die Hand ihrer Nichte anhalten zu können. Fräulein Ecke, die das zwiſchen uns beſtehende Verhältnis nicht ahnte, billigte meinen Plan. Und mehr noch: zu meinem Erſtaunen hieß ſie die Gelegenheit begeiſtert willkommen, durch mich Nachforſchungen nach den verſchollenen Pardelſteins anſtellen zu laſſen. Dann, nachdem ſie mich über die Sachlage einigermaßen unterrichtet hatte, bot ſie das Aeußerſte auf, mir dieſe Aufgabe zu erleichtern. Um mich auf deren Spuren zu lenken, ſtand ihr leider nur der einzige Name Kanſas zu Gebote, von woher vor vielen Jahren eine unbeſtimmte Nachricht nach Europa gelangte. Auf meine bereitwillig erteilte unbedingte Zuſage förderte ſie mit fieberhafter Unruhe meine Abreiſe. Dann aber gab es für mich kein Säumen mehr. Angeſichts der ſchweren Trennungsſtunde trat ich, Walheide an der Hand, mit einem offenen Bekenntnis vor ſie hin. Wie ihren Sinnen nicht trauend, vernahm ſie unſere beſchwörenden Worte. Jede Linie ihres ſonſt ſtets freundlichen Antlitzes verriet Beſtürzung, den Ausdruck einer herben Enttäuſchung. Ich konnte es nur dahin deuten, daß wir ihre vielleicht ſchon lange gehegte Hoffnung, den

jungen Pardelſtein mit Walheide vereinigt zu ſehen, jählings vernichtet hatten. Eine Weile verharrte ſie ſprachlos. Ihre ſtrengen Blicke wechſelten zwiſchen uns beiden. Sie ſchien aus unſeren Zügen herausleſen zu wollen, was uns bewegte. Als aber Thränen Walheidens Augen entſtürzten, gelangte ihre unbegrenzte Herzensgüte voll zum Durchbruch. Sie in die Arme ſchließend, ſprach ſie ſichtbar ergriffen die unvergeßlichen Worte, die zugleich ein erläuterndes Licht auf ihren eigenen Seelenzuſtand warfen: „Ehe ich dir Erfahrungen gönne, wie ſie mein eigenes Leben vergifteten, entſage ich gern allen Plänen und Hoffnungen, bei denen ich vermeſſen nur meinen eigenen Anſchauungen Rechnung trug.“ Dann zu mir gewendet: „Das Geſchick hat geſprochen, und ſegnend billige ich eure beiderſeitige Wahl. Sie aber werden jetzt mit doppeltem Eifer und doppelter Gewiſſenhaftigkeit an die ernſte Aufgabe herantreten, ohne deshalb das Ziel aus den Augen zu verlieren, das Ihnen in meinem Liebling verheißend zulächelt.“

Zweifelnd, wie in dem Bewußtſein, in ſeinen Mitteilungen ſeine Perſon mit allem, was ihn einſt bewegte, zu weit in den Vordergrund geſchoben zu haben, brach Bertrand ab und ſah vor ſich nieder. Auch King, der ſo lange mit ernſter Teilnahme lauſchte, ſchwieg. Aber ſeine Blicke ruhten auf dem geneigten Haupt, wie um ſich mit den in demſelben webenden Gedanken zu befreunden.

„Jene Walheide iſt unzweifelhaft eine liebliche, begehrenswerte Erſcheinung,“ bemerkte er endlich träumeriſch.

Bertrand fuhr auf. Sein Antlitz erglühte, indem er anhob: „Lieblich wie ein ſonniger Frühlingsmorgen, begehrenswert wie der köſtlichſte Schatz für jeden, der einmal in ihre freundlichen Augen ſchaute, nur einmal ihr kindlich ſüßes Lachen hörte. Und dennoch, wo bleiben alle

dieſe hohen Vorzüge gegenüber den Eigenſchaften ihres goldenen Herzens und den ſanften Gemütsregungen?“

King wiegte das Haupt nachdenklich und verſetzte, wie zu ſich ſelbſt ſprechend: „Nein, nein, dieſes holde Kind wäre ſicher keine Lebensgefährtin für den rauhen, ſtürmiſchen Geſellen geweſen. Im übrigen brauchen weder Sie noch Ihre Gönnerin um ihn zu ſorgen. Als ich ihn als Pflegeſohn zu mir nahm, gingen die Pflichten ſeines Vaters auf mich über, und die ſollen gewiſſenhaft erfüllt werden. Frei und unabhängig, durch keine fremden Verhältniſſe beengt, ſollen er und ſeine vortreffliche junge Frau nur ihren Neigungen gemäß leben, ein Glück genießen, wie ein ſolches ihnen ſchwerlich jemals in den verwegenſten Träumen vorſchwebte und ihnen auf keiner anderen Stelle geboten werden könnte. Von ſeinem verſtorbenen Vater aber weiß ich, daß er betreffs der Zukunft ſeines Sohnes vollkommen einverſtanden mit mir wäre. Doch genug für heute. Ueber das weitere beabſichtige ich zu einer anderen Zeit mit Ihnen zu ſprechen und ſolche Aufklärungen zu erteilen, daß Sie des Wiederſehens mit Ihrer Gönnerin fernerhin nur noch mit freudiger Zuverſicht gedenken.“

Er erhob ſich, für Bertrand ein Zeichen, den heutigen Beſuch als beendigt zu betrachten. Bis in den Hain hinaus gab King ihm das Geleite. Als ſie dort eintrafen, ſaßen King Bob und Bell noch immer traulich beiſammen. Mutter Hickup hatte ſich ihnen zugeſellt und neben erſterem Platz genommen. Während ihre Blicke auf Independence, dem lieblichen Soldatenkinde, und einem ſtattlichen jungen Manne in Dragoneruniform ruhten, die Arm in Arm vor ihr ſtanden, erglühte ihr ehrliches Korporalsgeſicht in heller Befriedigung um die Wette mit der dampfenden Thonpfeife.

Bei Kings und Bertrands Erſcheinen grüßte der Dra-

goner mit militäriſchem Anſtande, wogegen Independence vor lauter Glückſeligkeit und Verſchämtheit lachte, daß die Mehrzahl ihrer prachtvollen Zähne ſichtbar wurde.

„Eben erhielt ich die Nachricht," wendete Mutter Hickup ſich freudeſtrahlend an King, „der luſtige Jerry bleibt. Auf Ihre Verwendung wurde der Abſchied ihm bewilligt. Es hat alles ſo ſein ſollen. In Fort Riley mußten wir ihn als Lazarettgehilfen vorfinden. Als ſolcher mußte er den Bob bis unter das Dach ſeines berühmten Vaters eskortieren, und ſchließlich mußte Independence nachgeben, als er ihr mit guten Worten kam. Leider hat der Schlingel ſich in den Kopf geſetzt, in einem Kaufmannsgeſchäft anzumuſtern. Denn was iſt ein Kaufmann? Bei Gingo! Den hat unſer Herrgott im Zorn geſchaffen, behaupte ich, als ſeine Armee bereits vollzählig war und für Krämer ſich kein Platz mehr fand."

„Zu einem jungen Eheſtand gehört Geld," wendete Bertrand lachend ein, „und ein Kaufmann, der lange genug diente, um mit Subordination und Disziplin vertraut zu werden, erwirbt es leichter als jeder andere."

„Recht ſo, mein junger Mann," beſtätigte die tapfere Korporalswitwe nunmehr mit einem kühnen Strich durch ihr kurzes Gelock, „dazu würde ſogar mein ſeliger Knockhimdown Ja und Amen ſagen, und ich wäre die letzte, Hader drum zu ſchüren."

Bertrand reichte ihr die Hand und nannte ſie ſeinen getreuen Kameraden, wofür ſie geſchmeichelt dankte, und eine neue Mahnung an den unſterblichen Knockhimdown wäre ſicher gefolgt, hätte er ſich nicht verabſchiedet und eiligſt den Rückzug nach der Stadt angetreten.

Nach dem herbſtlich farbenreichen Hain aber, in dem fünf glückliche Menſchen der Zukunft wie eines ſich vor ihnen öffnenden Paradieſes gedachten, ſandte die tief im Weſten ſtehende Sonne ihre goldenen Strahlen hinüber.

Mit abendlich gedämpften Reflexen ſchmückte ſie Baum und Strauch, ſchmückte ſie das moosgrüne Dach des Hauſes. Zu den frohen Familienmitgliedern unter den breitverzweigten Wipfeln drang ſie dagegen nicht hindurch. Was bedurften die auch ſolchen Schmuckes? Schöner zierten ſie die glühenden Wangen, die ihre Farbe auf dem nächſten Wege von den Herzen bezogen, zierten ſie Entzücken und der innere Friede, die aus ihren Augen ſtrahlten. —

King war nach Bertrands Entfernung fortgeſchlichen, als ob er in den fröhlichen Kreis nicht hinein gehöre. In der Werkſtatt befand er ſich. Das Haupt geneigt und die Hände auf dem Rücken ineinander gelegt, wandelte er langſam auf und ab. Was in ihm wirkte, nachdem durch das Geſpräch mit Bertrand die weit zurückliegenden Erinnerungen an den verſchollenen Felix Pardelſtein wachgerufen worden waren, ſpiegelte ſich wohl in ſeinem farbloſen Geſicht, allein unverſtändlich für jeden anderen.

Neunzehntes Kapitel.

Wochen und Monate gingen dahin, ohne daß die friedliche Stille im Kingſchen Hauſe eine ernſte Störung erfahren hätte. Nach wie vor regierte die energiſche Korporalswitwe ſtreng militäriſch darin; nach wie vor beſchäftigte King ſich unermüdlich in der Werkſtatt, wo Bertrand ihm vielfach Geſellſchaft leiſtete. Er war noch ſtiller und einſilbiger geworden. Eine gewiſſe träumeriſche Ruhe wollte nicht aus ſeinem Weſen weichen. Sie grenzte zeitweiſe an Zerſtreutheit, ſo daß Bertrand den Eindruck gewann, als ob er bereue, mit ſeinen Schilderungen aus vergangenen Tagen bis zur äußerſten Grenze gegangen zu ſein.

Beſtärkt wurde er in dieſem Verdacht dadurch, daß er offenbar gefliſſentlich vermied, auch nur einmal den

Namen Pardelſtein auszuſprechen oder mit einem Wort an King Bobs Lage zu rühren.

Dieſer erholte ſich inzwiſchen unter der treuen Pflege Bells von Tag zu Tag ſchneller, und die Zeit war abſehbar, in der er auf einem Pferderücken ſich wieder heimiſch fühlen würde. Wohlthätig wirkte zugleich dies Bewußtſein auf ſeine Stimmung ein, die nur dann vorübergehend eine Trübung erfuhr, wenn er King gegenüber trat und durch irgend einen Umſtand an ſein Verhältnis zu ihm erinnert wurde. Er nannte ihn zwar Vater, allein ſorglos wie einſt, bevor der wilde Unabhängigkeitsſinn ihn zu beherrſchen begann, klang es nicht. —

Früher, als es ſonſt ſeine Gewohnheit, hatte King ſich in ſein Schlafgemach zurückgezogen. Bei ihm befand ſich Bertrand, den er aufgefordert hatte, noch eine Stunde mit ihm zu verbringen.

„Durch Nacht zum Licht," hob er eintönig an, nachdem ſie einander gegenüber Platz genommen hatten. „Lange habe ich um einen Entſchluß gekämpft und gerungen, jetzt aber will ich keine andere Nacht darüber hingehen laſſen, mag es immerhin eine traurige Aufgabe für mich ſein, ohne Ihnen vorher einen klaren Blick in Verhältniſſe und Ereigniſſe geboten zu haben, die bis zur Stunde in undurchdringlichem Dunkel zu erhalten meine Aufgabe geweſen. Geſchah es nicht früher, ſo iſt es am wenigſten auf Mangel an Vertrauen zurückzuführen, vielmehr auf die mich bewegenden Zweifel über meine fernere Handlungsweiſe. Iſt es doch der als verſchollen geltende Felix Pardelſtein ſelber, der jetzt zu Ihnen ſpricht —"

„Ich ahnte es, ich ahnte es," fiel Bertrand in ſeinem maßloſen Erſtaunen ein, „verwarf indeſſen den ſich häufenden Widerſprüchen gegenüber den Gedanken daran ebenſo ſchnell wieder als ungereimt."

„Widerſprüche," fuhr King mit einem ſchmerzlichen Lächeln fort, „die beſtehen zu laſſen mich oft die ſchwerſte Ueberwindung koſtete. Die näheren Umſtände, die mich einſt von der Heimat forttrieben, kennen Sie. Wohlbehalten erreichte ich mit meinem Söhnchen England, wo ich mich zur Reiſe über den Ozean rüſtete. Zog ich die längere Fahrt auf einem Segelſchiff einer Dampfergelegenheit vor, ſo beſtimmte mich der dumpfe Drang, nicht zu bald in das mir unbekannte Treiben hineinzugeraten, wo, wie ich wähnte, die Wogen eines ſich unaufhaltſam überſtürzenden Weltverkehrs über mir und dem armen Kinde zuſammenſchlagen würden.

Kaum an Bord, lernte ich einen Schotten und ſeine Frau kennen. Auch ſie beſaßen einen Sohn, ein munteres Kerlchen, das, etwas jünger als mein Lothar, bei jeder Gelegenheit kindlich treuherzig mir ſeine Vorliebe zu erkennen gab.

Seit vier Tagen befanden wir uns auf See, als mein armer Junge erkrankte. Ihm zuliebe, für den Frau King — das war der Name der Familie — die zärtlichſte Sorge trug, ſchloß ich mich enger an die guten Menſchen an. Getreulich teilten ſie ſich mit mir in meine Befürchtungen und Hoffnungen; getreulich pflegte die junge Frau mit mütterlich leichter Hand den dahinſiechenden Kleinen und vertrat mich auf Stunden neben ſeinem Lager, wenn Jammer und Erſchöpfung mich zu übermannen drohten. Doch wozu frommte alle Liebe, zu was die nimmer raſtende Sorgfalt, mit der treue Augen die Atemzüge des kleinen Dulders überwachten? Zehn Tage ſchwankte die kindliche Seele zwiſchen dem ſchwächlichen Körper und den Wohnungen der Seligen, und dann — dann" — ein Schauder durchrieſelte Kings oder vielmehr Pardelſteins Geſtalt, ſein Haupt ſank auf die Bruſt. Er mochte indeſſen die auf ihm ruhenden Blicke ſchmerzlicher

Teilnahme und banger Erwartung fühlen; denn wie von einem ihm vorschwebenden erschütternden Bilde sich gewaltsam losreißend, richtete er sich hastig empor und ruhiger floß von seinen Lippen: „und dann mußte ich mein Kind, meine einzige Hoffnung und Freude, dem Meere übergeben. Damit war das letzte Band gesprengt, das mich noch an die Welt fesselte. Grenzenlos war mein Schmerz. Was ich bei dem Gedanken litt, daß der vernichtende Schlag mir hätte erspart werden können, was ich litt, indem ich Vergleiche anstellte zwischen der Wirklichkeit und dem, was die rückwärts schweifende Phantasie vor mich hin rief, ist unbeschreiblich. Wähnte ich aber, fremdes Mitleid verschmähend, meinen Gram in mich verschließen zu können, so blieb das Mutterauge der Frau King nicht lange im Ungewissen über meine geistige Verfassung. Sie erriet vielleicht, daß den gänzlich Vereinsamten, der mit Gott und sich selbst zerfallen, nur ein leichter Entschluß von seinem Liebling tief unten auf schwarzem Meeresboden trennte. Und so rieben die beiden Gatten sich förmlich auf, mir freundlichen Trost zu spenden, meinen gebrochenen Mut neu zu beleben. Sogar ihren Kleinen wählten sie als Mittel, mich allmählich wieder mit dem irdischen Dasein auszusöhnen. Ahnungslos, daß sie mir dadurch das Herz zerfleischten, setzten sie den sich rührend zutraulich Anschmiegenden auf meine Kniee. Zum Schutzgeist erkoren sie ihn gewissermaßen, der mich vor einem letzten Schritt der Verzweiflung bewahren sollte. Und doch waren sie, die so menschenfreundlich Gesinnten, selbst des Trostes so bedürftig, daß ich nicht auf sie hinsehen konnte, ohne von Jammer durchzittert zu werden.

King, ein geschickter Mechaniker und Kunstschlosser, der daheim mit schweren Sorgen zu kämpfen gehabt hatte, befand sich nämlich in dem letzten Stadium einer unheilbaren Brustkrankheit. Beseelte ihn die Hoffnung, auf

dem neuen Kontinent ergiebigeren Erwerb zu finden, ſo hatte die Zuverſicht auf die heilende Wirkung einer langen Seereiſe ſeinen Entſchluß, auszuwandern, zur Reife gebracht. Doch es ſollte nicht ſein. Denn Woche auf Woche ging zwiſchen Himmel und Waſſer dahin, und mit jedem Tage wurde er elender und hinfälliger, bis er mir endlich heimlich eingeſtand, ſein Ende nahen zu fühlen. Herzzerreißend waren die Klagen, daß nach ſeinem Hinſcheiden die hinterlaſſene Witwe und ihr Kind in dem großen fremden Lande gänzlich hilflos daſtänden, herzzerreißend ſein Flehen, mich ihrer zu erbarmen, ſie mit Rat zu unterſtützen, ohne den ſie dem traurigſten Loſe anheimfallen müßten.

Obwohl ſelbſt bis zum Sterben gebeugt und belaſtet, hätte ich, ohnehin in Dankbarkeit den guten Menſchen ergeben, die Empfindungsloſigkeit eines Felſens beſitzen müſſen, um bei ſolchen Vorſtellungen ungerührt zu bleiben. Es ſchwebte mir ſogar vor, in der Sorge für die unglückliche Mutter und ihr Kind, in deſſen zärtlich blickenden Augen ich die meines eigenen Sohnes zu erkennen glaubte, Ablenkung von meinem düſteren Brüten zu finden, zugleich eine Aufgabe zu übernehmen, die meinem Leben einen Zweck und damit einen neuen, wenn auch nur geringen Wert verlieh. Feierlich gelobte ich dem Aermſten, ſeinen letzten Wunſch und Willen gewiſſenhaft zu erfüllen, zur Bekräftigung darauf hinweiſend, daß mir ſelbſt daraus eine wohlthätige Befriedigung erwachſen werde.

Von da an ſchloß ich noch herzlichere Freundſchaft mit dem Kleinen. Wie auf King, blieb dies auch auf die ihre bangen Sorgen verheimlichende Mutter nicht ohne beſchwichtigenden Einfluß. Unter heißen Thränen dankte ſie mir immer wieder, ſo oft ich den munteren Knaben überwachte, während ſie ſelbſt in der Pflege des ſeinem Ende ſchnell entgegenſiechenden Gatten ſich verzehrte. Un-

endlich wohlthuend wirkte dann wieder auf mich ein, wenn ich beobachtete, daß King, ſchon ſeit Wochen ans Lager gefeſſelt, ſich mehr und mehr beruhigte und mit dem Gedanken an das Unvermeidliche ausſöhnte. Der Dank aber, den er mir in ſeinen traurigen, entſagenden Blicken darbrachte, wird mir unvergeßlich bleiben bis zum letzten Atemzuge.

Wie das Befinden derartig dem Tode Geweihter, je näher dem Abſchluß, zuweilen um ſo lebhafter, ſogar verheißend aufflackert, erging es auch King. Da benutzte er denn eine dieſer guten Stunden dazu, abermals über ſeine bevorſtehende Auflöſung mit mir zu ſprechen. Während ſeine Frau auf meinen Rat draußen auf Deck mit ihrem Liebling friſche Luft ſchöpfte, händigte er mir ſeine und der Seinigen Familienpapiere ein. Beigefügt waren eine Anzahl Zeichnungen und Beſchreibungen, die ſich auf Erfindungen bezogen, wie ſolche bei Ausübung des Gewerbes aus ſeinem Kopf hervorgegangen waren. Nur eine war vollſtändig erläutert, wogegen andere noch des Prüfens und Vervollſtändigens bedurften. Alle übergab er mir mit der Bitte, zu verſuchen, ob ſie in dem neuen Weltteil eine günſtigere Beurteilung erfahren würden, als ihnen in der Heimat zugewendet wurde. Auch das ſicherte ich ihm zu, mich zu ſeiner Befriedigung darauf berufend, ſchon im Knabenalter, zwar nur ſpielend, mit Mechanik mich eifrig beſchäftigt zu haben.

Abermals gingen einige Tage dahin, und die Fahrt zweier Wochen trennte uns noch von New York, als ich des Nachts an das Lager des Sterbenden gerufen wurde. Ich kam gerade noch früh genug, um einen letzten matten Händedruck von ihm in Empfang zu nehmen und das ihm erteilte Verſprechen aus vollem Herzen zu erneuern. Er hatte mich verſtanden; das verkündete der eigentümliche Zug des Friedens, der auf ſeinem abgezehrten Antlitz erſtarrte.

Der Knabe ſchlief. Es ſtörte mich alſo nichts, der verzweifelnden Witwe meine Aufmerkſamkeit ausſchließlich zuzuwenden und ſie vor allen Dingen über die Zukunft ihres Kleinen zu beruhigen. Auf meine Beteuerung, ihn an Kindesſtatt anzunehmen, wurde ſie gefaßter, ſo gefaßt, daß es mich beängſtigte. Sie herzte und küßte ihn wohl, jedoch trockenen Auges und wie geiſtesabweſend. Dann übergab ſie ihn mir, um bei den Vorbereitungen zur Beſtattung des Toten mit Hand anzulegen und ihm den letzten Liebesdienſt zu erweiſen.

Es war unterdeſſen Tag geworden und das unabweisliche Ereignis, deſſen ich mit Bangigkeit gedachte, ſollte ſtattfinden. Als man die in Segeltuch eingenähte Leiche auf Deck ſchaffte, nahm ich den Knaben auf den Arm, bevor er deren anſichtig geworden. Um ihn nicht Zeuge des Verſenkens und der etwaigen Wehklagen der Mutter werden zu laſſen, ging ich mit ihm nach dem Vorderſchiff hinüber. Ich hörte noch das kurze Gebet, das der Kapitän über den auf einem Brett nach der Brüſtung hinaufgeſchobenen Toten hin verlas. Es folgte das Brauſen, unter dem die Fluten ſich über dem Hinabgeſendeten ſchloſſen. Gleich darauf wiederholte ſich das unheimliche Geräuſch, und über das Schiff hin ſchallte der durch Mark und Bein dringende Ruf: „Mann über Bord!“

Wem er galt, ich brauchte nicht danach zu fragen. Jede andere Rückſicht, ſelbſt die Liebe zu ihrem Kinde mißachtend und den Eingebungen wilder Verzweiflung nachgebend, war die Mutter dem Gatten in die Ewigkeit gefolgt, ich ſelbſt aber der väterliche Beſchützer des verwaiſten Knaben geworden.

Als wir vierzehn Tage ſpäter landeten, hatte der kleine Robert ſich bereits ſo eng an mich angeſchloſſen, daß er nach Mutter und Vater kaum noch fragte. Es verwiſchten ſich die Erinnerungen an ſie um ſo ſchneller, nachdem er

sich daran gewöhnt hatte, mich Vater zu nennen. Und was im Bereich meines Könnens lag, ihm die Eltern zu ersetzen, das bot ich redlich auf.

Ich übergehe, zu welchen Mitteln ich griff, die letzten Spuren hinter mir zu verwischen und in der Heimat zu den Verschollenen gezählt zu werden. Aus der Doppelgestalt, in der ich anfänglich auftrat, ging ich schließlich als der Kunstschlosser Thomas King hervor. Dann bewirkte ich durch den Wechsel meines Wohnsitzes ohne Mühe, daß die anfänglich bedachtsam geschürten Gerüchte, den Sohn des verschwundenen Pardelstein angenommen zu haben, verstummten. Der junge Robert King fuhr freilich am besten dabei; denn nichts verabsäumte ich, das auch nur entfernt zu seiner Wohlfahrt und Sicherstellung seiner Zukunft beitragen konnte. Zu statten kam mir nebenbei, daß ich, um die Hinterlassenschaft des verstorbenen King mit Gewinn auszunutzen, gewissermaßen gezwungen war, das Schlosserhandwerk zu erlernen. Dann gingen die Jahre ziemlich eintönig dahin. Die Arbeit mit ihren überraschenden Erfolgen wehrte dem Versinken in düstere Grübeleien. Es erquickte mein Auge der Anblick meines Schützlings, der zu einem Hünen heranzureifen versprach, wovon freilich die herbe Frage an das Schicksal unzertrennlich blieb, weshalb es nicht mein eigener Sohn, der die Leere an meiner Seite ausfüllte.

Das ist also der vermeintliche Lothar v. Pardelstein. Ließ ich Sie bis zur jetzigen Stunde in der irrigen Ueberzeugung, so weiß ich, daß Sie der letzte wären, mein Verfahren vielleicht nachträglich noch zu verurteilen."

Bertrand, noch immer unter dem förmlich betäubenden Eindruck der ungeahnten Aufschlüsse, verneigte sich zustimmend. Vor seinem Geiste zogen die Ereignisse vorüber, die ihn in nähere Beziehung zu King Bob brachten. Es erstand vor ihm die Gestalt des verwegenen Steppen-

reiters. Er vergegenwärtigte ſich das Rätſelhafte in dem Verkehr des ſtillen Kunſtſchloſſers mit ſeinem Pflegeſohn, wie in dem Weſen des jungen Mannes, der ſeiner Herkunft ſich bewußt zu ſein glaubte und die ihm durch Geburt vermeintlich zugefallenen Rechte und Bevorzugungen mit Hohn zurückwies, und dahin ſank die heimliche Scheu vor dem erſten Zuſammentreffen mit ſeiner Gönnerin.

„Die reichen Mittel, die mir aus den patentierten Erfindungen heute noch zufließen,“ nahm Pardelſtein nach einer Pauſe trüben Sinnens ſeine Mitteilungen wieder auf, „boten nur dürftigen Erſatz für das, was während der vielen Jahre unabläſſig an meinem Gemüt nagte und zehrte. Um ſo höher ſchätze ich dafür, durch ſie befähigt worden zu ſein, das dem verſtorbenen King und ſeiner Frau mit in den Tod hinein gegebene Verſprechen verhältnismäßig glänzend zu löſen.

Durch Nacht zum Licht. Meine Aufgabe auf dieſer Seite des Ozeans iſt gelöſt, eine andere trat an deren Stelle, eine Aufgabe, die erheiſcht, Sie zu begleiten. Bringe ich aber durch mein Erſcheinen vor der Teuren nur oberflächlich verharſchte Wunden wieder zum Bluten, ſo ſteht dem der unheilbare Gram gegenüber, der ſich täglich erneuerte, ſo oft ich meinen Pflegeſohn, dieſes Urbild männlicher Kraft und Schönheit, bewunderte und ihn unwillkürlich mit einem zarten hinfälligen Kinde verglich, dem ich einſt mit zitternder Hand die erloſchenen Augen zudrückte. Ein ſtilles Winkelchen in ihrer Nachbarſchaft, wo ich Gelegenheit finde, zeitweiſe im Verkehr mit ihr den ermüdeten Geiſt zu erquicken und das gealterte Herz zu erfriſchen, iſt das einzige, das ich noch erſehne. Verrauſchten aber die einſt glückverheißenden Hoffnungen, verwehten die holden Träume unter den über ſie hinwegſtrömenden Zeiträumen, ſo blickt dafür um ſo klarer das geiſtige Auge. Nicht mehr gehemmt durch jugendliche

Ueberſchwenglichkeit, entſcheidet der Kopf, wo früher das Herz allein ſprach. Sind es aber keine duftenden Blüten, aus denen wir Kränze der Erinnerung winden, ſo mögen es unverwelkliche Immortellen ſein, mit denen wir die Gräber unſerer holdeſten Lebenshoffnungen ſchmücken."

Mit dem letzten Wort erhob er ſich. Bertrand verſtand ihn und ſchickte ſich zum Gehen an. Bis vor die Hausthür hinaus gab Pardelſtein ihm das Geleite. Schweigend trennten ſie ſich. Was ſie bewegte, verriet der Druck, mit dem ihre Hände ſich ſuchten.

— — — — — — — — — — — —

Der Winter war dahin, der Weckruf des Frühlings ſollte erklingen, und es nahte der Tag, an dem die in Kings Hauſe Vereinigten zum letztenmal Auge in Auge einander gegenüber treten ſollten. Weſtlich zog es King Bob und Bell mit unwiderſtehlicher Sehnſucht; öſtlich ſtand der Sinn Pardelſteins und Bertrands, wogegen Mutter Hickup ihre Häuslichkeit ſo weit vergrößerte, daß Independence und ihr Auserkorener zu jeder Stunde ihre gemeinſchaftliche Wohnung bei ihr fanden. Eine Woche vor dem zum Aufbruch beſtimmten Termin wurde ihre Hochzeit in würdiger Stille gefeiert. Die eindringlichen Worte des Geiſtlichen erhielten demnächſt noch eine beſondere Bekräftigung durch Mutter Hickup, die unter Thränen der Rührung die guten Lehren über die einer jungen Frau geziemende Subordination und die Eheſtandskriegsartikel im allgemeinen mit einem angemeſſenen Vorrat charakteriſtiſcher Weisheitsſprüche aus dem Goldſchatz des unſterblichen Korporals Knockhimdown durchſchoß. Dann ging alles ſeinen gewohnten ruhigen Gang weiter, als ob höchſtens ein milder befruchtender Regenſchauer über das Haus und deſſen Umgebung hingezogen wäre. Nur die Vorbereitungen zur Abreiſe beider Parteien wurden mit erhöhtem Eifer betrieben.

King Bob und seine schöne junge Frau waren die ersten, die ihre Fahrt den Missouri hinauf antraten. Zwei Tage vorher hatte Pardelstein seinen nunmehr wieder gänzlich hergestellten Schützling zur späten Abendstunde zu sich entboten. Zunächst händigte er ihm zu seinem starren Erstaunen einen auf seinen Namen und Santa Fé in Neumexiko lautenden Wechsel über achtzehntausend Dollars ein, mit dem Rat, das Geld in Grundbesitz oder zur Vergrößerung seines Viehstandes anzulegen. Dann vertiefte er sich in eine lange Erzählung, da beginnend, wo er ihn als hilflosen Knaben an sich kettete. Ueber seine Geburt erteilte er ihm die weitreichendste Auskunft. Zugleich übergab er ihm die darauf wie auf seine Eltern bezüglichen Papiere. Ferner rief er ihm ins Gedächtnis, wie er seiner Erziehung die peinlichste Aufmerksamkeit zugewendet habe, die Erfolge seiner Mühen und Sorgen zwar hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben seien, er aber trotz mancherlei Täuschungen die Wendung nicht beklage, die sein Leben genommen habe. Er sei glücklich geworden, das genüge. Gelöst sei das seinen Eltern verpfändete Wort, und um die letzte Bitterkeit von ihm auszuscheiden, beteuerte er, was auch immer an bösen Erfahrungen er über sich habe ergehen lassen: es sei vergeben und vergessen. Ein herzliches, freundliches Andenken sei alles, was er von ihm erwarte.

Während dieser Mitteilungen hatte King Bob anfänglich schüchtern, dann aber mit wachsendem Erstaunen gelauscht. Ernste Teilnahme prägte sich in seinen Zügen aus. Je weiter Pardelstein mit seinen Schilderungen gelangte, um so auffälliger trat ein eigentümliches Gepräge aufrichtiger Bewunderung und Dankbarkeit auf seinem Antlitz zu Tage, bis endlich Rührung es nur noch allein beherrschte. Immer wieder drückte er des väterlichen Freundes Hände, aus überströmendem Herzen beteuernd,

daß nunmehr die letzten Zweifel von ſeinem Gemüt gewichen ſeien, kein beglückenderes Los ihm habe zufallen können, als es ihm von dem treuen Beſchützer über alle Hinderniſſe hinweg bereitet worden.

„Das höre ich gern von dir,“ verſetzte Pardelſtein ſchwermütig, „es bedarf daher wohl nur einer Andeutung, um zu erreichen, daß du weder Mutter Hickup noch Independence mit dem vertraut machſt, was zwiſchen uns zur Sprache kam. Von dem Gelde magſt du ihnen erzählen, und ich weiß, ſie freuen ſich darüber; dagegen bleibſt du vorläufig noch für ſie mein leiblicher Sohn, ſchon allein um der unzähligen Fragen willen, mit denen ſie in ihrer Teilnahme uns umbringen würden. So ſollen ſie auch erſt nach meiner Abreiſe erfahren, daß dieſes Grundſtück ihr unumſchränktes Eigentum geworden iſt.“

Mitternacht war längſt vorüber, als ſie ſich voneinander trennten. Draußen ſtrichen die erſten Frühlingslüfte durch die kahlen Wipfel des Hains. Der nahe Miſſouri rauſchte geheimnisvoll, indem er, durch Aufnahme unberechenbarer Schneegewäſſer bis beinahe zu den Uferrändern emporgewachſen, die nachgiebigen Lehmwände eifrig benagte. Hin und wieder krachte und polterte es dumpf, wenn die auf ſeinem langen Wege entwurzelten Baumſtämme wie die Trümmer zerſtörter Treibholzinſeln heftig zuſammenſtießen, gleichſam Arm in Arm weiterglitten oder, von der Strömung feſter gepackt, herumſchwangen und ſich wieder voneinander trennten. Das Haus lag ſtill. Es ſchien zu träumen von den nicht allzufern vor ihm liegenden Zeiten, in denen maſſive Bauwerke und Kunſtſtraßen es gewiſſermaßen verſchlingen ſollten.

Es iſt Sonntag. Bruthitze verkündend, entſendet die Frühſonne ihre ſchrägen Strahlen über die Provinz Neumexiko. Der nächtliche Tau iſt noch nicht vollſtändig

verdunſtet. Die von Pferden und Rindern belebten weitgedehnten Grasfluren ſcheinen zu dampfen. Wie ein Flor hängt es vor dem blauen Santa Fé-Gebirge. Nahe der unregelmäßigen Waldgrenze taucht hie und da ein Rancho auf. Ein größeres Gehöft lehnt ſich gewiſſermaßen an einen geſonderten Hain.

Vor dem aus ungebrannten Ziegeln errichteten geräumigen, würfelähnlichen Wohnhauſe im Schatten der breiten Veranda ſitzen Howitt und ſeine alternde Lebensgefährtin. Schon zur frühen Morgenſtunde ſind ſie von ihrem, eine Viertelſtunde entfernten Rancho herübergekommen. Andächtig waren ſie einhergeſchritten, als hätten ſie ſich auf dem Wege zur Kirche befunden. Zwiſchen den Knieen Howitts, noch immer das Urbild eines granitenen Squatters, ſteht ein vierjähriger blondgelockter Knabe, in kindlich zutraulicher Weiſe plaudernd und erzählend. Aufmerkſam, als wären die kleinen Roſenlippen der Born ewiger Weisheit geweſen, lauſcht Howitt. Immer wieder gleitet die harte Hand ſchmeichelnd über das dichte weiche Seidenhaar des Kleinen, und wo nur immer thunlich, nennt er ihn ſeinen eigenen Adam. Ein noch jüngerer Knabe ſitzt auf der Großmutter Schoß und läßt als King Bob deren Liebkoſungen mit unerhörtem Gleichmut über ſich ergehen. Vor den alten Leuten ſteht Bell, auf den Armen ein liebliches kleines Mädchen, Bell in der vollen Anmut einer glücklichen Hausfrau und Mutter. Der Stolz, der ſie angeſichts der freundlichen Gruppe erfüllt, weicht allmählich vor einem träumeriſchen Ausdruck. Sie mag ſich die Stunde vergegenwärtigen, in der ſie mit ihrem Auserkorenen aus dem elterlichen Hauſe fortgewieſen wurde, ſich fragen, ob der vor ihr ſitzende alte Mann wirklich derſelbe, der einſt ſeine Vatergefühle grauſam verleugnete.

Wohl hatte die Trauer um den ihm meuchleriſch entriſſenen Sohn an ſeinem Herzen genagt und dem verwit-

terten Geſicht das Gepräge tiefer Schwermut verliehen, doch nur ſo lange, bis ſie ihm ihren Erſtgeborenen darreichte, und dieſer wie ein vom Himmel entſendeter Erſatz gerührt in Empfang genommen wurde.

„Wo mag Bob zur Zeit weilen?“ fragt ſie, eine kurze Pauſe in dem Geplauder der beiden Knaben ausnutzend.

„Er muß am Miſſouri eingetroffen ſein,“ antwortet Howitt. „Zwei Monate wird er ſo ziemlich mit dem Ochſengeſpann gebraucht haben.“

„Ob aber wohlbehalten?“ meint Bell beſorgt.

„Wohlbehalten,“ entſcheidet Howitt, „wer um die Wohlfahrt eines King Bob bangt, unterſchätzt ihn, rechne ich.“

Durch die Entfernung gedämpft, tönt das Läuten der Kirchenglocken von Santa Fé herüber.

Howitt neigt das Haupt und ſieht ernſter auf ſeinen Liebling. Wie ſegnend ruht die ſchwielige Hand auf den lichtblonden Locken. Nachdem ihm im Laufe vieler Jahre in abgeſchiedener Wildnis das Glockengeläute fremd geworden, kann er es nicht mehr hören, ohne jedesmal tief ergriffen zu werden. Umringen ihn nicht die ſchweren Mauern des Gotteshauſes und hört er nicht die frommen Worte des Geiſtlichen, ſo iſt ihm doch, als habe er, in andächtiges Gebet verſunken, vor einem Altar gekniet. Und der Himmel wölbt ſich ja ſo blau und klar über ihm, und die Luft iſt voll Sonnenſchein. In dem nahen Hain ſingen und zwitſchern die ſorgloſen Vögel ihre Jubellieder. Wie aus lichten Höhen, den Wohnungen der Seligen entſendet, ſchmiegen die koſenden Kinderſtimmen ſich zärtlich an ſein altes Herz an.

— — — — — — — — — — — —

Der Tag, der in weiter Ferne King Bobs Angehörige unter deſſen Dach einte, neigt ſich dem Ende zu. Die ſinkende Sonne blickt über den Miſſouri hinüber und ver-

goldet das Schindeldach des Hauſes des alten Kunſtſchloſſers und über dieſes hinweg die Wipfel des ſchattigen Hains. Einzelne Strahlen ſendet ſie zwiſchen den Stämmen hindurch, wie die glücklichen Menſchen ſuchend, die ſich in heiterem Verkehr um den Tiſch reihen.

Den Ehrenplatz in der rechten Bankecke hat Mutter Hickup eingenommen. Neben ihr ſitzt King Bob, das Bild eines ſelbſtbewußten Karawanenführers. Von Kanſas, der Endſtation, hat er ſich auf einige Tage fortgeſtohlen, um ſeinem alten Drachen einen kurzen Beſuch abzuſtatten. Ihnen ſitzen gegenüber der luſtige Jerry, zur Zeit Prokuriſt, und ſeine Frau, das mannhafte liebliche Soldatenkind. Abſeits auf dem Raſen tummeln ſich ein vierjähriger Knabe und ein dreijähriges Mädchen mit dem noch immer erträglich rüſtigen Kornett.

King Bob hat eben die letzten, nicht mehr ganz jungen Briefe Pardelſteins vorgeleſen, die von ſeinem und der zu ihm Gehörenden Wohlergehen zeugten. Daran anknüpfend, bemerkt er:

„Mir erſcheint es noch immer wie ein Märchen, daß der ſtille, anſpruchsloſe Schloſſermeiſter ſich plötzlich in einen hochgeborenen Herrn umwandelte.“

Mutter Hickup nimmt die Pfeife aus dem Munde, ſtreicht ihr kurzes, faſt ganz weißes Gelock mit einer ähnlichen Würde wie einſt der berühmte Korporal ſeinen Schnurrbart und erklärt gelaſſen: „Ob Edelmann oder Grobſchmied: auf das Innere kommt es an, wie ſchon der ſelige Knockhimdown zu ſagen pflegte, wenn er eine erblindete ſchäbige Flaſche auf ihren Inhalt prüfte.“

„Und darin war er groß, was ihm ſogar im Himmel noch angerechnet wird,“ fügt King Bob verſchmitzt lächelnd hinzu.

Mutter Hickup wirft Independence einen bezeichnenden Blick zu, die alsbald ins Haus eilt, und mit der Pfeife

über die Schulter auf King Bob weisend, fährt sie zu Jerry gewendet fort: „Immer noch der alte: verwegen, großmäulig und gottesfürchtig, und so wird's bleiben bis zum letzten Appell. — Knockhimdown!“ ruft sie zu den Kindern hinüber.

Der Name ist kaum ihren Lippen entflohen, als der Knabe emporschnellt, spornstreichs zu ihr eilt und sich militärisch in die Brust wirft.

Mutter Hickup kehrt sich King Bob zu, und mit einer Strenge, aus der ihr inniges Behagen hervortönt, hebt sie an: „Das nennt man Disziplin, wie ich wünsche, daß das Goldkind, die Bell, sie dir allmählich eindrillen möge. Von dem unschuldigen Bürschchen aber magst du lernen, wie man beim Aussprechen eines großen Ehrennamens salutiert. Aber freilich, mancher lernt's nie, behaupte ich.“

Noch lacht man, Beifall spendend, als Independence erscheint und eine Flasche nebst Gläsern auf den Tisch stellt. Die letzten Worte der Mutter hat sie gehört, und deren Seltsamkeiten freundlich Rechnung tragend, bemerkt sie zuvorkommend: „Ein kräftiger Trunk außer der Zeit ist besser als den ganzen Tag gar nichts.“

Den Hut höflich lüpfend, fügt King Bob feierlich hinzu: „Wie schon der selige Knockhimdown behauptete, wenn er zwischen dem ersten und zweiten Frühstück einen Grog mischte.“

Mutter Hickup nickt geschmeichelt. „Ein großes Wort, ein wahres Wort,“ bestätigt sie, während sie die Flasche entkorkt und die Gläser füllt, und nach der Pause einer Minute das ihrige ergreifend, fährt sie fort: „Der erste Tropfen dieses edlen Madeiras gilt dem Andenken unseres unvergeßlichen Wohlthäters King v. Pardelstein, ihm und seinem jungen Freund Bertrand, dessen lieblicher Frau und ihrem hübschen Kindersegen. Dann aber der Er-

füllung meines Wunſches, das Goldkind ſamt der ganzen Nachkommenſchaft vor meinem Altwerden noch einmal wiederzuſehen.“

Die Gläſer klirren. Der kleine Knockhimdown und deſſen herbeigeeilte Schweſter arbeiten ſich unter dem Jubelgebell Kornetts nach dem Schoß der Großmutter hinauf, und dann folgt ein Herzen, Würgen und Mißhandeln, daß die tapfere Korporalswitwe, vor Wonne halb erſtickt, in ihrer Not nicht weiß, wo ſie mit der hochgehobenen brennenden Pfeife und dem in der anderen Hand gehaltenen halbvollen Glaſe bleiben ſoll.

Die Sonne iſt unterdeſſen tiefer hinabgeſunken, infolgedeſſen ſie zwiſchen den Stämmen hindurch eine freiere Ausſicht gewinnt. Jetzt ſcheint ſie ſtill zu ſtehen, um, nachdem ſie im Laufe des Tages auf ihrer Wanderung ſo viel Leid und Verrat unter dem ewig hadernden Menſchengeſchlecht beobachtete, vor dem Schlafengehen ſich noch einmal ſo recht mit Muße an einer Scene heiligen Friedens und ungetrübten Glückes zu weiden. Sie hat ihren blendenden Strahlenkranz abgelegt, iſt vor Freude ganz rot geworden.

Ende.

Schloß Bredow.

Kriminalroman von **K. v. Schlieben-Reventlow.**

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

„Retschin! Zehn Minuten Aufenthalt!“ rief der Schaffner, als der Zug in die von elektrischem Licht erhellte Station eingelaufen war, und öffnete seiner Gewohnheit gemäß die Thüren der Einzelabteilungen, einen flüchtigen Blick in dieselben werfend. Mit einemmal nahmen seine wettergebräunten Züge den Ausdruck des Schreckens an; unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Er hob seine Laterne hoch und leuchtete in die Abteilung zweiter Klasse hinein, dann schloß er schleunigst die Thür derselben wieder und eilte zu dem in der Nähe stehenden Zugführer, demselben eine Meldung zu machen.

„Ein Ermordeter? Haben Sie sich auch nicht getäuscht, Helmert?“ frug der Zugführer, ebenfalls bei der plötzlichen Meldung erschreckend.

„Ich habe es ganz deutlich gesehen. Es kann vielleicht auch ein Selbstmord gewesen sein, das ist möglich. Eins von beiden aber bestimmt.“

„Rufen Sie den Stationsvorsteher,“ sagte der Zug-

führer, und als dieser gekommen war, schritten alle drei rasch auf den von dem Schaffner bezeichneten Wagen zu.

Der Zugführer öffnete die Abteilung. Auf dem Polster lag die in einen eleganten Anzug gehüllte Gestalt eines Mannes, fast in der Stellung eines Schlafenden. Die rechte Hand war zusammengeballt, und aus einer tiefen Wunde am Halse, unmittelbar über dem weißen Stehkragen, sickerte Blut hervor, das auf dem Boden des Wagens bereits einen breiten feuchten Fleck gebildet hatte.

Der Stationsvorsteher faßte nach der geballten Hand; sie war kalt, der Puls schlug nicht mehr.

„Der Mann ist tot," sagte er leise. „Was ist zu thun?"

„Wir müssen die Polizei und einen Arzt benachrichtigen."

„Der Arzt wird wenig mehr thun können, die Hand fühlt sich bereits ganz kalt an. Der Tod muß schon vor längerer Zeit eingetreten sein. Schaffner Helmert, gehen Sie sofort zum Polizeibureau und melden Sie dort den Vorfall. Können wir den Wagen aushängen?"

„Viel Passagiere sind nicht darin, indessen würde es vielleicht am besten sein, den Wagen noch bis Berlin mitlaufen zu lassen, damit die dortige Kriminalpolizei gleich eine Untersuchung vornehmen kann," antwortete der Zugführer. „Ich glaube nicht, daß ein Selbstmord vorliegt. Sehen Sie die Unordnung, Herr Stationsvorsteher. Da hat ein Kampf stattgefunden. Die Hand hier ist auch zerkratzt, die Manschette zerrissen."

„Sie haben recht. Es handelt sich hier jedenfalls um einen Mord."

Der inzwischen herbeigekommene Polizeibeamte erhob keine Einwendungen gegen den Weitertransport des Wagens; er war augenscheinlich froh, die Untersuchung anderen Händen überlassen zu können, und so wurde die

Abteilung wieder geschlossen, und der Zug setzte mit geringer Verspätung seinen Weg fort, während der Stationsvorsteher den Vorfall telegraphisch der Berliner Kriminalpolizei mitteilte.

Als die Depesche bei dem Polizeipräsidium am Alexanderplatz eintraf, hielt es der wachthabende Kommissar für nötig, sofort den Chef der Kriminalpolizei selbst zu benachrichtigen, und dieser übertrug die Untersuchung dem Kriminalkommissar Kaspary, der in Begleitung eines Kriminalschutzmanns in Zivil, Namens Wesner, sich sofort in eine Droschke warf und nach dem Bahnhof fuhr.

Nachdem der Zug eingefahren war, stellte der Kommissar sich dem Zugführer vor und ließ sich von diesem an die betreffende Abteilung führen und sie öffnen. Auf den ersten Blick fand er die Meinung des Zugführers, daß ein Mord stattgefunden habe, bestätigt.

„Erwarten Sie mich mit dem Schaffner, der den Dienst für diesen Wagen besorgt hat, im Stationsbureau," ordnete er an und ließ dann, nachdem die Passagiere des Zuges den Bahnsteig verlassen hatten, die Leiche in dasselbe tragen. Er untersuchte zunächst den Wagen auf das genaueste. Einen abgerissenen Knopf und ein mit einigen Fettflecken versehenes weißes Blatt, das jedenfalls zum Einwickeln von Mundvorrat gedient hatte, nahm er an sich. Weiter fand sich in der betreffenden Abteilung nichts vor.

„Der Knopf kann vielleicht auf eine Spur führen, wie schon so oft," meinte der Schutzmann.

„Es ist möglich," erwiderte der Kommissar. „Ich glaube es indessen nicht. Sehen Sie, hier hängt an dem Knopf noch ein ganz kleiner Fetzen graues Tuch, und der Ermordete hatte einen hellgrauen Sommerüberzieher an. Ich glaube, daß der Knopf von diesem losgerissen ist."

Seine Ansicht bestätigte sich, als er zur Untersuchung

der Leiche schritt. Er ließ diese völlig entkleiden und durchsuchte, während der inzwischen herbeigeholte Arzt feststellte, daß der Tod schon vor mehreren Stunden eingetreten sein müsse, daß die Ursache desselben Verblutung an der Schnittwunde des Halses sei und daß diese unmöglich von der eigenen Hand des Toten herrühren könne, die Kleidungsstücke des Toten. Seine Wäsche trug kein Zeichen, nur in seinem Taschentuch fand sich ein Monogramm mit den Buchstaben J und M. Auf dem ledernen Anhänger des Ueberziehers stand die Firma W. Adam, Berlin, Friedrichstraße. In den Taschen fand sich nichts als eine Zigarettentasche mit einigen Zigaretten, ein Taschenmesser mit zwei Klingen und einem kurzen Pfropfenzieher, eine Schachtel schwedischer Streichhölzer und ein Schlüsselbund.

„Kein Portemonnaie, kein Pfennig Geld und keine Uhr bei einem Mann, der zweiter Klasse fährt?“ konnte der Kriminalschutzmann sich nicht enthalten zu bemerken. „Da muß doch jedenfalls ein Raubmord stattgefunden haben.“

„Es scheint so,“ gab Kaspary zur Antwort.

„Sie sind nicht davon überzeugt?“

„Nicht völlig. Mir sind Fälle bekannt, in denen man eine Leiche beraubte, um den vorhergegangenen Mord als Raubmord erscheinen zu lassen, während er ganz anderen Motiven entstammte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dies auch hier der Fall ist.“

„Aber wahrscheinlich ist es kaum.“

„Wahrscheinlich oder nicht — man muß in solchen Angelegenheiten stets alle Möglichkeiten im Auge behalten. — Die Schnittwunde am Halse ist die einzige, die der Tote aufweist?“ wandte er sich dann an den Arzt.

„Am Hinterkopf findet sich noch eine Beule, die durch einen Schlag mit einem stumpfen Instrument beigebracht

„Waren die Anderen Männer oder Frauen?"

„Soviel ich mich erinnere, nur Männer. Wenigstens wüßte ich nicht, daß ich eine Frau gesehen hätte."

„Der Zug kam von Königsberg?"

„Ja."

„Bitte, Herr Stationsvorsteher, tragen Sie dafür Sorge, daß festgestellt werde, ob alle Fahrkarten, welche unterwegs zu diesem Zuge gelöst wurden, abgegeben worden sind, oder ob welche fehlen."

„Das kann nur durch die Direktion geschehen."

„Tragen Sie unter allen Umständen Sorge dafür, daß es schleunigst geschieht. Es ist von äußerster Wichtigkeit. Vielleicht erfahren wir auf diese Weise, wo die Verbrecher — ich glaube, daß es mehrere gewesen sind, denn der Tote war augenscheinlich ein sehr kräftiger Mann — eingestiegen sind."

„Er kann auch von einem einzelnen im Schlafe ermordet worden sein."

„Das ist kaum anzunehmen. Ist er in Wusterwitz noch munter gewesen, so wird er kaum so rasch und so fest eingeschlafen sein, daß ihn das Oeffnen der Wagenthür während des Fahrens des Zuges nicht erweckt hätte, um so mehr, als er, wie der falsche Bart beweist, auf seiner Hut war. Nun noch eines: Wissen Sie vielleicht, Schaffner, ob der Tote Gepäck bei sich hatte?"

„Allerdings. Eine große, schwarze Reisetasche mit Nickelbeschlag. Sie ist verschwunden."

„Wir werden danach trachten, sie wiederzufinden. Daß sie sein Gepäck und nicht das eines anderen war, wissen Sie bestimmt?"

„Ganz bestimmt, denn er hat sie unterwegs einmal geöffnet."

„Was darin war, sahen Sie nicht?"

„Nein. Ich habe auch nicht darauf achtgegeben."

„Das läßt sich denken. Lassen Sie den Leichnam nach der Morgue schaffen, Herr Stationsvorsteher, vielleicht erkennt ihn jemand. Wenn wir erst wissen, mit wem wir es zu thun haben, ist schon etwas Licht in das Dunkel gebracht. Ich werde dafür sorgen, daß die Besucher der Morgue beobachtet werden. Wann geht der nächste Zug nach Retschin?"

„Morgen früh um vier Uhr."

„Gut, da habe ich vollauf Zeit, einen vorläufigen Rapport zu machen und einige Vorbereitungen zur Fahrt zu treffen. Sie kommen mit, Wesner."

„Zu Befehl, Herr Kommissar."

„Sie waren wohl übrigens nicht der einzige diensthuende Schaffner?" wandte Kaspary sich wieder an Helmert.

„Nein, es waren noch zwei Kollegen von mir im Dienst."

„Wie heißen sie?"

„Böhm und Roser."

„Wo sind sie?"

„Sie pflegen sonst gewöhnlich gleich nach der Ankunft des Zuges nach Hause zu gehen; heute aber wollten sie mich erwarten, um noch Näheres über den Mord zu hören."

„Wo?"

„Im Wartesaal dritter Klasse."

„Sehen Sie zu, ob sie noch dort sind, und wenn dies der Fall ist, bringen Sie sie her. Ueber den Vorfall selbst dürfen Sie zu niemand etwas äußern."

Der Schaffner ging. „Ist Helmert ein zuverlässiger Mann?" frug Kaspary den Zugführer, sobald er hinaus war.

„Einer der zuverlässigsten Beamten, die wir haben."

„Lebt er in guten Verhältnissen?"

„Nun, Herr Kriminalkommiſſar, Reichtümer kann wohl kein Eiſenbahnſchaffner anſammeln, und Helmert hat zudem eine ſtarke Familie — aber Sie glauben doch nicht etwa gar, daß er der Mörder geweſen ſein könnte?“

„Ich glaube vorderhand noch gar nichts und werde mich hüten, einen anſcheinend durchaus pflichttreuen Beamten zu verdächtigen. Nur das kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß, wenn jemand, der nicht zum Perſonal gehört, den Mord begangen hat, dies von außerordentlicher Kühnheit zeugt. Bedenken Sie, der Mörder mußte während raſcher oder doch mindeſtens normaler Fahrt des Zuges ſeine Abteilung verlaſſen und auf den Trittbrettern entlang gehen, dann die Thür des fremden Coupés von außen öffnen und nach vollbrachtem Mord ſich in der gleichen Weiſe auf ſeinen Platz zurückbegeben.“

„Und doch kann der Mord nicht in anderer Weiſe vollführt worden ſein,“ warf der Stationsvorſteher ein. „Das beweiſt ſchon das Verſchwinden der Reiſetaſche.“

„Vorderhand iſt noch nicht bewieſen, daß dieſe überhaupt exiſtiert hat.“

„Helmert ſagte es ganz beſtimmt.“

„Er kann ſich geirrt haben. Aber ſelbſt wenn man ſeine Behauptung bezüglich der Reiſetaſche als richtig annehmen will, und ich neige allerdings ſelbſt dieſer Anſicht zu, ließe ſich ihr Verſchwinden noch auf ziemlich einfache Weiſe erklären.“

„Wie das?“

„Der Mörder kann ſie einem anderen zum Weitertransport gegeben, er kann ſie auch einfach aus dem Fenſter geworfen haben, um ſie ſpäter zu holen.“

„Da könnte man ihm doch leicht zuvorkommen.“

„In der Nacht ſchwerlich. Aber ſeien Sie unbeſorgt, Herr Zugführer, Helmert macht mir durchaus nicht den Eindruck eines Raubmörders — ganz abgeſehen davon,

daß ich, seitdem wir entdeckt haben, daß der Tote einen falschen Bart trug, sehr zweifelhaft geworden bin, ob überhaupt ein Raubmord vorliegt."

„Aber welches Motiv wollen Sie sonst annehmen?"

„Wüßte ich das, so wäre ich um vieles weiter in dieser immer dunkler und rätselhafter werdenden Sache."

Der Wiedereintritt des von seinen beiden Kollegen begleiteten Helmert machte dem Gespräch ein Ende. Die Schaffner konnten wenig Neues aussagen. Das einzige, was von Wichtigkeit schien, war, daß Böhm mit Sicherheit anzugeben wußte, daß in Retschin nur vier Personen den Zug verlassen hatten, lauter Männer, jeder für sich gehend.

„Wissen Sie vielleicht auch, ob dieselben Gepäck bei sich hatten?"

„Soviel ich mich erinnere, nur der eine, der, welcher zuerst ausstieg. Er hatte einen kleinen braunen Koffer, wie ihn viele Reisende mit sich führen."

„Eine schwarze Reisetasche trug keiner?"

„Nein. Oder vielmehr, eine kleine schwarze Ledertasche hatte der eine, der, welcher zuletzt den Bahnsteig verließ, am Riemen über der Schulter hängen. Aber es war keine Reisetasche, sondern eine sogenannte Kuriertasche."

„Die Tasche, welche der Ermordete bei sich trug, war groß und schwer, eine richtige Reisetasche," warf Helmert ein.

„Woher wissen Sie, daß sie schwer war?"

„Ich meine nur ... es schien mir so ... weil sie so voll war," entgegnete, durch diese Frage verblüfft, der Beamte.

„Sie konnte doch auch leichte Gegenstände enthalten," warf Kaspary mit forschendem Blick ein.

„Ja, freilich konnte sie das."

„In der Hand gehabt haben Sie die Tasche nicht?"

„Wie käme ich dazu?"

„Nun, ich meine, es kommt doch manchmal vor, daß ein Schaffner Reisenden beim Einsteigen oder Aussteigen behilflich ist."

„Das thue ich auch bisweilen, bei diesem Zuge aber hatte ich vier Wagen zu erledigen und daher keine Zeit zu solchen Gefälligkeiten."

„Ist Ihnen an den Passagieren der anderen Abteilungen desselben Wagens etwas aufgefallen?"

„Nein."

„Gar nichts?"

„Nein."

„Was waren es für Leute?"

„Der Ermordete hatte Abteilung B; Abteilung A war leer. In Abteilung C befand sich eine alte Dame, die fast den ganzen Weg geschlafen hat. Sie ist erst in Berlin ausgestiegen. In Abteilung D waren zwei Männer, ein älterer und ein sehr junger Mensch —"

„Wo sind die beiden ausgestiegen?"

„Warten Sie einmal — ich glaube, es wird in Retschin gewesen sein. Ganz recht. Als ich das Mordcoupé aufschloß, kam ich vom Kopf des Zuges her und hatte die Abteilungen E, D und C schon geöffnet. Da müssen die beiden noch drin gewesen sein, sonst hätte ich die Abteilung geschlossen gelassen. Nachher aber sind sie nicht mehr darin gewesen."

„Das wissen Sie bestimmt?"

„Ganz bestimmt, Herr Kriminalkommissar."

„Die Fahrkarten hatten Sie ihnen nicht abgenommen?"

„Nein."

„Das wäre allerdings ein Punkt, der zu denken giebt. Können Sie mir die beiden Personen etwas näher beschreiben?"

„Viel weiß ich nicht mehr von ihnen. Der Aeltere trug, wenn ich nicht irre, einen langen engliſchen Backenbart, ſogenannte Kotelettes, der Jüngere hatte, das weiß ich ſicher, gar keinen Bart. Er rauchte eine Zigarette, als ich ihn ſah.“

„Wer war in Abteilung E?“

„Einige Soldaten und ein Herr, der bis Berlin mitgefahren iſt.“

„Fuhren die Soldaten auch bis Berlin mit?“

„Ja.“

„Hatten ſie Uniformen eines hieſigen Regiments?“

„Es waren zwei Einjährig-Freiwillige von den Gardedragonern.“

„Von den erſten oder den zweiten?“

„Das weiß ich nicht.“

„Thut nichts, ſie werden ſich raſch ermitteln laſſen. Nun noch einige Fragen an Sie, Schaffner Böhm.“

„Bitte, Herr Kommiſſar.“

„Wo hielten Sie ſich im Zuge auf?“

„Ich nahm jedesmal, nachdem wir eine Station paſſiert hatten, die Fahrkarten für die nächſte ab und ging dann in das Dienſtcoupé.“

„Wo befand ſich dieſes?“

„Hinter dem Poſtwagen.“

„Machten Sie es ebenſo, Schaffner Roſer?“

„Jawohl, Herr Kommiſſar.“

„Sie auch, Helmert?“

„Nein. Ich ging in ein leeres Coupé des vorderſten von meinen Wagen.“

„Warum nicht in das Dienſtcoupé?“

Helmert zögerte mit der Antwort. „Es war mir zu viel Rauch darin,“ ſagte er endlich.

„Wer rauchte denn da ſo viel? Hier Ihre beiden Kollegen?“

„Nein.“

„Wer denn ſonſt?“

„Es waren noch mehrere Streckenarbeiter darin, die ſehr ſchlechten Tabak rauchten.“

„So! Sie haben aber keine Beläſtigung durch den Rauch empfunden, Böhm?“

„Nein.“

„Und Sie auch nicht, Roſer?“

„Ich auch nicht.“

„War der Rauch denn ſo arg?“

„Na, ein bißchen viel Rauch war ſchon drin,“ ſagte Böhm.

„Warum haben Sie nicht das Fenſter geöffnet?“

„Mich genierte eben der Rauch nicht, aber Helmert mag wohl ein bißchen empfindlicher ſein. Er ſchlug die Thür gleich wieder zu und ſagte: „Hier iſt ja ein ſchauderhafter Qualm.“ Dann ging er wieder nach ſeiner Abteilung zurück.“

„Sie rauchen ſelbſt nicht, Helmert?“

„O doch, aber nur, wenn —“

„Nun?“

„Wenn ich von einem Paſſagier eine Zigarre geſchenkt bekomme.“

„Warum nur dann?“

„Wenn man ſtarke Familie hat, Herr Kommiſſar, ſo bleibt für Zigarren nicht viel übrig.“

„Können Sie nachweiſen, daß Sie während der Verübung der That in einer anderen Abteilung waren?“

„Nein — um Gottes willen, Herr Kommiſſar, Sie glauben doch nicht etwa, daß ich an dem Morde beteiligt ſein könnte?“

„Ich glaube vorläufig noch gar nichts und ſuche nur nach Merkmalen, die mich auf die Spur des Verbrechers führen könnten. Hielte ich Sie für den Schuldigen, ſo

würde ich Sie sofort verhaften. Aber besser wäre es, Sie wären in dem Dienstcoupé geblieben."

Er betrachtete Helmert scharf. Die Bestürzung desselben war sichtlich stark, aber auch unter solchen Umständen nur zu natürlich.

„Es ist gut. Sie können jetzt sämtlich nach Hause gehen," wandte sich Kaspary zu den drei Schaffnern. „Sie, Helmert, müssen vom Dienst dispensiert werden, da es sehr leicht möglich ist, daß weitere Befragungen notwendig werden. Keiner von Ihnen darf ein Wort über die Sache sprechen."

Die Schaffner gingen. Kaspary schrieb rasch einen vorläufigen Bericht nieder, in welchem er verlangte, daß Helmert von einem tüchtigen Beamten in möglichst unauffälliger Weise beobachtet werde, und daß die beiden einjährigen Gardedragoner vernommen würden, ob sie auf der Fahrt irgend etwas Auffälliges wahrgenommen hätten. Dann fuhr er in Begleitung Wesners mit dem Frühzug nach Retschin.

„Soll ich den Polizeibeamten holen, der den Bahnhofsdienst hatte?" frug Wesner, als sie dort ausstiegen.

„Zu welchem Zweck?"

„Es wäre doch möglich, daß er auf eigene Faust Nachforschungen angestellt und etwas ermittelt hätte."

„Das glaube ich kaum. Immerhin können Sie es versuchen. Stellen Sie sich ihm aber nicht als Beamter vor; man kann nicht wissen, ob er reinen Mund hält, und ich möchte nicht, daß man hier von unserer Anwesenheit erfahre. Sagen Sie ihm, Sie wären Zeitungsberichterstatter, hätten von dem Morde gehört und wollten Ihrem Blatt genauere Nachrichten senden. Lassen Sie im Notfall ein paar Flaschen guten Wein auffahren, um ihm die Zunge zu lösen, aber nur dann, wenn Sie merken, daß er wirklich etwas weiß; sonst halten Sie sich nicht

mit ihm auf. Mit mir bringen Sie ihn unter keinen Umständen zusammen, ich will nicht, daß er von meiner Anwesenheit auch nur eine Ahnung habe."

„Schön, Herr Kriminalkommissar."

„Ermitteln Sie sodann, ob mit dem Nachtzug angekommene Fremde hier irgendwo abgestiegen sind."

„Das wird nicht schwer halten, der Ort ist nur klein."

„Beschränken Sie sich nicht auf die Gasthäuser, suchen Sie auch zu erfahren, ob sonstwo jemand Fremdes angekommen ist. Sobald diese Nachforschungen beendet sind, treffen Sie mich hier wieder."

„Im Wartesaal?"

„Nein, das könnte auffallen."

„Wo dann?"

„Auf dem Wege vom Bahnhof zur Stadt. Sie werden mich schon irgendwo sehen."

„Schön, Herr Kriminalkommissar."

„Meinen Titel dürfen Sie von jetzt an auch nicht mehr nennen. Ich heiße Schulze, verstanden?"

„Jawohl, Herr Schulze."

„Gut. Gehen Sie jetzt."

Während Wesner seine Nachforschungen begann, begab sich Kaspary zu dem Kreisphysikus und ließ diesen mit der Mitteilung, daß es sich um eine äußerst wichtige und dringende amtliche Angelegenheit handle, wecken. Er entschuldigte dies dann, teilte dem Kreisphysikus mit, um was es sich handle, und frug, ob derselbe sich vielleicht erinnere, mit wem er in der Nacht zusammen nach der Stadt gegangen sei.

„Hinter mir kam ein einzelner Herr, auf den ich nicht achtgegeben habe. Vor mir gingen zwei andere."

„Zusammen?"

„Nein, jeder einzeln."

„Können Sie diese vielleicht einigermaßen beschreiben?"

„Einen von ihnen habe ich bei dem Licht einer Laterne zufällig gesehen; es war ein ganz junger, bartloser Mensch. Er hatte einen kleinen, weichen, schwarzen Filzhut auf.“

„Wie war er sonst gekleidet?“

„Ich habe darauf nicht achtgegeben; ich war ziemlich müde. Nur das weiß ich noch, daß er helle Beinkleider und einen ebenfalls hellen Sommerüberzieher trug. Ja, richtig, ein kleines Stöckchen hatte er auch in der Hand, mit dem er bisweilen in der Luft herumfuchtelte.“

„Weiter wissen Sie nichts von ihm?“

„Nein.“

„Und der andere?“

„War dunkel gekleidet, groß und breitschulterig.“

„Sein Gesicht haben Sie nicht gesehen?“

„Nein.“

„Auch sonst ist Ihnen an den beiden nichts aufgefallen?“

„Nein, nicht das mindeste.“

„Wohin gingen sie?“

„Sie bogen rechts ab, ehe ich an meine Wohnung kam, und gingen die Lange Gasse hinauf.“

„Sind dort Gasthöfe?“

„Nein.“

„Viele Häuser?“

„Auch nicht, nur noch einige kleinere Gebäude.“

„Wer wohnt dort?“

„Meist Ackerbürger und einige Handwerker.“

„Dann ist die Gasse auch nicht sehr belebt?“

„Nachts ist sie ganz öde.“

„Aus der Stadt waren die beiden wohl nicht?“

„Kaum — der junge Mann bestimmt nicht.“

„Sie hätten ihn sonst gekannt?“

„Gewiß, ich bin schon länger als zwanzig Jahre hier.“

„Wohin kommt man, wenn man die Lange Gasse rechts weiter verfolgt?“

„Nach Rauendorf."

„Wie weit ist es bis dahin?"

„Eine schwache Stunde."

„Könnten die beiden wohl von dort gewesen sein?"

„Das ist auch kaum anzunehmen; ich würde sie dann wahrscheinlich auch gekannt haben, denn ich komme oft nach Rauendorf."

„Und hinter Rauendorf?"

„Teilt sich der Weg; rechts geht es nach Rustel und links nach Rollau."

„Könnten sie wohl von dort gewesen sein?"

„Auch das ist unwahrscheinlich. Rustel und Rollau gehören auch noch zu meinem Bezirk; ich hätte sie dann wohl auch gekannt. Wollten sie aber noch weiter, etwa nach Ziemau, der nächsten Stadt, so hätten sie wohl schon auf der dortigen Station den Zug verlassen."

„Sehr richtig. Wo der Herr geblieben ist, der hinter Ihnen ging, wissen Sie nicht?"

„Bestimmt nicht, denn ich hörte seine Schritte nicht mehr, als ich an der Langen Gasse ankam. Wahrscheinlich ist er in einen der Gasthöfe gegangen, die an der Bahnhofstraße liegen."

Diese Vermutung bestätigte sich durch den Bericht Wesners, den Kaspary, nachdem er den Kreisphysikus verlassen hatte, in der Bahnhofstraße nach kurzem Warten traf. Der Fremde war ein dem Wirt seit langen Jahren bekannter Geschäftsreisender. In den übrigen Gasthöfen war in der Nacht niemand abgestiegen. Der städtische Polizeibeamte hatte sich um die Angelegenheit gar nicht weiter gekümmert.

„Um so besser," meinte Kaspary. „Diese Leute verderben oft mehr, als sie nützen. Jetzt nach der Langen Gasse."

Diese führte ziemlich parallel mit der Eisenbahn. „Wären

ſie nach der entgegengeſetzten Richtung gegangen," meinte Kaspary, „ſo könnte ich mir das beſſer erklären."

„Darf ich fragen, warum?"

„Denken Sie an die Reiſetaſche."

„Sie meinen, daß ſie dieſe aus dem Fenſter geworfen und dann aufgeſucht hätten?"

„Das wäre anzunehmen. Sind ſie aber nach dieſer Richtung gegangen, ſo könnte dies wohl geſchehen ſein, um uns irre zu führen."

„Vielleicht ſind ſie wieder umgekehrt?"

„Das iſt auch kaum anzunehmen, denn es konnte auffällig werden, wenn ſie zum zweitenmal bei Nacht die kleine Stadt paſſierten. Aber ſehen Sie dort."

„Was denn?"

„Hier iſt jemand von der Straße nach links abgebogen und über das Feld gegangen, und zwar erſt vor kurzem. Die Fußſtapfen ſind noch ganz friſch."

„Allerdings."

„Es kann erſt geſtern abend oder heute nacht geſchehen ſein, ſonſt hätte, da es am geſtrigen Tage ziemlich heiß war, der Rand der Fußſtapfen mehr abbröckeln müſſen."

„Sie haben recht, Herr Kommiſſar."

„Schulze, wollen Sie ſagen. Aber hier iſt nur die Spur eines einzelnen, ein großer, kräftiger Fuß."

Kaspary ging noch einige Schritte weiter. „Aha!" rief er dann, „hier iſt die zweite Spur!"

Wesner kam heran. „Ein auffallend ſchmaler, kleiner Fuß," meinte er.

„Wie der einer Dame."

„Nehmen Sie genaues Maß von beiden Fußſpuren, Wesner."

Nachdem Wesner dies gethan, folgten ſie den Fußſpuren. Dieſe führten, gelegentlich Wege benutzend, dann

wieder von denſelben abbiegend, im Bogen um die Stadt herum auf die andere Seite derſelben.

„Was fällt Ihnen an den Spuren auf?“ frug plötzlich der Kriminalkommiſſar.

„Die kleinere iſt ſehr zierlich.“

„Allerdings, und der Hacken beſonders klein, wie bei Damenſtiefeletten. Aber das meine ich augenblicklich nicht. Betrachten Sie die größere.“

Wesner that es. „Ich ſehe nichts Beſonderes,“ mußte er nach einer Weile eingeſtehen.

„Die linke Fußſpur iſt ſtets tiefer eingedrückt als die rechte.“

„Das ſtimmt.“

„Und der Zwiſchenraum vom rechten zum linken Fuß iſt kleiner als umgekehrt.“

„Auch das iſt richtig.“

„Was ſchließen Sie daraus?“

„Der Mann hinkt auf dem linken Fuß.“

„Sehen Sie! Das iſt ſchon von Wichtigkeit. Ich bin jetzt überzeugt, daß wir auf der richtigen Spur ſind, weil jemand, der nicht Grund hat, ſich zu verbergen, ſchwerlich die Stadt derart umgehen würde. Dann aber iſt jenes Kennzeichen vielleicht von entſcheidender Bedeutung.“

Sie gingen weiter und kamen auf die Landſtraße, welche die Verlängerung der Langen Gaſſe auf der anderen Seite bildete und ebenfalls mit der Eiſenbahn parallel lief, jedoch in einiger Entfernung von derſelben. Hier hörten die Spuren auf.

Ohne Zögern ſchritt Kaspary auf der Landſtraße in der der Stadt entgegengeſetzten Richtung weiter, und zwar an der nach dem Eiſenbahndamme zu gelegenen Seite, während er ſeinem Begleiter empfahl, die andere Seite und die an ſie angrenzenden Wieſen und Felder im Auge zu behalten.

Plötzlich blieb er stehen. „Es ist zwar kaum anzunehmen," sagte er, „daß sie die Reisetasche schon hier, in so geringer Entfernung von der Station, herausgeworfen haben, möglich aber ist es immerhin. Leider wissen wir nicht, an welcher Seite es geschehen ist. Es bleibt daher nichts weiter übrig, als daß wir uns trennen. Gehen Sie auf die andere Seite des Bahndammes, dicht an diesem entlang, und geben Sie genau acht, ob die Spuren nicht wieder auftauchen. Ich werde hier auf dieser Seite bleiben und das Gleiche thun. Wer zuerst an einer der Unterführungen der Bahn ankommt, wartet immer, bis der andere erscheint."

Wohl eine Stunde mochten sie in dieser Weise zurückgelegt haben, ohne das mindeste zu entdecken. An Stelle der Felder war ein Kiefernwald getreten, auf dessen nadelbedecktem Boden das Erkennen einer Spur bedeutend schwieriger war als auf den Aeckern. Kaspary runzelte die Stirn bei dieser Wahrnehmung, und sein Gesicht, das bis dahin den Ausdruck hoffnungsfreudiger Aufmerksamkeit getragen hatte, verdüsterte sich.

„Hier könnte eine ganze Compagnie marschiert sein, ohne daß man etwas davon sähe," murmelte er verdrießlich vor sich hin. Kaum aber war er einige Schritte gegangen, als ein angebranntes Streichholz seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er hob es auf und betrachtete es aufmerksam. „Es ist ein schwedisches," sagte er dann halblaut, „hat aber nicht recht gebrannt oder ist vielmehr gleich wieder ausgegangen. Förster und Holzhauer pflegen hier noch die gewöhnlichen, billigeren Schwefelhölzer zu benutzen. Nun wäre es freilich auch möglich, daß es aus dem Zuge geworfen und hier herunter geweht worden wäre. Das ist aber nicht wahrscheinlich, denn es war heute nacht windstill, und ein Streichhölzchen ist zu leicht, um vom Zuge aus den hohen Bahndamm heruntergeworfen

zu werden. Es ist viel wahrscheinlicher, daß es hier unten angebrannt worden ist. Zu welchem Zweck? Vielleicht um eine Zigarre, vielleicht aber auch, um eine Laterne anzuzünden. Es hat nicht gut gebrannt — sollte man den Versuch nicht wiederholt haben?"

Richtig, nur wenige Schritte weiter lag ein zweites Streichholz, genau von derselben Art wie das erste. Kaspary hob auch dieses auf und steckte es zu sich. Es folgte nun eine Strecke, welche die inzwischen höher gestiegene Morgensonne, über dem Bahndamm hervortretend, beleuchtete, und er verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Nichts Verdächtiges wollte sich zeigen. Er kam an einen ziemlich breiten Graben mit schwärzlichem stehenden Wasser, über welchen keine Brücke führte. Eben wollte er denselben überspringen, als sein Blick auf den Bahndamm fiel, auf eine Stelle, an der sich deutlich frische Fußspuren zeigten. Es war die des kleinen Fußes. Die des großen war nicht zu sehen. Aber drüben am anderen Ufer zeigte sie sich deutlich und tief an der Stelle ausgeprägt, an welcher der Fuß des über den Graben Gesprungenen sich mit Wucht in das weiche Erdreich gedrückt hatte.

Kaspary sprang jetzt auch hinüber. „Wesner!" rief er dann leise.

Keine Antwort.

„Ich kann nicht auf ihn warten," murmelte er vor sich hin. „Die Zeit ist kostbar." Dann begann er, am Ufer des Grabens nach weiteren Spuren zu suchen. Er fand sie rasch, aber auffallenderweise führten sie am Rande des Grabens entlang in den Wald hinein.

Ueberzeugt, daß Wesner ihn bereits am nächsten Durchgang erwarte, lief er, so rasch er konnte, am Bahndamm entlang diesem zu und fand den Beamten richtig dort.

„Ich habe noch nichts gefunden, Herr Kr— — Herr Schulze," meldete Wesner.

„Aber ich. Kommen Sie mit, raſch!“ Und ſo eilig er es vermochte, lief er nach dem Graben zurück. Dabei fiel ihm auf, daß ein friſch abgebrochener Aſt dicht neben dem kleinen Fußpfad lag, der am Bahndamme entlang führte. Er ſchaute an dieſem in die Höhe und ſah, daß der Aſt von einem mitten auf der Böſchung ſtehenden Fichtenbäumchen ſtammte. „Hier iſt die Taſche herausgeworfen worden,“ rief er, ſtehen bleibend. „Sehen Sie, ſie iſt in das Blaubeerenkraut gefallen, dorthin, wo die Pflanzen ſämtlich geknickt ſind. Sie muß ſchwer geweſen ſein, ſonſt wäre ſie nicht ſo weit gerollt.“

Wesner machte ſich daran, die grünen Stauden näher zu unterſuchen. „Kein Zweifel mehr!“ rief er, plötzlich aufſpringend und einen kleinen verſilberten Nagel, wie man ſie zum Beſchlagen von Reiſekoffern und dergleichen benutzt, in die Höhe haltend, „bei dem Fall iſt dieſes Nägelchen abgeſprungen.“

„Ganz recht,“ entgegnete der Kriminalkommiſſar, den Fund zu ſich ſteckend.

„Wie kommt es nun aber, daß, wie Sie ſagen, die Fußſpuren am Graben waldeinwärts führen?“

„Ganz einfach. Die beiden Männer haben die Taſche hier geſucht, gefunden und ſind dann an den Graben zurückgekehrt, um ſie zu verbergen.“

„Das iſt allerdings ſehr wahrſcheinlich.“

„Vorwärts! Wir müſſen die Taſche finden.“

Das war nun freilich leichter geſagt als gethan. Nicht allein verloren ſich die Spuren bald gänzlich, ſondern das Unterholz wurde auch am Bach ſo dicht, daß ein weiteres Vorwärtskommen auf große Schwierigkeiten ſtieß.

„Wenn ſie nur nicht etwa hier irgendwo quer durch den Wald gegangen ſind,“ meinte Wesner, ſich mühſam durcharbeitend.

„Das iſt kaum anzunehmen.“

„Warum nicht?“

„Wenn sie das wollten, brauchten sie nicht erst zu dem Graben zurück. Das haben sie jedenfalls nur gethan, um die Tasche zu verstecken, in denselben zu versenken.“

„Dazu aber hätten sie jetzt doch schon reichlich Gelegenheit gehabt.“

„Der Graben ist bis hierher ziemlich flach; ich habe wiederholt seine Tiefe mit meinem Stock untersucht.“

„Und Sie meinen, er wird nachher tiefer?“

„Jedenfalls dort, wo er den Wald verläßt, und nicht mehr so viel Nadelstreu hineinfallen kann.“

„Aber der Wald kann sich noch lang hinziehen.“

„Möglich. Jedenfalls müssen wir hier dem Graben weiter folgen.“

Noch einige Minuten drangen sie vorwärts, dann kamen sie an eine Stelle, an welcher der Graben einen Tümpel von etwa sechs bis sieben Meter Durchmesser bildete.

Kaspary blieb stehen. „Sollten sie die Tasche nicht hier versenkt haben?“

„Wahrscheinlich,“ entgegnete Wesner. „Sehen Sie, hier sind auch die Fußspuren wieder. Aber die eine derselben führt in den Wald hinein, hier, dort, an mehreren Stellen, und auch wieder hierher zurück. Das ist sonderbar!“

„Ich weiß es mir auch noch nicht zu erklären.“

„Ich möchte fast wetten, daß sie die Tasche hier hineingeworfen haben.“

„Auch mir ist das nahezu zweifellos. Mitgenommen haben sie sie keinenfalls; es sind, wie mir immer klarer wird, ein paar ganz geriebene Burschen, die sich nicht mit etwas belasten werden, was so leicht zu ihrer Entdeckung führen kann. Uebrigens — sehen Sie sich dort die Blätter der Wasserrosen einmal genauer an.“

„Ein paar von ihnen sind mit Schlamm bedeckt.“

„Ganz recht. Dort iſt die Taſche hineingeworfen worden. Wir werden ſie gleich haben.“

„Aber wie?“

„Ganz einfach: wir gehen hinein und ſuchen.“

„Laſſen Sie mich allein gehen.“

„Warum?“

„Der Tümpel könnte tief ſein, und wenn wir beide in den Sumpf kämen, könnte keiner dem anderen Beiſtand leiſten. Schneiden Sie eine Stange ab, die Sie mir im Notfall zureichen können, während ich mich ausziehe.“

„Das iſt zwar eigentlich Baumfrevel, aber Not kennt kein Gebot.“ Kaspary ſchnitt einen jungen Baum an und brach ihn um. Während er einige Aeſte entfernte, ſchritt Wesner in das Waſſer, das ihm faſt bis an die Achſeln ging. An dem Fleck, wo die Blätter beſchmutzt waren, angekommen, begann er, mit den Füßen zu ſuchen. „Hier iſt etwas!“ rief er plötzlich.

„Ziehen Sie es heraus.“

„Ja, wenn das nur ſo leicht ginge. Ich ſtecke bis über die Kniee im Schlamm und kann mich kaum rühren.“

„Wir müſſen aber die Taſche haben.“

„Na, ich will das möglichſte thun.“ Im nächſten Augenblick verſchwand ſein Kopf unter dem Waſſer. Raſch zog Kaspary die Stiefel aus und wollte eben Wesner nachſpringen, als dieſer puſtend wieder auftauchte.

„Ich habe ſie!“ rief er, ſich das ſchlammige Waſſer aus dem Geſicht wiſchend und mit der anderen Hand die Reiſetaſche hoch ſchwingend.

„Bravo, gut gemacht!“

„Wenn ich nur erſt wieder heraus wäre.“

„Hier! Faſſen Sie das Bäumchen an.“

Mit einem kräftigen Ruck befreite Kaspary ihn aus ſeiner Situation und ſtürzte ſich, ſobald Wesner an das Land kam, auf die Taſche.

Das Schloß derſelben war augenſcheinlich gewaltſam geöffnet, auf einer Seite fehlten die dasſelbe befeſtigenden Schrauben. Nur der Schieber hielt den Bügel geſchloſſen, und es gelang Kaspary mit leichter Mühe, denſelben zurückzudrücken.

Aber eine neue Enttäuſchung wartete ſeiner. Die Taſche enthielt nichts als in Papier gewickelte große Steine.

„Die Schurken haben den Inhalt der Taſche an ſich genommen und ſtatt deſſen Steine hineingethan," rief Kaspary zornig, das Papier von den Steinen wickelnd. „Daher die Fußſpuren des Großen von hier in den Wald. Er hat die Steine geſucht, während der Kleine die Taſche leerte. Was ſind das für Zeitungen? Sie ſcheinen aus Königsberg zu ſein. Aber hier iſt etwas Ruſſiſches. Schade, daß ich dieſe Sprache nicht verſtehe."

Er legte jede einzelne Zeitung ſorgfältig zuſammen und ſteckte ſie in die Taſche. „Da iſt ein Taſchentuch!" rief er plötzlich. „An dieſem hat ſich einer von den beiden die blutigen Finger abgewiſcht. Feines Leinen, aber ohne Zeichen! Eine Ecke fehlt, in dieſer iſt zweifellos das Zeichen geweſen. Die hat der Halunke jedenfalls beſonders abgeriſſen und, mit Papier um einen Stein gewickelt, verſenkt. Wenn wir das hätten! Aber es jetzt hier zu ſuchen, daran iſt kein Gedanke. Es könnte uns den ganzen Tag koſten, und die beiden würden einen noch viel weiteren Vorſprung gewinnen, als ſie ihn leider ſo ſchon haben."

„Sehen Sie, hier fehlt der Nagel, den Sie gefunden haben," wandte er ſich dann an Wesner, der ſich mittlerweile wieder angekleidet hatte und zu ihm getreten war. „Nehmen Sie die Taſche; die Steine laſſen wir natürlich hier. Vorwärts nun, die Flüchtigen zu verfolgen!"

Zweites Kapitel.

„Was iſt dir, Onkel?“

„Nichts — nichts, mein Kind.“

„Doch, du biſt aufgeregt, bekümmert. Ich ſehe es dir an, wenn du auch bemüht biſt, es zu verbergen. Warum vertrauſt du mir nicht, was es iſt? Bin ich nicht ſeit dem Tode der guten Tante an ihre Stelle getreten, habe ich mir nicht ein Recht erworben, deine Sorgen mit dir zu teilen?“

„Das haſt du, meine gute Gertrud; aber es giebt doch Angelegenheiten, die ich mit dir nicht beſprechen kann, wenn ich es auch möchte.“

„Und zu dieſen zählt die, welche dich jetzt bekümmert?“

„Leider.“

Einen Blick des Verſtändniſſes in den klaren, großen grauen Augen und einem Zug der Reſignation in dem klugen, ernſten Geſichtchen trat Gertrud zurück, machte ſich noch einen Augenblick in dem Zimmer zu ſchaffen und verließ es dann. Mit jenem feinen, inſtinktmäßig das Richtige treffenden Gefühl, welches das Weib oft unbewußt beſſer leitet, als es die klügſten Reflexionen eines logiſch geſchulten Verſtandes zu thun vermöchten, empfand ſie, daß in dieſem Augenblick, ſo zärtlich ihr Onkel ſie auch liebte, das Alleinſein ihm Bedürfnis war. Sie trat hinaus in den Hühnerhof, aber ſie ſchenkte ihren von allen Seiten ſie umſchwirrenden gefiederten Lieblingen diesmal nicht die Aufmerkſamkeit, deren ſie ſich ſonſt zu erfreuen hatten, und bald ſchloß ſie, der Abwehr der Zudringlichen müde, die Pforte wieder hinter ſich und ging, nachdem ſie einen Korb aus dem Hauſe geholt, eine der Alleen entlang, welche vom Schloß Bredow, wie das alte Herrenhaus genannt wurde, durch den Park mit ſeinen Jahrhunderte alten Baumrieſen und ſeinen weiten Raſenflächen führten.

Der Zurückgebliebene schritt, die buschigen weißen Brauen dicht zusammengezogen, im Zimmer auf und ab. Es war indessen weniger der Ausdruck des Zornes als des Kummers, der auf seinem wettergebräunten Gesicht ruhte. Die stramme Haltung der mächtigen, den Stürmen des Alters Trotz bietenden Gestalt ließ sofort den alten Soldaten erkennen, und der martialische eisgraue Schnurrbart vermochte nicht, die Gutmütigkeit zu verbergen, welche der Grundzug seines Charakters war.

„Was der Junge sich eigentlich denkt, das weiß ich nicht," brach es endlich zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervor. „Vier Wochen sind es erst her, da habe ich ihm mitgeteilt, er müsse unbedingt mit seiner Zulage auskommen, die wahrhaftig reichlich genug für meine Verhältnisse bemessen ist, und nun schreibt er ganz ungeniert, ich möchte doch so gut sein und ihm tausend Thaler schicken, die er notwendig brauche, weil er in seiner neuen Stellung als Adjutant des Prinzen repräsentieren müsse. Repräsentieren! Was hat ein Adjutant zu repräsentieren? Das mag er dem Prinzen überlassen. Ich kann dem Jungen nicht so viel Geld schicken, ich kann es wahrhaftig nicht. Es wäre ein Unrecht gegen seinen Bruder, gegen Karl Wilhelm. Warum kommt denn der mit seiner Zulage aus, obgleich er auch bei der Gardekavallerie dient?"

Der Alte schwieg und ging wieder im Zimmer auf und ab, mächtige Dampfwolken aus der kurzen Jagdpfeife stoßend. „Nein," fuhr er dann brummend fort, „der Schlingel muß einmal sehen, daß es nicht immer so geht, wie er denkt, daß er nicht nur zu schreiben braucht, um Geld zu erhalten. Wohin soll denn das schließlich führen? Soll ich etwa Bredow mit Hypotheken belasten? Daraus wird nichts. Schuldenfrei, wie ich es von meinem Vater ererbt, will ich es hinterlassen. Lieber schränke ich selber mich noch ein wenig ein, obgleich ich eigentlich nach

dieſer Richtung hin ſchon genug gethan habe. Meine Zigarren ſind ja dem verwöhnten Herrn lange nicht fein genug, er raucht nur teure Havanna — von meinem Gelde. Soll ich etwa auf mein einziges Vergnügen verzichten, auf die Jagd? Sie verpachten, wie es Schallehn und Alvensleben gemacht haben? Nein, Fritzchen, ſo weit ſind wir doch noch nicht. Freilich, die fünfzehnhundert Thaler Jagdpacht, die mir die Berliner Herren geboten haben, würden gerade hinreichen, die Mehrausgaben meines Herrn Sohnes zu decken. Und ich — ich könnte ja einſtweilen Fliegen fangen und zuſehen, wie die Herren mir meine Hirſche und Rehe wegputzen. Nein, nein, daraus wird nichts. Ich werde ihm einen Brief ſchreiben, den er nicht hinter den Spiegel ſtecken ſoll."

Der alte Major würde auch dieſen Vorſatz gewiß zur Ausführung gebracht haben, wäre nicht, als er zu ſeinem Schreibtiſch ſchritt, ſein Blick auf ein großes Oelgemälde gefallen, das, über dem Sofa hängend, ſeine verſtorbene Gattin darſtellte, lebensgroß, jung, mit glückſtrahlendem, reizendem Antlitz. Unwillkürlich nahm er die Pfeife aus dem Munde und verſenkte ſich in den Anblick des Bildes. „Was würdeſt du mir wohl raten, Luiſe?" flüſterte er vor ſich hin. „Der Junge hat doch verdient, daß man ihm gehörig den Marſch macht, nicht wahr? Es kann doch nicht ſo weiter gehen. — Aber gerade ſo, wie du, ſchaut er mich immer an. So voll Lebensluſt und Lebensglück. Er iſt ja doch noch ein junger Kerl, der im Leben herumſpringt wie ein undreſſierter Hühnerhund im Kartoffelacker. Man kann es ihm nicht ſo übelnehmen. Wenn er erſt älter wird, wird er ſchon geſetzter werden, ſo wie der Karl Wilhelm. Ich will dem Fritz die Hälfte ſchicken von dem, was er haben will, fünfhundert Thaler, und ihm ſchreiben, daß er anders werden muß. Ich kann ihn nicht im Stich laſſen, Luiſe, er ſieht dir zu ähnlich."

Froh, zu einem Entschluß gekommen zu sein, setzte der Major sich an seinen Schreibtisch.

— — · — — — — — — — — — —

Gertrud war nach dem Dorfe Bredow gegangen. Seit Jahrhunderten schon hatten die Bredower Schloßdamen es als ihre Pflicht betrachtet, bei Krankheiten und Unglücksfällen im Dorf Hilfe zu bringen. Gertrud, deren Vater, ebenfalls Offizier, früh gestorben war und deren Mutter den heißgeliebten Gatten nicht lange überlebt hatte, war nach dem Tode der letzteren von ihrem Onkel Bredow, dem Bruder ihrer verstorbenen Mutter, in sein Haus genommen worden. Sie hatte ihre Tante schon als Kind oft in das Dorf begleitet und, nachdem die Tante in noch jungen Jahren einem Anfall von Diphtherie plötzlich erlegen war, deren Stelle eingenommen. Das damals kaum vierzehnjährige Mädchen hatte ohne das mindeste Aufsehen die Zügel des Haushaltes in ihre Hand genommen und leitete denselben bald mit so ruhiger Sicherheit, daß ihr Onkel, der bei dem Tode seiner Luise fast ganz gebrochen erschien und sich nur allmählich wieder in das Leben zurück fand, ihr seine bewundernde Anerkennung nicht versagen konnte. Auch von anderer Seite wurde ihr Bewunderung zu teil, von ihren beiden Vettern, freilich weniger ihrer hausmütterlichen Talente wegen, als ihres frisch knospenden Jugendreizes halber. Jedesmal, wenn die Beiden vom nahen Gymnasium, wo sie bis zur Ablegung des Abiturientenexamens blieben, nach Bredow herüberkamen, wuchs ihre Neigung zu der reizenden Base. Karl Wilhelm, der Aeltere, hielt sich, seinem Wesen gemäß, mehr zurück, und nur ein scharfer Beobachter konnte bemerken, daß seine Augen bisweilen mit einem Ausdruck warmer, treuer Zuneigung auf ihr ruhten. Fritz dagegen ließ, von lebhaftem Naturell, keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihr in ritterlich gemeinter, wenn auch oft

noch knabenhaft unbeholfener Weise seine Huldigungen darzubringen. So war es auch geblieben, als beide Offiziere geworden waren, mit dem Unterschiede höchstens, daß Karl Wilhelm noch zurückhaltender wurde, als er es früher schon gewesen war, sobald er bemerkte, daß sein Bruder immer leidenschaftlicher in seinem Liebeswerben wurde, so daß es bald als ausgemacht galt, daß Fritz und Gertrud ein Paar würden, ohne daß indessen das entscheidende Wort bereits zwischen ihnen gesprochen worden wäre.

Gertrud lenkte ihre Schritte, nachdem sie bereits einige Besuche abgestattet und überall Gaben ausgeteilt hatte, einer Hütte zu, die am äußersten Ende des Dorfes lag. Dort wohnte die alte, von den meisten Dorfbewohnern wegen ihres sonderbaren Wesens gemiedene Marfa Dembinski, die Frau eines zugewanderten polnischen Tagelöhners, der an den Folgen der Trunksucht gestorben war. Die fremde Frau war den Bauern unheimlich und verhaßt. Sie wäre nach dem Tode ihres verlotterten Mannes samt ihrem Kinde wohl verhungert, hätte sich nicht die Schloßherrschaft ihrer angenommen.

Marfa erwies ihren Wohlthätern daher die größte Treue und Dankbarkeit, ihr heranwachsender Sohn Miesko aber hatte einen angeborenen Trieb zum Wildern und Nichtsthun. Er war der geschickteste Fallensteller der ganzen Gegend, der seinem Gutsherrn manchen Hasen und manches Rebhuhn wegfing. Seit dieser in gerechtem Zorn einst dem von ihm auf frischer That Ertappten eine ganz gehörige Tracht Prügel hatte zu teil werden lassen, haßte er den Major bitter, und nur die Strenge seiner Mutter, der er unbedingten Gehorsam zu leisten gewöhnt war, hielt ihn davon ab, diesem Haß thatsächlichen Ausdruck zu geben. Er war auch nie dazu zu bringen gewesen, sich in landesüblicher Weise als Hüterjunge oder später

als Knecht nützlich zu machen. Lieber ſtrich er in den Wäldern herum, als daß er eine geregelte Arbeit leiſtete. Höchſtens half er gelegentlich einmal dieſem oder jenem Bauern Holz fällen und heimbringen oder fuhr für andere nach der Stadt.

Mit den Pferden verſtand er umzugehen wie kein zweiter, und ſeit der Major ein kleines Geſtüt eingerichtet hatte, leiſtete er auch auf dieſem oft hilfreiche Hand. Von den Söhnen des Majors konnte er Fritz nicht recht leiden, weil ihn dieſer manchmal derb wegen ſeiner Neigung zur Wilddieberei angelaſſen hatte; für Karl Wilhelm dagegen, der ihn als Knabe wiederholt in Schutz genommen hatte, wenn die Dorfjungen an ihm ihren Mutwillen auslaſſen wollten, hegte er ein Gefühl großer Ergebenheit und ebenſo für Gertrud, die ſich, wenn auch vergeblich, immer wieder bemühte, ihn durch freundliches Zureden auf den rechten Weg zu bringen.

Er war nicht daheim, als Gertrud die Hütte betrat, in welcher die Polin am Herd ſaß, ſtarren Blickes in die Glut ſchauend und die welken Lippen in leiſem Murmeln bewegend. Sie ſchien manchmal nicht ganz bei Sinnen zu ſein, und das erklärte auch die abergläubiſche Scheu der Bauern vor ihr.

Einen Augenblick blieb Gertrud, von der Alten nicht beachtet, an der Thür ſtehen, dann trat ſie ihr näher und legte ihr die Hand auf die Schulter.

(Fortſetzung folgt.)

Zu wohlthätigem Zweck.

Humoreske von **L. Brenkendorff.**

Mit Illustrationen von E. Buffetti.

1.

(Nachdruck verboten.)

Die gesamte tanzlustige Badegesellschaft von Liebenthal schien bereits versammelt, als der junge Rechtsanwalt Hans Volckmar den Saal des Kurhauses betrat. Er fühlte sich fast ein bißchen beklommen, so vornehm und elegant erschienen ihm alle diese fremden Damen und Herren in ihren tadellosen Toiletten und in ihrem würdevollen, mehr feierlich gemessenen als bademäßig fröhlichen Benehmen. Als er dann aber bei etwas genauerer Musterung die angenehme Entdeckung machte, daß unter den jungen Mädchen, die da in sommerlich hellen Gewändern sittsam neben ihren Vätern oder Müttern an den Wänden herumsaßen, gar manche allerliebste Erscheinung war, schwand seine Befangenheit bald dahin, und die lustige Ferienstimmung, die ihn hierher geführt hatte, nahm wieder ganz und gar von ihm Besitz.

Seiner Ueberzeugung nach gab es ja auch kaum einen Menschen, der gegründetere Veranlassung gehabt hätte, äußerst vergnügt zu sein. Hatte ihn der Himmel mit

irdiſchen Glücksgütern auch nicht allzu reich geſegnet, ſo beſaß er doch im reichſten Maße alles, was das Daſein erfreulich und heiter zu geſtalten vermag: Jugend, Geſundheit, tüchtige Kenntniſſe und eine unverwüſtliche Arbeitsluſt. Seine erſt vor einem Jahre aufgenommene Praxis in einer größeren Provinzialſtadt hatte ſich faſt über Erhoffen günſtig entwickelt, und erſt kürzlich hatte ihm ein glücklich durchgeführter ſchwieriger Prozeß ein ganz unerwartetes Extrahonorar von ſechshundert Mark eingetragen. In einer Anwandlung jugendlichen Leichtſinns, die bei ſeinen ſiebenundzwanzig Jahren vielleicht eine nachſichtige Beurteilung verdiente, hatte er dieſe gleichſam vom Himmel gefallene Summe für eine ſommerliche Vergnügungsreiſe während der Gerichtsferien beſtimmt. Wohl verwahrt trug er die ſechs blauen Kaſſenſcheine auf ſeinem Herzen, und im Bewußtſein des ſicheren Beſitzes dieſes redlich erworbenen Kapitals, mit der Ausſicht auf ein paar ſorglos heitere Ferienwochen, fühlte er ſich ſo leicht und frei und glücklich, daß er gewiß mit keinem vielbeneideten Nabob getauſcht haben würde.

Die Töne der erſten Polka waren eben verklungen, und die eingetretene Pauſe gab Hans Volckmar Gelegenheit, die weiblichen Schönheiten der Geſellſchaft in aller Muße zu betrachten. Er fand da manches hübſche, roſige Mädchengeſicht, das ihm recht wohl gefiel, aber ſie alle hatten mit einemmal jegliches Intereſſe für ihn verloren, ſobald er der blonden jungen Dame anſichtig geworden war, die ziemlich weit von ihm entfernt am anderen Ende des Saales ſaß. Sie mochte neunzehn oder zwanzig Jahre alt ſein, und er war überzeugt, nie in ſeinem Leben etwas Holdſeligeres geſehen zu haben als dieſe zierliche, feingliedrige Geſtalt in dem ſchlichten und doch vornehmen weißen Kleide und mit dem ſüßen, blauäugigen Geſichtchen. Sie plauderte mit einem hageren älteren

Herrn, den Volckmar nach seiner eckigen Figur und seinen noch eckigeren Bewegungen für einen Engländer hielt, und über den er sich ärgerte, weil er, nach seiner hölzernen unbeweglichen Miene zu urteilen, sein Glück offenbar nicht nach Verdienst zu würdigen wußte.

Bis dahin hatte sie für ihre übrige Umgebung allem Anschein nach nicht viel Aufmerksamkeit gehabt; jetzt aber wandte sie den Kopf, und der Zufall wollte, daß ihr Blick gerade auf den neben der Eingangsthür stehenden Rechtsanwalt fiel. Hans Volckmar war nicht eitel, und er hatte sich niemals eingebildet, daß seine Persönlichkeit bestechend genug sei, gleich im ersten Moment gewaltigen Eindruck auf das Herz einer jungen Dame zu machen. So war es denn nicht etwa eine thörichte Selbsttäuschung, sondern nur die Feststellung einer ganz unbestreitbaren Thatsache, als er wahrnahm, daß der liebliche Gegenstand seiner stummen Bewunderung plötzlich tief errötete und das Gesicht mit allen Anzeichen großer Verwirrung hinter dem Fächer verbarg.

Er sah sich um, weil er meinte, derjenige, der ihr Erschrecken und ihre Verlegenheit verschuldet habe, müsse wohl hinter ihm stehen; aber es war niemand da, und so blieb ihm denn nichts anderes übrig, als sich selbst für den Urheber dieser kleinen Gemütsbewegung zu halten, die ihr übrigens ganz entzückend anstand. Und wenn seine Bescheidenheit ihn noch immer hätte zweifeln lassen, so würde er schließlich doch durch die verstohlenen, halb neugierigen und — wie ihm scheinen wollte — halb ängstlichen Blicke überzeugt worden sein, die in kurzen Zwischenräumen immer wieder über den Fächer fort zu ihm hinüberflogen.

Er war jetzt fest entschlossen, sich von dem holden Blondköpfchen selbst Aufklärung über die sonderbare Wirkung zu holen, die der Anblick seiner unbedeutenden Person

ſo augenfällig auf ſie übte, und es erfüllte ihn mit lebhafter Freude, als er gerade jetzt einen Herrn gewahrte, deſſen Bekanntſchaft er zufällig im Laufe des Tages gemacht, und der ihm wie eine Art lebendiger Chronik von Liebenthal erſchienen war. Der Mann hatte ihm durchaus nicht gefallen, und er hatte ſich vorgeſetzt, dem Schwätzer möglichſt aus dem Wege zu gehen. Jetzt aber eilte er mit großer Lebhaftigkeit auf ihn zu und ſchüttelte dem Erſtaunten herzlich wie einem alten Freunde die Hand. Freilich begriff Herr v. Sternberg die Urſache dieſer auffallenden Freundlichkeit ſofort, als der Rechtsanwalt ſich haſtig nach dem Namen der blonden jungen Dame erkundigte.

Er verzog etwas ſpöttiſch die Lippen und ſagte: „Es iſt Fräulein Mary Burnes, die Tochter des Herrn Gilbert Burnes aus New York — eine echte Amerikanerin, kalt wie Eis und unbekümmert um all die zertretenen Männerherzen, über die ſie mit ihren zierlichen Füßchen lächelnd hinwegſchreitet. Ich halte es für meine Pflicht, Sie vor ihr zu warnen.“

„Ich bin Ihnen dafür außerordentlich verbunden, aber ich hege hinſichtlich meines Herzens nicht die mindeſten Beſorgniſſe. Sind Sie mit den Herrſchaften bekannt?“

„Gewiß, und es wird mir ein Vergnügen ſein, Sie vorzuſtellen, wenn Sie denn durchaus in Ihr Verderben rennen wollen.“

Hans Volckmar drückte ihm die Hand, daß Herr v. Sternberg einen kleinen Schmerzensruf ausſtieß. Dann aber kam ihm doch noch ein gewichtiges Bedenken.

„Aus New York, ſagten Sie? Die Herrſchaften ſprechen doch hoffentlich auch deutſch, denn mit meinem Engliſch — ich muß es zu meiner Beſchämung geſtehen — iſt es recht ſchwach beſtellt.“

„Fräulein Burnes iſt in einer Dresdener Penſion er-

zogen worden und spricht das Deutsche wie ihre Muttersprache. Was aber ihren Vater betrifft, so hat er sich für Leute, die nicht englisch reden, eine feststehende Form der Unterhaltung zurecht gemacht, mit deren Hilfe es ihm überaus leicht fällt, das Gespräch im Fluß zu erhalten. Sie werden ja selbst sehen. Kommen Sie jetzt, daß ich Sie präsentieren kann, ehe der Walzer beginnt."

Hans Volckmar, der durchaus keiner von den allezeit siegesgewissen Schwerenötern war, fühlte sein Herz doch etwas schneller klopfen, als er nun vor den beiden stand. Es war ihm nicht entgangen, daß Fräulein Mary ihn während seiner Unterhaltung mit Herrn v. Sternberg scharf beobachtet hatte, und er bemerkte, daß sie sich große Mühe gab, Herrin über ihre Befangenheit zu werden. Daß die Farbe auf ihren Wangen abermals in raschem Wechsel kam und ging, konnte sie freilich nicht verhindern. Ein Ausdruck höchsten Erstaunens aber trat auf ihr Gesicht, und ihre schönen Augen öffneten sich weit wie in gewaltigster Ueberraschung, als Herr v. Sternberg um die Erlaubnis bat, Mr. Burnes und dem gnädigen Fräulein Herrn Hans Volckmar aus M. vorstellen zu dürfen. Sie sah erst den Sprechenden und dann den Rechtsanwalt an, als wolle sie sich aus den Mienen der beiden vergewissern, daß man nicht etwa einen Scherz mit ihr zu treiben beabsichtige, dann aber erschien plötzlich ein Lächeln auf ihren Lippen — ein Lächeln, so bezaubernd anmutig und liebenswürdig, daß es Volckmar gar seltsam warm und wonnig ums Herz wurde.

„Aus M. also? Aber Sie sind noch nicht lange dort ansässig, nicht wahr, Herr — Verzeihung, wie war doch Ihr Name?"

„Volckmar mein gnädiges Fräulein — Hans Volckmar. Und in M. lebe ich allerdings erst seit einem Jahre."

„Wirklich?“ fragte sie, und eine ganze Schar allerliebster kleiner Teufel schien dabei in den schelmisch zucken-

den Linien des reizenden Gesichtchens ihr Wesen zu treiben. „Es soll ja eine wunderhübsche Stadt sein, und ich werde es Ihnen nicht erlassen, mir ihre Schönheiten ganz ausführlich zu schildern, Herr — Volckmar!“

Es war bei aller Freundlichkeit etwas so seltsam Anzügliches in ihren Worten, und sie sprach zumal seinen Namen mit einer so besonderen Betonung aus, daß der junge Mann nicht recht wußte, was er von ihrem Benehmen zu halten habe. Aber er kam zunächst nicht dazu, sich Aufklärung zu verschaffen, denn nun reichte ihm Mr. Gilbert Burnes, der so lange steif wie ein Götzenbild dagestanden, seine höchst umfangreiche Rechte.

„Ich uerde sein serr erfreut, zu machen Ihr näheres Bekanntschaft," sagte er in einem Tone, der für eine Leichenrede mindestens ebenso passend gewesen wäre, als für eine höfliche konventionelle Phrase. „Ich liebe serr viel dies uondervolle Land."

Hans Volckmar beeilte sich natürlich, zu versichern, daß diese Anerkennung seinem Herzen ungemein wohlthue, und er dachte eben darüber nach, wie er sie durch eine recht artige Wendung vergelten könne, als die ersten Klänge des Walzers an sein Ohr schlugen und er zugleich wahrnahm, wie sich von rechts wie von links je ein befrackter Jüngling näherte — beide ganz unverkennbar in der Absicht, Fräulein Mary zum Tanze aufzufordern. Da überkam ihn eine nie gekannte Unternehmungslust, und mit einem Mute, der ihn selbst am meisten in Erstaunen setzte, kam er den beiden Jünglingen zuvor. Er zitterte, daß die junge Amerikanerin ihm einen Korb geben würde, aber sie neigte zu seiner namenlosen Freude zustimmend das Köpfchen, und er hatte nur eben noch Zeit genug, mit einem triumphierenden Blick die enttäuschten und ingrimmigen Mienen der beiden geschlagenen Nebenbuhler zu streifen, ehe ihn und seine holde Partnerin der Wirbel des Tanzes fortriß.

Natürlich mußte er nun auch eine Unterhaltung mit ihr beginnen, und er hatte es niemals so schmerzlich empfunden als in diesem Augenblick, daß einem immer ge-

rade dann nichts Geſcheites einfallen will, wenn man es beſonders notwendig braucht.

„Eine reizende Muſik, dieſer Fledermaus-Walzer,“ ſagte er endlich, indem er ſich gleichzeitig um dieſes geiſtvollen Anfanges willen in der Stille ſeines Herzens einen nichts weniger als ſchmeichelhaften Ehrentitel gab.

Fräulein Mary Burnes aber blickte wieder mit jenem ſinnbethörenden Lächeln zu ihm auf und erwiderte leiſe: „Sie treiben die Sorge um Ihr Inkognito zu weit, mein Herr — man muß durchaus kein genialer Muſiker ſein, um zu wiſſen, daß dies nicht der Fledermaus-Walzer, ſondern die „ſchöne blaue Donau“ iſt.“

„In der That? Sollte ich mich ſo geirrt haben? Ich bin eben leider ganz unmuſikaliſch.“

Jetzt lachte ſie hell auf und zwinkerte dabei ſo pfiffig mit den Augen, daß es wahrhaftig eine nicht geringe Selbſtüberwindung bedeutete, wenn er ihr nicht auf der Stelle eine glühende Liebeserklärung machte. Dieſe anmutige Schalkhaftigkeit verdrehte ihm ganz und gar den Kopf, ſo wenig er ſich auch erklären konnte, was denn eigentlich ſo Beluſtigendes in ſeinen Reden ſei.

„Sie beabſichtigen alſo in allem Ernſt, Ihre Rolle durchzuführen?“ fragte ſie nach einigen Sekunden, da er nichts weiter zu ſagen wußte. „Nun, mir gegenüber iſt es, wie Sie ſehen, verlorene Mühe. Ich erkannte Sie auf den erſten Blick, obwohl Sie ſogar Ihre ſchö— — ich meine, Ihre langen Haare zum Opfer gebracht haben.“

Nun war es ihm endlich klar, daß ſie ihn für einen anderen hielt, und ſchmerzlich durchzuckte ihn zugleich die Erkenntnis, daß er wahrſcheinlich all ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit einzig dieſem Irrtum zu danken habe. Es war natürlich ſeine Pflicht, ihn zu zerſtören, vorher aber wollte er doch wenigſtens wiſſen, wer der Glückliche war, dem ihr verräteriſches Erröten und ihr holdes Lächeln gegolten.

„Sie haben mich also erkannt. — Nun, mein gnädiges Fräulein, darf ich dann auch vielleicht erfahren, wer ich Ihrer Meinung nach bin?“

„Warum nicht? Sie sind Stanislaw Kamarinski, der berühmte Virtuose. Und ich fürchte, daß ich nicht lange die einzige bleiben werde, die Ihr Inkognito durchschaut.“

Hans Volckmar hatte den Namen des Klavierkünstlers wohl schon hie und da in den Zeitungen gelesen, aber er hatte weder den Mann noch sein Bildnis je gesehen, und darum auch nicht geahnt, daß er ihm so zum Verwechseln ähnlich sein solle. Wenn nur das glühende Gesicht seiner Tänzerin nicht so über alle Maßen hübsch gewesen wäre! Er hätte sich dann gewiß viel leichter zu dem selbstverleugnenden Entschlusse aufgerafft, sie mit einem unzweideutigen Wort über ihre sonderbare Täuschung aufzuklären. Aber ein Vergnügen, wie er es beim Anblick dieses süßen Gesichtchens empfand, wurde ihm sicherlich in seinem ganzen Leben nicht wieder zu teil. Darum brachte er die mahnende Stimme seines Gewissens zum Schweigen und zögerte den unausbleiblichen Augenblick der Enttäuschung noch ein wenig hinaus.

„Wahrscheinlich geschieht es auf Grund irgend eines Porträts, daß Sie Stanislaw Kamarinski in mir zu erkennen glauben. Denn gesprochen haben Sie ihn doch wohl nie.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Und das sollte ich Ihnen eigentlich nicht erst bestätigen müssen, obwohl es gewiß verzeihlich ist, wenn Sie über den vielen Menschen, von denen Sie beständig umdrängt werden, ein einzelnes Gesicht vergessen.“

„Das deinige vergesse ich gewiß nicht wieder,“ dachte Hans Volckmar, während seine Tänzerin weiterplauderte.

„Ich habe Sie in Dresden zweimal spielen hören. Nachher durften wir nicht mehr hingehen. Die Instituts-

vorsteherin hatte es verboten, weil wir zu viel von Ihnen sprachen. Seitdem sind ja nun schon beinahe anderthalb Jahre vergangen, und Sie haben sich inzwischen auch ein wenig verändert. Aber ich wußte es bereits aus der Mitteilung einer ehemaligen Pensionsfreundin, daß Sie stattlicher und männlicher geworden seien."

„Das ist ein Interesse, für das Ihnen Stanislaw Kamarinski niemals dankbar genug sein kann, mein gnädiges Fräulein."

„Ach, Freundinnen schreiben einander ja alles mögliche," wehrte sie etwas verlegen ab. „Und es geschah auch wohl nur, weil sie wußte, daß wir hierher nach Liebenthal gehen würden. Sie hätten übrigens keinem Menschen etwas von Ihrer Absicht verraten dürfen, wenn Ihnen so viel daran lag, unerkannt zu bleiben."

„Heimlichkeiten soll man heimlich betreiben, das ist eine goldene Wahrheit," stimmte Hans Volckmar, der sich durch die drollige Verwechslung von Minute zu Minute mehr belustigt fühlte, diplomatisch zu.

Fräulein Mary aber fuhr eifrig fort: „Meine Freundin, deren Namen ich Ihnen natürlich nicht preisgeben werde, schrieb mir, Sie gedächten sich auf einige Wochen nach Liebenthal zurückzuziehen, um dort in ländlicher Stille und Einsamkeit Erholung zu suchen von den Anstrengungen Ihrer letzten Konzertreise und den gesellschaftlichen Strapazen des Winters. Daß Sie sogar so weit gehen würden, Ihren berühmten Namen zu verleugnen, schrieb sie mir freilich nicht. Aber ich kann mir wohl denken, daß es für einen so gefeierten Künstler gar kein anderes Mittel giebt, sich vor der Zudringlichkeit seiner Bewunderer zu schützen. Und Sie brauchen nicht etwa zu fürchten, daß nun alles umsonst gewesen sei, weil ich Sie erkannt habe. Ich werde gewiß keinem Menschen verraten, wer hinter dem angeblichen Hans Volckmar steckt. Es macht mir

das größte Vergnügen, die einzige Mitwisserin eines so interessanten Geheimnisses zu sein, und je länger die anderen irre geführt werden, desto köstlicher werde ich mich darüber amüsieren."

So rasch hatte sie das alles hervorgesprudelt, daß es ihm beim besten Willen unmöglich gewesen wäre, sie zu unterbrechen, und nun wurde er mit Schrecken inne, daß er den rechten Augenblick für ihre Aufklärung schon versäumt habe. Er konnte sie jetzt nicht mehr über ihren Irrtum belehren, ohne sie zugleich einer peinlichen Verlegenheit auszusetzen, die sie ihm gewiß niemals verzeihen würde. Und es war zudem so wunderhübsch, ein Gegenstand naiver Bewunderung und Verehrung für dieses schöne Geschöpfchen zu sein, von dessen angeblicher Kälte er bisher wahrlich nichts zu fühlen bekommen hatte. War es denn wirklich ein so großes Verbrechen, sie noch für eine kurze Zeit bei einem Glauben zu lassen, der ihr selbst offenbar eine Quelle lebhaftesten Vergnügens war? Uebermorgen schon gedachte Hans Volckmar seinen Wanderstab weiterzusetzen, denn er hatte für diesen Tag mit einem lieben Studiengenossen ein Zusammentreffen in dem nahe gelegenen Schwarzhof und eine gemeinsame Fußwanderung durch das Gebirge verabredet. Das kleine Lustspiel, das sich da ganz ohne sein Zuthun zu entwickeln schien, mußte also nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden ohnehin zu Ende sein, und vielleicht würde Fräulein Mary Burnes Humor genug haben, später selbst darüber zu lachen.

So trug denn das böse Prinzip in Hans Volckmars Herzen den Sieg davon, und er that den verhängnisvollen Schritt auf die abschüssige Bahn der Lüge, indem er sagte: „Abgemacht also, mein Fräulein, ich werde für Sie wie für alle anderen fortan nur Hans Volckmar aus M., nicht der berühmte Klaviervirtuose Stanislaw Kamarinski

ſein. Nur durch ein ſolches Verſprechen können Sie mich daran hindern, ſogleich wieder die Flucht zu ergreifen."

„Abgemacht," erwiderte ſie, und ihr leuchtender Blick beſeitigte auch ſeine letzten Skrupel.

Inzwiſchen waren ſie wieder bei dem hölzernen Mr. Burnes angelangt, und da die beiden Rivalen ſchon bereit ſtanden, um ſich in wildem Wettlauf auf Fräulein Mary zu ſtürzen, hielt es der junge Rechtsanwalt für das beſte, ſich zunächſt ein wenig mit dem Papa zu befreunden.

Daß Mr. Gilbert Burnes auf ſeine Frage, wie ihm Liebenthal gefalle, mit der Verſicherung antwortete, es ſei „uondervoll", konnte ihn ja nicht gerade in Erſtaunen ſetzen, daß er aber auch auf eine Bemerkung über die furchtbaren Ueberſchwemmungen, die während der letzten Tage einige hochgelegene Ortſchaften des Gebirges verwüſtet hatten, keine andere Erwiderung hatte als ſein mit unveränderlicher Leichenbittermiene vorgebrachtes „uondervoll", mußte in Hans Volckmar doch einige ſehr berechtigte Zweifel an der Möglichkeit einer erſprießlichen Verſtändigung mit dem Amerikaner wecken. Und er begrüßte Marys Rückkehr unter ſolchen Umſtänden mit doppelter Freude. Nie in ſeinem ganzen Leben hatte er ſich köſtlicher unterhalten als auf dieſer Reunion in Liebenthal. Daß er die Freuden des Abends lediglich einer ſchnöden Verſündigung gegen die Gebote der Wahrhaftigkeit zu danken habe, vergaß er in dem Rauſch ſeines Entzückens zuletzt ganz und gar. Anfänglich hatte er ſich wohl gefliſſentlich bemüht, in ſeinem Geplauder mit Fräulein Mary alles zu vermeiden, was ſie abermals auf die Erwähnung ſeines Doppelgängers Stanislaw Kamarinski, den er höchſt undankbarerweiſe übrigens bereits von ganzem Herzen haßte, hätte führen können. Später aber bedurfte es ſolchen Bemühens gar nicht mehr. Sie ſprachen lebhaft und angeregt von allen möglichen Dingen, die mit der Muſik nicht das geringſte

zu schaffen hatten, und die munteren Antworten wie das häufige fröhliche Lachen der jungen Amerikanerin waren Beweis genug dafür, daß auch sie sich in der Gesellschaft des vermeintlichen Virtuosen keineswegs langweilte.

Wie aber alle Freuden dieser Welt einmal ihr Ende nehmen, so war um die elfte Abendstunde auch die letzte Galoppade dieser unvergeßlichen Reunion verrauscht, und Hans Volckmar würde den dadurch bedingten Sturz aus all seinen Himmeln sehr schmerzlich empfunden haben, wenn ihm nicht Fräulein Mary kurz vor der Verabschiedung zugeflüstert hätte, daß sie mit ihrem Vater morgen nachmittag an einem Picknick in der Schweizermühle teilnehmen würde, und daß es recht hübsch wäre, wenn er auch hinkäme.

„Seien Sie ganz unbesorgt," fügte sie schelmisch hinzu, „soweit es an mir liegt, soll keiner von allen Teilnehmern ahnen, einen wie berühmten Gast die Gesellschaft in ihrer Mitte hat."

Das wirkte wohl für einen Moment auf den Rechtsanwalt wie ein kalter Wasserstrahl, aber er hatte sich nun schon so rettungslos in das Netz der Lüge verstrickt und zugleich so tief in Fräulein Marys blaue Augen geschaut, daß es kein Umkehren und kein Halten mehr auf der schiefen Ebene gab.

„Auf Wiedersehen also in der Schweizermühle," sagte er halblaut, als er sich beim letzten Gutenachtgruß vor ihr verbeugte, und dann stürmte er in die laue Sommernacht hinaus mit einem Herzen voll überschwenglicher Glückseligkeit.

2.

War der Abend im Kursaal köstlich gewesen, so war das Picknick in der Schweizermühle einfach himmlisch. Fräulein Mary hatte zum augenfälligen Mißvergnügen verschiedener Kavaliere von hochklingenden Titeln und

Namen den gänzlich unbekannten Herrn Hans Volckmar zu ihrem erklärten Ritter erhoben, und er wich kaum für die Dauer einer Minute von ihrer und ihres Vaters Seite. Mr. Gilbert Burnes zwar begnügte sich, alles, was ihm gegenüber zur Sprache gebracht wurde, einfach „uondervoll" zu finden, sogar mit Einschluß des Platzregens, der für eine halbe Stunde das Vergnügen höchst programmwidrig störte. Hans Volckmar aber war sehr geneigt, ihn trotzdem für den geistreichsten und liebenswürdigsten aller Menschen zu erklären, einen so sonnigen Abglanz warf in seinen Augen Marys holdselige Anmut und ihr bestrickender Liebreiz auf alles, was in irgend einem Zusammenhange mit ihrem zierlichen Persönchen stand.

Wovon sie im Laufe dieses Nachmittags miteinander geplaudert hatten, sie selbst wären wohl kaum im stande gewesen, es zu sagen. Auch auf das gefährliche Musikthema war die junge Amerikanerin gekommen trotz aller diplomatischen Bemühungen des Rechtsanwalts, sie von diesem für ihn so schlüpfrigen Boden fern zu halten. Aber die Gefahr war vorübergegangen, denn Hans Volckmar hatte sich zu seiner innigen Freude ganz auf die Rolle des Zuhörers beschränken dürfen. Und er war überzeugt, niemals in kurzer Zeit so viel gelernt zu haben als in dieser Viertelstunde.

Und während der in großer Gesellschaft unter inzwischen wieder aufgehelltem, freiem Himmel abgehaltenen Abendtafel hatte er Gelegenheit, noch eine andere liebenswerte Seite ihres Gemüts kennen zu lernen. Jemand, der tags zuvor die vom Hochwasser verwüsteten Ortschaften besucht hatte, entwarf eine sehr lebendige Schilderung von dem dort angerichteten Elend und von der bejammernswürdigen Lage, in der sich die ihrer Häuser und ihrer Habe beraubten Dörfler befanden. Da fehlte es denn natürlich nicht an allerlei mitleidigen Aeußerungen, und einige besonders

zartfühlende Seelen waren von dem Bilde der da oben herrschenden Not so sehr erschüttert, daß sie große Mühe hatten, ihre Festesstimmung durch eine gesteigerte Zufuhr von Pfirsichbowle und kaltem Geflügel wiederherzustellen. Fräulein Mary Burnes aber, obwohl kein Ausruf des Entsetzens und kein Wort des Mitgefühls von ihren Lippen gekommen war, legte Messer und Gabel still auf den Teller, und als sie auf eine Frage Hans Volckmars diesem ihr Gesicht zukehrte, sah er, daß die hellen Thränen in ihren Augen funkelten. Das also war die eiskalte Amerikanerin, der es nach der Versicherung des Herrn v. Sternberg ein so besonderes Vergnügen bereitete, auf geknickten Männerherzen spazieren zu gehen! Noch in keinem Moment während der Dauer ihrer kurzen Bekanntschaft hatte er sie so hinreißend schön gefunden, als mit diesem Ausdruck tiefen Ernstes in den feinen Zügen und mit diesen in feuchtem Glanze schwimmenden Augen.

Während des ganzen Abendessens blieb sie im Gegensatz zu ihrer vorigen Munterkeit nachdenklich und schweigsam, obwohl ringsumher die Wogen der Fröhlichkeit längst wieder sehr hoch gingen. Mannigfache Aeußerungen der Betrübnis wurden erst wieder laut, als der Vergnügungsmarschall verkündete, daß es Zeit sei, sich für die Heimfahrt zu rüsten, die auf großen, laubgeschmückten Leiterwagen angetreten werden sollte. Für Hans Volckmar und Mary blieb kaum noch eine Gelegenheit, unter vier Augen miteinander zu reden. Junge Herzen aber, zwischen denen Gott Amor seine unsichtbaren Fäden zu spinnen begonnen hat, sind merkwürdig erfinderisch in der Kunst, solche Gelegenheiten auch da zu schaffen, wo kein anderer Sterblicher sie ausfindig gemacht haben würde. Und so geschah es, daß sie ohne alle vorhergegangene Verabredung plötzlich weit abseits von dem lauten Schwarme bei einander standen, beide erfüllt von der Gewißheit, daß dies

einer der bedeutsamsten Augenblicke ihres Lebens sei, und doch beide so stumm und verlegen, als wüßten sie sich auch nicht das kleinste interessante Wörtchen zu sagen.

Mary war es, die das Schweigen brach, und Hans Volckmar fühlte sich seltsam ergriffen von dem weichen, kindlich zaghaften Klang ihrer Stimme, als sie zaudernd und stockend sagte:

„Ich bin traurig über das, was wir da vorhin gehört haben. Wie kläglich ist es doch um die vielgerühmte Nächstenliebe bestellt, daß die große Gesamtheit der Reichen und Glücklichen nicht einmal das Mittel findet, solchem herzzerreißenden Elend auf der Stelle wirksam zu begegnen! Ich glaube, in dieser ganzen Tafelrunde, die sich durch die Schilderung des schrecklichsten Jammers nicht einen Augenblick den Appetit verderben ließ, befand sich kein einziger, dem man ein wirklich großes und erhabenes Opfer im Dienste der Nächstenliebe zumuten dürfte."

„Ich weiß nicht, Fräulein Burnes, ob dieses harte Urteil gerecht ist, aber ich hoffe, daß es nicht für alle ohne Ausnahme Geltung haben soll."

„O, ich möchte von ganzem Herzen wünschen, daß ich eine Ausnahme machen dürfte" — und noch leiser, noch beklommener fügte sie hinzu: „eine Ausnahme zu Ihren Gunsten."

„Thun Sie es immerhin," rief Hans Volckmar mit Wärme. „Ich gehöre leider nicht zu den Glücklichen, die mit vollen Händen geben können, um die Not ihres Nächsten zu lindern. Vor einem Opfer aber, das zu bringen meine Verhältnisse und meine Kräfte mir gestatten, würde ich gewiß nicht zurückschrecken. Ich wollte, daß ich etwas recht Schönes und Großes vollbringen könnte, mir Ihre gute Meinung zu verdienen."

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie, ohne ihn anzusehen: „Vielleicht können Sie es. Aber Sie sollten sich's

doch noch überlegen, ehe Sie mir etwas versprechen. Würden Sie doch möglicherweise auf die Erfüllung eines Wunsches verzichten müssen, der Ihnen augenblicklich sehr am Herzen liegt."

Daß sie immer mit Stanislaw Kamarinski zu sprechen meinte, hatte Hans Volckmar längst vergessen. So vollständig hatte sie sich daran gewöhnt, ihn immer nur mit seinem wirklichen Namen zu nennen, daß er zuletzt des Irrtums, der seines Glückes Urheber war, gar nicht mehr gedachte. Und in der Erregung dieses Augenblicks vollends, wo alles in ihm glühte und stürmte und jubelte, wie hätte er sich da an diesen verwünschten Klaviervirtuosen erinnern sollen?

„Fordern Sie von mir, was Sie wollen, Fräulein Burnes. Es giebt keinen Wunsch, auf den ich nicht unbedenklich Verzicht leistete — ausgenommen den einzigen Wunsch, mich Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens würdig zu erweisen."

„Sie würden mir also nicht böse sein, wenn ich mir erlaubte, auf diese Erklärung hin über Sie zu verfügen — ganz eigenmächtig und nach meinem Belieben, wie wenn ich zu allem von vornherein Ihre ausdrückliche Zustimmung hätte?"

„Unbedingt! Aber möchten Sie mir nicht sagen, worin die Probe bestehen soll, der Sie mich zu unterwerfen gedenken?"

„Nein, das kann ich noch nicht. Es ist nur erst eine Idee, von der ich nicht einmal weiß, ob sie sich überhaupt ausführen lassen wird. Und vor morgen kann ich Ihnen keinesfalls Näheres darüber sagen."

„Aber ich werde morgen nicht in Liebenthal sein, Fräulein Burnes. Eine Verabredung, die sich nicht mehr rückgängig machen läßt, ruft mich nach Schwarzhof."

Sie blickte auf, und er las in ihrem Gesicht, wie sehr sie erschrocken war.

Digitized by Google

„Sie wollen fort? Ich habe Sie also doch vertrieben?“

Er hätte ihr ja nun eigentlich sagen müssen, daß es sich da um eine längst getroffene Uebereinkunft handle, und daß sein Aufenthalt in Liebenthal von vornherein nur auf einige Tage berechnet gewesen sei. Aber die Vorstellung, daß er sich dann für immer von ihr verabschieden und ihr zugleich das Geständnis jener Schuld ablegen müsse, die sie ihm nimmermehr verzeihen konnte, warf alle seine Zukunftspläne über den Haufen. Nach Schwarzhof mußte er freilich, daran ließ sich nichts mehr ändern. Aber die beabsichtigte Fußwanderung durch das Gebirge konnte recht wohl von dem Programm gestrichen werden. Der Amtsrichter Hertling war ja ein so lieber und verständiger Mensch. Er würde ihn gewiß gern von seinem Versprechen entbinden, wenn er erfuhr, was seinen Freund so unwiderstehlich nach Liebenthal zurückzog. So glaubte sich Hans Volckmar zu der Erklärung berechtigt, daß er schon am Abend des nächsten Tages wieder zurück sein würde, und daß Fräulein Mary sich nicht mit Vorwürfen zu beunruhigen brauche, weil da von einer Flucht eben ganz und gar keine Rede sei.

„Und Sie werden ganz gewiß wiederkommen? Sie versprechen es mir fest und feierlich?“

„Gewiß, ich verspreche es Ihnen. Und ich soll wirklich nicht erfahren, was Sie mit mir vorhaben?“

„Nein, jetzt erst recht nicht,“ sagte sie kopfschüttelnd und mit einem schelmischen Lächeln. „Sie haben sich mir auf Gnade oder Ungnade überliefert, und Sie müssen Ihr Schicksal jetzt über sich ergehen lassen, wie hart es auch sein mag.“

Er hatte eine bedeutsame Antwort auf den Lippen, aber da tauchte plötzlich neben ihnen die unwillkommene Gestalt des Herrn v. Sternberg auf, der mit etwas boshafter Betonung erklärte, man würde genötigt sein, ohne

die Herrschaften abzufahren, wenn sie noch länger auf sich warten ließen. In der Gesellschaft dieses Menschen war natürlich an eine Fortsetzung des vorigen Gespräches nicht mehr zu denken, und auch während der Heimfahrt inmitten eines Schwarmes ausgelassener, lärmender Menschen bot sich ihnen keine Gelegenheit dazu.

Erst als Mary dem Rechtsanwalt zur Verabschiedung die Hand reichte, fand sie eine Möglichkeit, ihm zuzuflüstern: „Sie bereuen Ihre Zusage also nicht, und Sie versprechen noch einmal, mir nicht böse zu sein, was auch immer ich auf diese Zusage hin unternehme?"

„Ja, ich verspreche es, Fräulein Mary," vermochte er nur eben noch hastig zu erwidern. Dann fühlte er einen so warmen und kräftigen Druck der kleinen weichen Hand, die in der seinigen ruhte, daß er meinte, plötzlich alle sieben Himmel Mohammeds vor sich aufgethan zu sehen, und daß er auf dem Wege nach seinem Quartier allerlei schimmernde Luftschlösser von schwindelnder Höhe baute.

3.

Ob der Rauenthaler im „Weißen Rosse" zu Schwarzhof vielleicht doch nicht ganz unverfälscht gewesen war, oder ob Hans Volckmar besser gethan hätte, der Versuchung der vierten Flasche mannhaft zu widerstehen — genug, als er um die zehnte Morgenstunde aus schwerem, unruhigem Schlummer emporfuhr, hatte er nur noch eine sehr unbestimmte Vorstellung von der Art, wie er nach Liebenthal zurückgekommen war, und er würde den fidelen Abend mit all den zahlreichen, insgeheim stets auf Fräulein Marys Wohl geleerten Gläsern vielleicht für einen Traum gehalten haben, wenn nicht ein dumpfer Druck in den Schläfen und ein abscheuliches Schädelweh nur zu beredt für die Wirklichkeit des Erlebten gezeugt hätten. Draußen plätscherte der Regen eintönig gegen die Fenster,

Digitized by Google

die bewaldeten Bergkuppen waren im Nebel verschwunden, und die ganze Welt schien in ein trübseliges, graues Bußgewand eingehüllt.

Erst als zum zweitenmal an die Thür seines Zimmers geklopft wurde, entschloß sich Hans Volckmar, „Herein!" zu rufen.

Der Kellner steckte den Kopf durch die Spalte und sagte: „Der Herr Kapellmeister kommt nun schon zum drittenmal. Er bittet dringend, wenigstens auf einige Minuten empfangen zu werden."

Hans Volckmar setzte sich im Bette auf und starrte den Jüngling verständnislos an.

„Der Kapellmeister? Was für ein Kapellmeister? Und was kann der Mann von mir wollen?"

„Es ist Herr Steingräber, der Dirigent der Badekapelle, und ich glaube, er kommt in derselben Angelegenheit, in der vorhin schon der Herr Bürgermeister und der Kurdirektor hier waren. Die Herren bedauerten sehr, daß Sie noch nicht zu sprechen seien, und haben mich beauftragt, mit ihren schönsten Empfehlungen diese Karten zu übergeben."

Der Rechtsanwalt griff sich an die schmerzende Stirn. „Der Bürgermeister? Der Kurdirektor? Ja, soviel ich weiß, habe ich doch gar nicht das Vergnügen, diese hochgestellten Persönlichkeiten zu kennen. Wahrscheinlich befinden Sie sich in einem Irrtum, lieber Freund, und der Besuch war irgend einem anderen Hotelgaste zugedacht."

„Nein, durchaus nicht, die Herren fragten ausdrücklich nach Herrn Volckmar aus M., und sie hinterließen, daß sie sich erlauben würden, um zwölf Uhr wiederzukommen."

„Na, meinetwegen also. Dann werde ich ja erfahren, was sie von mir wünschen," seufzte der Rechtsanwalt, indem er Miene machte, sein gepeinigtes Haupt wieder in die Kissen zu vergraben. Der Quälgeist an der Thür

aber ließ es nicht zu, indem er zu wissen begehrte, mit welcher Begründung er den Kapellmeister, der nun schon zum drittenmal da sei, fortschicken solle.

„Potzwetter, so lassen Sie ihn hereinkommen, wenn es denn schon ganz unmöglich ist, einem harmlosen Vergnügungsreisenden seine Ruhe zu gönnen," rief Hans Volckmar wütend. Und sicherlich war der Herr Kapellmeister niemals mit einer minder ermutigenden Miene empfangen worden, als es ihm hier geschah. Er blieb denn auch, nachdem er sich zweimal sehr ehrerbietig verbeugt hatte, verlegen in der Nähe der Thür stehen und beeilte sich, seine Unbescheidenheit zu entschuldigen.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, verehrter Meister. Wenn die Zeit, die uns für die Proben noch zur Verfügung steht, nicht gar so kurz wäre, würde ich mir gewiß nicht erlaubt haben, Sie in Ihrer Morgenruhe zu stören."

„Das wäre in der That um so weniger nötig gewesen, als Sie sich offenbar in Bezug auf meine Person in irgend einem Irrtum befinden. Ich habe so wenig einen Anspruch auf den ehrenvollen Titel, den Sie mir da zu verleihen die Güte haben, als ich auch nur dunkel ahne, was für Proben Sie meinen."

Der Kapellmeister lächelte. „Ich nahm an, daß Sie das eine oder das andere Stück mit Orchesterbegleitung zu spielen wünschen und deshalb —"

Hans Volckmar hatte sich in den Arm gekniffen, um ganz sicher zu sein, daß er wach sei. Und da er an dieser Thatsache füglich nicht mehr zweifeln konnte, rief er dem Erstaunten halb ärgerlich und halb belustigt zu: „Mit Orchesterbegleitung? Ja, um des Himmels willen, Herr, für was sehen Sie mich denn eigentlich an?"

„Entschuldigen Sie, Maestro, wenn ich etwas Ungeschicktes gesagt habe. Aber da die Programme doch ge-

druckt werden müssen — — es wäre ja gewiß besser gewesen, das Konzert noch um einen oder mehrere Tage zu verschieben; aber Fräulein Burnes bestand darauf, daß

es schon auf heute angesetzt werde, damit das Erträgnis den Ueberschwemmten möglichst rasch zu gute käme. Und da doch nun einmal sämtliche Billets bereits vergriffen sind — —"

Er hielt erschrocken inne, denn ein dumpfes Stöhnen

war von dem Bette her an sein Ohr gedrungen, und er sah, wie der vermeintliche Stanislaw Kamarinski sein Gesicht gleich einem Verzweifelten mit beiden Händen verhüllte. Schrecklich hatte es ja mit einemmal in Hans Volckmars bis dahin noch immer etwas weinumnebeltem Geiste getagt. In entsetzlicher Klarheit hatte er den Zusammenhang der Dinge erkannt. Nun wußte er, worin Fräulein Marys geheimnisvolles Vorhaben bestanden, und in seiner ganzen Furchtbarkeit übersah er das Verhängnis, das er freventlich selbst über sich heraufbeschworen hatte.

„Mein Gott, teuerster Meister, was ist Ihnen?“ fragte der Kapellmeister erschrocken. „Sie sind doch nicht krank?“

„Ja, krank — sehr krank,“ stöhnte der unglückliche Rechtsanwalt. „Alle Billets sind vergriffen — sagen Sie? Und die Leute erwarten, Stanislaw Kamarinski zu hören?“

„Wir würden nicht ein Dutzend Eintrittskarten verkauft haben, wenn wir nicht Ihren berühmten Namen mit riesengroßen Lettern hätten auf die Plakate setzen können. Es wäre hart für die armen Ueberschwemmten, falls Ihr Unwohlsein Sie etwa verhindern sollte, zu spielen. Alle Eintrittsgelder müßten zurückgezahlt werden.“

In Hans Volckmars Herzen war nur noch Raum für einen einzigen Wunsch — für den Wunsch nämlich, daß das Haus über ihm einstürzen oder daß die Erde sich unter ihm aufthun möge, um ihn zu verschlingen. Aber da er sich sagen mußte, daß die Erfüllung dieses Wunsches zu den unwahrscheinlicheren Dingen gehöre, raffte er sich zu der Erkenntnis auf, daß hier ungesäumt irgend etwas geschehen müsse. Vor allem mußte er Mary sprechen. Sie zuerst hatte ein Recht darauf, seine Beichte zu empfangen, und sie allein durfte sein Urteil sprechen. Demütig wollte er auf sich nehmen, was sie über ihn verhängte, und um welchen Preis es auch immer geschah, jedenfalls mußte alles vermieden werden, was sie auch

nur im mindesten bloßstellen konnte. Darum glaubte er sich nicht berechtigt, den Kapellmeister durch eine Mitteilung der Wahrheit aus seinem Irrtum zu reißen. Um sich seiner so schnell als möglich zu entledigen, sagte er nur: „Ob das Konzert zu stande kommen wird oder nicht, vermag ich Ihnen in diesem Augenblick noch nicht anzugeben. Aber ich verspreche Ihnen, daß Sie in einer Stunde Nachricht erhalten sollen. Jedenfalls müssen bis dahin alle weiteren Vorbereitungen eingestellt werden."

Mit dem Ausdruck seines lebhaften Bedauerns über die Unpäßlichkeit des verehrten Meisters und mit den besten Wünschen für seine baldige Wiederherstellung hatte sich der Kapellmeister empfohlen. Hans Volckmar aber war kaum jemals schneller mit seiner Toilette fertig geworden als an diesem Morgen. Seine Kopfschmerzen waren merkwürdigerweise ganz verschwunden, aber an die Stelle des physischen Katzenjammers war ein moralischer getreten, wie er ihn schauerlicher niemals kennen gelernt. Er kam sich vor wie ein Verbrecher und wagte, als er über die Straße ging, keinem Menschen in das Gesicht zu sehen. So jäh und so kläglich war das Gebäude seines Glückes zusammengebrochen, daß es ihm unmöglich schien, er könne sich von den Folgen dieser Katastrophe jemals wieder erholen, und daß ihn der graue Regentag so recht ein Bild seiner ganzen Zukunft dünkte.

Wie es ihm die gute Sitte zur Pflicht machte, ließ er sich nicht bei Fräulein Mary, sondern bei ihrem Vater melden, sie aber war es, die ihn empfing, ein halb verlegenes, halb schalkhaftes Lächeln auf dem frischen, rosigen Gesichtchen. Sie kam ihm lebhaft um ein paar Schritte entgegen, aber als er den gesenkten Kopf erhob, blieb sie betroffen stehen.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?" rief sie erschrocken. „Ist Ihnen etwas Schlimmes widerfahren, oder

ſind Sie mir ſo böſe? Ich habe die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen aus Furcht, Sie würden mir meine eigenmächtige Handlungsweiſe vielleicht doch nicht verzeihen."

Mit einer flehenden Gebärde erhob er abwehrend beide Hände. „Wenn Sie nur ein klein wenig Mitleid für einen Unglücklichen empfinden, Fräulein Burnes, ſo hören Sie mich geduldig an. Nicht ich bin es, der hier zu verzeihen hat, ſondern das Recht, zu verdammen oder Gnade zu üben, liegt einzig bei Ihnen. Ich habe Sie belogen — gräßlich, ſchändlich, nichtswürdig belogen, indem ich Sie in dem Glauben ließ, daß ich Stanislaw Kamarinski ſei."

Sie wich ein wenig zurück und ſtarrte ihn mit großen Augen an. „Wie? Und Sie wären es nicht?"

„Nein, ich bin weder eine Berühmtheit noch überhaupt ein Muſikant. Ich bin, als was ich Ihnen vorgeſtellt wurde, der Rechtsanwalt Hans Volckmar aus M."

Eine heiße Blutwelle flutete über ihr Geſicht, dann aber wurde ſie ſehr bleich. „Ah, das war abſcheulich," ſagte ſie, von der unerwarteten Enthüllung offenbar ganz überwältigt, mit gepreßter Stimme, „und ich hatte ſo großes Vertrauen zu Ihnen! Sie haben keine Urſache, mein Herr, auf dieſe Heldenthat ſtolz zu ſein."

„Ach wenn Sie wüßten, mein Fräulein, wie weit ich in dieſem Augenblick von jeder Empfindung des Stolzes entfernt bin! Ich begreife wohl, daß Sie mir niemals vergeben können, und würde nicht wagen, Ihnen noch länger durch meine Gegenwart läſtig zu fallen, wenn es ſich nicht darum handelte, einen Ausweg aus dieſer verzweifelten Situation zu finden — einen Ausweg, der alle Widerwärtigkeiten und Beſchämungen ganz allein auf mich fallen läßt."

„Das Konzert iſt angekündigt, und die Eintrittskarten ſind verkauft — es muß alſo ſtattfinden."

Digitized by Google

„Gewiß, doch nicht unter meiner Mitwirkung, denn ich zweifle, daß ich, der ich nie in meinem Leben eine Taste angerührt habe, es bis heute abend zu der nötigen Fertigkeit bringen könnte.“

Sie errötete wieder. „Wenn Sie glauben, sich obendrein über mich lustig machen zu dürfen, mein Herr, so haben wir wohl nichts weiter miteinander zu reden. Ich stelle es in Ihr Belieben, was Sie thun oder lassen wollen. Ich für meine Person weiß ja nun zur Genüge, woran ich bin und wie ich mich zu verhalten habe.“

Hans Volckmar konnte ihr zu seiner Verzweiflung nicht mehr klar machen, daß seine letzten Worte nichts weniger als spöttisch gemeint gewesen waren; denn jetzt öffnete sich die Thür, und die hagere Gestalt des hölzernen Mr. Burnes erschien auf der Schwelle. Während er mit gewohnter Feierlichkeit auf den Besucher zuschritt, schlüpfte Mary hinaus, unbekümmert um den flehenden Blick, mit dem Hans Volckmar sie zurückzuhalten suchte. In seiner Ratlosigkeit und Zerknirschung behielt er die gewaltige Rechte des Mr. Gilbert Burnes wie einen Rettungsanker in seinen beiden Händen und suchte aus allen Winkeln seines Gedächtnisses zusammen, was von den englischen Lektionen seiner Knabenzeit darin noch zurückgeblieben war, um auch dem alten Herrn ein reumütiges Bekenntnis seiner Schuld abzulegen und ihn himmelhoch um ein Wort freundlicher Fürsprache bei seiner Tochter zu bitten. Mr. Gilbert Burnes verzog keine Miene, aber als Volckmar seine lange Rede geendet hatte, sagte er:

„Ich werde sein ferr erfreut, Sie zu hören. Ich liebe ferr viel das Piano.“

Da ließ Hans Volckmar hoffnungslos die so lange festgehaltene Hand fahren und griff nach seinem Hute. Hier gab es für ihn nichts mehr zu hoffen. Nun galt es, den dornenvollen Weg bis ans Ende zu gehen. Er

ſah an einer Straßenecke das große Plakat mit der Ankündigung des Wohlthätigkeitskonzerts unter Mitwirkung des Pianiſten Stanislaw Kamarinski, und er las darunter die Namen des Bürgermeiſters und des Kurdirektors, die im Verein mit einigen vornehmen Herren der Badegeſellſchaft das veranſtaltende Komitee bildeten. Darum alſo hatten dieſe beiden Würdenträger ihm in der Frühe des heutigen Tages ihren Beſuch machen wollen. Sie waren ohne Zweifel gekommen, ſich bei ihm für ſeine menſchenfreundliche Abſicht zu bedanken, und jetzt war er genötigt, als ein Miſſethäter vor ſie hin zu treten, der froh ſein mußte, wenn man ſich damit begnügte, ihn einfach hinauszuwerfen.

Er begab ſich in die Wohnung des Bürgermeiſters, aber er traf dieſen ebenſowenig an als den Kurdirektor, und nachdem er faſt eine Stunde lang ohne jeden Erfolg in dem ſtrömenden Regen herumgelaufen war, lenkte er endlich die Schritte wieder nach ſeinem Hotel in der Hoffnung, daß die Herren ihre Abſicht ausführen und ihren Beſuch wiederholen würden.

„Es iſt ein Herr oben, der Sie in dringender Angelegenheit zu ſprechen wünſchte und durchaus Ihre Rückkehr abwarten wollte," ſagte ihm der Pförtner. Und Hans Volckmar, der nach dem verheißungsvollen Anfang dieſes Tages nicht den allergeringſten Zweifel hegte, daß es ſich hier nur um irgend ein neues Unglück handeln könne, ſtieg, auf das Aeußerſte gefaßt, die Treppe empor.

Erſtaunt prallte er um einen Schritt zurück, als er die Thür ſeines Zimmers geöffnet und einen Blick auf den Beſucher geworfen hatte, der da drinnen, den Hut auf dem Kopfe, mit langen Schritten auf und nieder ging. Dieſer geckenhaft elegant gekleidete Herr mit dem weichen dunklen Schnurrbärtchen, den braunen Augen und der lang herabwallenden Künſtlermähne, der ihm, wenn auch

nicht gerade zum Verwechseln, so doch immerhin auffallend ähnlich sah, konnte ja unmöglich ein anderer sein als der Urheber all seines Mißgeschicks — als Stanislaw Kamarinski. Er hatte den Mann noch soeben in seinem Herzen zu allen Teufeln gewünscht, jetzt aber sah er in ihm die vom Himmel gesandte Erlösung aus allem Uebel.

„Täusche ich mich nicht?“ rief er. „Habe ich die Ehre, den berühmten Herrn Kamarinski vor mir zu sehen?“

Mit einer Gebärde voll unnachahmlicher Majestät schob der andere die Hand zwischen den zweiten und dritten Knopf seines strohgelben Sommerüberziehers und sagte, sich zu seiner ganzen Größe aufrichtend, mit stark ausgeprägtem slawischen Accent: „Man nennt mich so, mein Herr. Und Sie sind also der Doppelgänger, der sich anmaßen wollte, hier unter meinem Namen aufzutreten?“

„Aber ich habe niemals auch nur im Traume daran gedacht, mein verehrter Herr Kamarinski. Ein Kind von acht Tagen kann ja nicht unmusikalischer sein als ich. Alles beruht nur auf einem abscheulichen Mißverständnis.“

„Eh!“ machte der Virtuose, „solche Flausen kennen wir. Wissen Sie auch, daß ich Sie bei dem Staatsanwalt belangen kann, mein Herr? Ich werde Sie auf Entschädigung verklagen für den Mißbrauch meines Namens.“

„Thun Sie es in Gottes Namen — nur lassen Sie sich gefälligst erst den Zusammenhang erklären. Ich begreife vollkommen, daß niemand besseren Anspruch auf diese Erklärung hat als Sie.“

Stanislaw Kamarinski machte ein Gesicht, wie wenn er andeuten wollte, daß er ihm doch kein Sterbenswörtchen glauben würde. Hans Volckmar aber kümmerte sich nicht darum, sondern erzählte ihm der Wahrheit gemäß alles von dem Augenblick an, da Herr v. Sternberg ihm im Kursaale Fräulein Mary Burnes vorgestellt hatte, bis

zu seinem leichtfertigen Versprechen in der Schweizermühle und zu den schrecklichen Ereignissen des heutigen Morgens.

„Ich hatte, wie Sie aus allem ersehen werden, niemals den Ehrgeiz, mich im Glanze eines erborgten Künstlerruhmes zu sonnen," schloß er seinen Bericht. „So unüberlegt und thöricht meine Handlungsweise auch gewesen sein mag, jedenfalls war es nur ein Scherz, dessen verhängnisvolle Folgen ich unmöglich voraussehen konnte. Und da der Himmel Sie gerade noch zur rechten Zeit hierher geführt hat, Herr Kamarinski, ist es ja nun in Ihre Hand gegeben, diese unglücklichen Folgen abzuwenden."

„Ich? O, mein Herr, wie sollte ich dazu kommen?" versetzte der Virtuose. „Ich bin im höchsten Grade indigniert. Ich lange ahnungslos hier an, um mich einige Zeit hier von den Anstrengungen meiner letzten Konzertreise zu erholen, und das erste, was mir ins Auge fällt, ist ein Anschlagzettel, der ein Wohlthätigkeitskonzert unter meiner Mitwirkung ankündigt. In der That — eine hübsche Ueberraschung! Und Sie sind so — naiv und glauben, ich werde spielen? Im Gegenteil, ich werde Sie wegen Mißbrauch meines Namens verklagen."

Volckmar war in großer Versuchung, wütend zu werden, aber er besann sich noch zur rechten Zeit, daß er es mit diesem Virtuosen nicht verderben dürfe.

„Nehmen Sie Vernunft an und seien Sie nicht hart mit mir ohnehin genug Bestraften," bat er. „Ich bin bereit, Ihnen jede Genugthuung zu geben, nach der Sie Verlangen tragen. Jetzt aber handelt es sich um das Zustandekommen des Konzerts, dessen Erträgnis dazu bestimmt ist, das Elend der armen Ueberschwemmten zu mildern. Ich appelliere an Ihre Großmut und Ihre Menschlichkeit im Namen jener Unglücklichen, denen Fräulein Burnes so hochherzig beizustehen gedachte. Wenn

Sie heute abend spielen, ist alles wieder im rechten Geleise. Besonders Fräulein Burnes, die Sie hoch verehrt, wird es Ihnen danken."

„Aber ich spiele niemals ohne Honorar — es ist gegen meine Grundsätze."

„Wäre dies das einzige Hindernis, so würde ich es selbstverständlich als meine Pflicht ansehen, Ihnen aus meinen eigenen Mitteln eine angemessene Entschädigung zu zahlen. Darf ich mir die Frage erlauben, welches Ihre Ansprüche sind?"

„Mein Impresario zahlt mir für jedes Auftreten tausend Mark."

Hans Volckmar starrte den glücklichen Künstler an wie ein nie gesehenes Wunder.

„Tausend Mark!" wiederholte er. „Ja, mein verehrter Herr, das geht allerdings über meine Kräfte. Wenn Sie es nicht billiger thun können, bleibt mir nichts anderes übrig, als das Verhängnis seinen Lauf nehmen zu lassen."

„O, Sie haben mich mißverstanden, Sie haben mich unterbrochen, ehe ich zu Ende war. Mein Impresario zahlt mir für jedes Auftreten tausend Mark, aber weil es doch zu einem wohlthätigen Zweck ist, und weil ich der jungen Amerikanerin, von der Sie sprachen, gern gefällig sein möchte, will ich mich mit der Hälfte begnügen, obwohl es eigentlich ganz und gar gegen meine Grundsätze ist."

„Sie sind ein edler Menschenfreund, Herr Kamarinski!" sagte Volckmar nicht ohne Ironie. „Für fünfhundert Mark also würden Sie heute abend spielen?"

„Es ist ein großes Opfer — das sehen Sie hoffentlich ein. Aber mein Gemüt ist stärker als meine Grundsätze."

„Ich verstehe, ich verstehe! Und das Honorar ist natürlich auf der Stelle zahlbar — nicht wahr?"

Digitized by Google

„Mein Impresario entrichtet es immer im voraus, das ist nun einmal mein — —“

„Ihr Grundsatz, selbstverständlich, ich habe es gar nicht anders erwartet. Wir wären also einig. Hier, mein teuerster Meister, sind Ihre fünfhundert Mark. Der Himmel segne sie Ihnen!“

Er hatte von den sechs blauen Kassenscheinen, die dazu bestimmt gewesen waren, ihm ein paar fröhliche Ferienwochen zu verschaffen, fünf abgezählt und sie vor Stanislaw Kamarinski auf den Tisch gelegt. Der Virtuose überzeugte sich sorgsam von der Richtigkeit des Betrages und steckte die Banknoten dann nachlässig wie wertlose Papierschnitzel in die Tasche.

„Ich werde also darauf verzichten, Sie wegen des Mißbrauches, den Sie mit meinem Namen getrieben, zur Rechenschaft zu ziehen,“ sagte er voll Herablassung, indem er sich zum Gehen wandte. „Aber ich setze natürlich voraus, daß Sie Ihren weiteren Aufenthalt in Liebenthal möglichst abkürzen.“

„Seien Sie unbesorgt, edler Maestro, ich reise noch heute.“

Stanislaw Kamarinski antwortete nur durch eine Gebärde voll erhabener Größe und zog nach einem leichten Neigen des dunkellockigen Hauptes die Thür hinter sich zu.

Hans Volckmar aber murmelte etwas hinter ihm drein, das keineswegs wie ein Ausdruck ehrerbietiger Bewunderung klang. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und teilte Fräulein Burnes unter der Adresse ihres Vaters mit, daß der heute zufällig in Liebenthal eingetroffene wirkliche Stanislaw Kamarinski sich bereit erklärt habe, die ohne sein Zuthun erfolgte Ankündigung zur Wahrheit zu machen und in dem Wohlthätigkeitskonzert zu spielen. Er fügte kein Wort zu seiner Rechtfertigung oder Entschuldigung hinzu, denn nach der Behandlung, die Fräu-

lein Burnes ihm hatte angedeihen lassen, erkannte er, daß seine schimmernden Luftschlösser doch keine Aussicht auf Verwirklichung hatten. Die kleine Episode, die fortan in seiner Erinnerung den Namen Mary Burnes tragen würde, lag ein für allemal abgethan und beendet hinter ihm. Die Wunde aber, die sie in seinem Herzen zurückgelassen, würde — das fühlte er mit schmerzlicher Gewißheit — einer langen Zeit zu ihrer Heilung bedürfen. Noch viel trübseliger und trostloser als der graue Regentag da draußen war die Stimmung, in der er sich, nachdem er das Briefchen abgesandt, anschickte, seinen Koffer für die Heimreise zu packen.

4.

Der nächste Zug, den Volckmar benutzen konnte, passierte Liebenthal erst kurz vor Mitternacht. Anfänglich zwar war er entschlossen gewesen, die Straßen dieses unglückseligen Ortes vor seinem Aufbruch zum Bahnhof nicht mehr zu betreten, aber nachdem er die freiwillige Gefangenschaft ein paar Stunden lang ertragen, duldete es ihn doch nicht mehr in der Enge des ungastlichen Hotelzimmers und in der unerfreulichen Gesellschaft seiner üblen Gedanken. Das Wetter hatte sich am Nachmittag aufgehellt, und dem regnerischen Tage folgte ein wunderschöner Abend. Bei seinem ziellosen Umherschlendern gelangte der Rechtsanwalt auch in die Nähe des Kurhauses, und überall, wohin er blickte, leuchteten ihm hier die großen roten Plakate mit der Ankündigung des Wohlthätigkeitskonzertes entgegen. Da regte es sich trotzig in seinem Herzen, und er sagte sich, daß eigentlich niemand ein besseres Recht darauf habe, diesem Konzert beizuwohnen, als er, der diesen Anspruch so teuer erkauft hatte, und er ging schnurstracks an die Kasse, um eine Eintrittskarte zu fordern. Aber es war alles bis auf das letzte Winkelchen

beſetzt, und er mußte ſich mit einem Stehplatz im tiefſten Hintergrunde des Saales begnügen. Er war es zufrieden, denn es kam ihm ja durchaus nicht darauf an, bemerkt zu werden, und er zog ſich ſogar noch weiter, als es unbedingt notwendig geweſen wäre, in den bergenden Schutz eines dicken Pfeilers zurück.

Die erſten, von allerlei mehr oder weniger begabten Dilettanten ausgeführten Nummern des Programms intereſſierten ihn ſehr wenig. Er war weder muſikverſtändig genug, noch in der rechten Stimmung, ſie nach Verdienſt zu würdigen. Deſto aufmerkſamer aber ließ er ſeine Augen im Saale umherwandern, denn wenn er ſich's ſelbſt auch nicht eingeſtanden hätte, die Hoffnung, Mary wenigſtens aus der Ferne noch einmal zu ſehen, hatte an ſeinem plötzlichen Entſchluß einen viel größeren Anteil gehabt als der Wunſch, Stanislaw Kamarinski zu hören. Und nach einigem Suchen entdeckte er ſie wirklich. Sie ſaß neben ihrem Vater in der allererſten Reihe, und wenn ſie ihm auch den Rücken zukehrte, ſo daß er nur hie und da bei einer zufälligen Wendung ihres Köpfchens ein wenig von dem lieben Geſicht erſpähen konnte, ſo meinte er doch wahrzunehmen, daß ſie viel bleicher war als ſonſt.

Nun, nach einer ungebührlich langen Pauſe, während deren erwartungsvolles Geflüſter den Saal durchſchwirrt hatte, war endlich der große Augenblick gekommen, da Stanislaw Kamarinski auf der Bühne erſchien. Von ſtürmiſchem Beifall begrüßt, neigte er in gnädiger Herablaſſung ein wenig den Kopf, um dann mit einer unnachahmlich genialiſchen Bewegung die lange Mähne zurückzuwerfen und vor dem Flügel Platz zu nehmen. Hans Volckmar, der allerdings ein nicht ganz unparteiiſcher Beurteiler war, fand, daß der berühmte Virtuoſe ganz unausſtehlich läppiſche und affektierte Manieren hatte. Aber als Kamarinski nun zu ſpielen begann, vergaß der Rechts-

anwalt gleich dem übrigen Publikum alle diese Lächerlichkeiten über dem großen und erlesenen Genuß, den seine Kunst bereitete. Dieser Pianist verdiente in der That den großen Ruf, dessen sein Name sich erfreute, und er verdiente wohl auch die Verehrung, die Fräulein Mary ihm achtzehn lange Monate hindurch so treu und beharrlich bewahrt hatte.

Als der letzte Ton verklungen war, befand sich auch Hans Volckmar unter den Applaudierenden. Er hatte für den Moment all seinen Groll gegen den Mann mit den praktischen Grundsätzen vergessen und fühlte sich aus seiner Kunstbegeisterung erst wieder in die nüchterne Wirklichkeit hinabgestürzt, als er wahrnahm, wie eine Dame aus dem Publikum auf den Virtuosen zutrat, um ihm einen großen Lorbeerkranz mit mächtigen blaßroten Schleifen zu überreichen*). Gewiß würde er Stanislaw Kamarinski auch diese Huldigung neidlos gegönnt haben, wenn nur die junge Dame nicht gerade Fräulein Mary Burnes gewesen wäre, und wenn nicht seine scharfen Augen auf den Bändern des Kranzes trotz der beträchtlichen Entfernung deutlich die in großen Goldbuchstaben aufgedruckte Inschrift „Dem edlen Menschenfreunde" gelesen hätten.

Das war zu viel selbst für sein geduldiges Gemüt. Er lachte so laut und höhnisch auf, daß sich ein wahres Kreuzfeuer zorniger Blicke über ihn ergoß, und bahnte sich rücksichtslos einen Weg zur Ausgangsthür. Die Flammen der Eifersucht loderten so wild in seiner Brust, daß er fühlte, er müsse sie auf irgend eine Weise ersticken, wenn sie ihn nicht verzehren sollten. Er trat also in den nebenan belegenen Restaurationssaal ein und bestellte, nachdem er sich ein Tischchen in der versteckteften Nische ausgesucht, außer einem bescheidenen Imbiß eine Flasche

*) Siehe das Titelbild.

Moselwein. Nachdem er seine Hotelrechnung beglichen, war seine Barschaft bis auf einen winzigen Rest zusammengeschmolzen; mochte denn auch dieser noch daraufgehen. Wenn er morgen wieder in seinem bescheidenen Arbeitszimmer am Schreibtische saß, würde er sich einzureden suchen, daß die sechshundert Mark auch nur ein schöner Traum gewesen seien wie die glücklichen Stunden, die er vor der großen Katastrophe in Liebenthal verlebt hatte.

Aus dem Konzertsaal drang erneutes Beifallklatschen gedämpft zu ihm herüber, und dann hörte er, wie das Publikum sich langsam entfernte. Zu kleineren und größeren Gruppen vereinigt, trat ein Teil der Zuhörer in den Restaurationssaal ein. Hans Volckmar rückte seinen Stuhl so, daß er allen Ankömmlingen den Rücken zukehrte, und vertiefte sich zum Schein in die Lektüre eines umfangreichen Zeitungsblattes. Daß sich auch an dem ihm zunächst befindlichen Tische eine größere Gesellschaft niedergelassen haben müsse, folgerte er nur aus dem Geschwirr lauter Stimmen, das von dort her an sein Ohr schlug.

Plötzlich aber fuhr er zusammen, denn er hatte ganz deutlich den affektierten Tonfall und die slawisch gefärbte Aussprache Stanislaw Kamarinskis vernommen, und nun mußte er obendrein hören, wie ihm jemand antwortete:

„Es war uondervoll, höchst uondervoll, mein Herr! Ich liebe serr viel das Piano."

Es war kein Zweifel, das konnte nur Mr. Gilbert Burnes gewesen sein, und wo er weilte, da war sicherlich auch sein Töchterchen nicht fern. Hans Volckmar dachte an eine schleunige Flucht, aber er hätte sie nicht bewerkstelligen können, ohne hart an jenem Tische vorüber zu gehen, und eine Scheu, die er nicht zu überwinden vermochte, wie hart er sich deswegen auch tadelte, hielt ihn davon ab. Er wollte nichts hören von dem, was da gesprochen wurde, aber Stanislaw Kamarinski vereitelte durch

Digitized by Google

seine aufdringlich laute Redeweise alle Bemühungen, ihn zu ignorieren. Er erging sich in den farbenreichsten Schilderungen der Triumphe, die er während seiner Virtuosenlaufbahn in aller Herren Länder davongetragen, und es fehlte dabei nicht an ziemlich unverblümten Hinweisen auf seine fabelhaften Erfolge beim schönen Geschlecht.

Hans Volckmar ballte insgeheim die Fäuste bei der Vorstellung, daß Mary gezwungen war, diese widerwärtigen Renommistereien anzuhören, und manchmal war er wirklich nahe daran, aufzuspringen und den Schwätzer in die Schranken der guten Sitte zurückzuweisen. Aber er besann sich glücklicherweise immer noch zur rechten Zeit, wie lächerlich er sich durch eine solche Einmischung machen würde, und zwang seinen Ingrimm nieder.

Nun wurde das Gesprächsthema am Nebentische gewechselt, und Stanislaw Kamarinskis Stimme blieb eine Weile unhörbar, bis er plötzlich mit einem lauten spöttischen Auflachen sagte: „Ich habe die Sache allerdings bis jetzt von der spaßhaften Seite genommen. Aber glauben Sie nicht, meine Herrschaften, daß ich diesen Burschen ohne die verdiente Züchtigung davonkommen lassen werde. Ich werde mich mit ihm schlagen, und es wäre wahrhaftig das erste Mal, daß Stanislaw Kamarinski den Kampfplatz anders denn als Sieger verließe."

Hans Volckmar horchte hoch auf. Wenn da, wie er nicht zweifelte, von ihm die Rede war, so brauchte er nun ja nicht länger Bedenken zu tragen, den unverschämten Burschen zur Rede zu stellen. Aber er mußte freilich vorher darüber Gewißheit haben, daß jene Aeußerung sich wirklich auf ihn beziehen sollte, und er lauschte gespannt, um aus den weiteren Reden solche Gewißheit zu erlangen. Zu seinem Bedauern blieb dies Bemühen jedoch vergeblich. Kamarinski benutzte den Anlaß, um einige höchst abenteuerliche Geschichten von fürchterlichen Zweikämpfen zum

beſten zu geben, die er ausgefochten. Und er wiederholte auch hie und da, daß er mit dem Menſchen, der ihn ſo unerhört beleidigt habe, ohne Erbarmen umſpringen würde. Ein Name aber wurde nicht genannt, und der junge Rechtsanwalt ſchreckte mit gutem Grunde davor zurück, ſich nochmals dem Fluche der Lächerlichkeit preiszugeben.

Eben ging er ernſtlich mit ſich zu Rate, ob es nicht doch das beſte ſein würde, ſich zu entfernen, als ein zufälliger Blick durch das offene Fenſter, neben dem er ſaß, ihn eine Entdeckung machen ließ, die ſeinen Gedanken plötzlich eine ganz andere Richtung gab. Das Fenſter ging auf die vor dem Kurhauſe belegene Terraſſe hinaus, die jetzt der Abendkühle wegen ganz menſchenleer war. Nur eine einzige Geſtalt lehnte an der ſteinernen Brüſtung, eine ſchlanke, zierliche Mädchengeſtalt in ſchlichtem weißen Gewande. Sie ſtand, augenſcheinlich ganz in Gedanken verloren, mit geſenktem Haupte da, und nun ſah er deutlich, wie ſie die Hand mit dem Taſchentuch an die Augen führte. Da — er hatte ja längſt erkannt, daß es keine andere als Fräulein Mary war — duldete es ihn nicht eine Minute länger auf ſeinem Platz. Er ſprang auf und eilte, ohne die Geſellſchaft am Nebentiſche auch nur eines Blickes zu würdigen, hinaus.

Mary hatte ſeine Schritte nicht gehört, und erſt, als er ſie mit bebender Stimme bei ihrem Namen anredete, fuhr ſie in heftigem Erſchrecken zuſammen.

„Mein Gott, Sie! Sie ſind noch immer hier? Und Sie wagen es — —"

„Ja, Fräulein Burnes, ich wage es, mich Ihnen noch einmal zu nähern, und ich beſchwöre Sie, weiſen Sie mich nicht fort, ohne mich gehört zu haben! — Ich ſehe ja, daß Sie betrübt ſind, und täuſche mich ſicherlich nicht, wenn ich mir die eigentliche Schuld an Ihrem Kummer beimeſſe. Mit einem ſolchen Eindruck aber kann ich un-

Digitized by Google

möglich von hier fortgehen. Ich will mein Vergehen gewiß nicht verkleinern, aber ich möchte doch alles daransetzen, um zu verhindern, daß Sie meiner in Zukunft nur als eines Unwürdigen gedenken."

Sie wandte das Gesicht ab, und ihrer Haltung nach konnte es wohl den Anschein gewinnen, als gewähre sie ihm nur widerwillig die erbetene Gunst. Aber sie unterbrach ihn nicht, und Hans Volckmar war just in der rechten Stimmung, sich alles, was ihn während dieses entsetzlichen Tages bedrückt und gepeinigt hatte, vom Herzen weg zu reden. Niemals hatte er vor den Schranken des Gerichts eindringlicher und wirksamer plaidiert als hier in seiner eigenen Sache. Und was seinen Worten trotz ihrer von allem Theatralischen weit entfernten Schlichtheit überzeugende Kraft gab, war die Wahrhaftigkeit, die aus ihnen sprach. Gerade heraus sagte er ihr, was ihn bei jener ersten Begegnung im Kursaal veranlaßt hatte, sie in ihrem Irrtum zu erhalten, und wie dann die verhängnisvolle erste Lüge fast ohne sein Zuthun alles weitere nach sich gezogen. Daß er ihr mit alledem eigentlich ein Geständnis seiner Liebe ablegte, merkte er gar nicht, aber er fühlte sich unsäglich beglückt, als sie auf seine bange Frage, ob er denn wirklich nie und nimmer werde auf Vergebung hoffen dürfen, sich ihm mit einer raschen Bewegung zuwandte und ihm ihre Hand entgegenstreckte.

„Ich habe Ihnen bereits vergeben, Herr Volckmar. — Am Ende trug ich mit meiner kindischen Schwärmerei für diesen Virtuosen sogar den größeren Teil der Schuld, und wir sind für unsere Verfehlung ja nun beide hart genug bestraft worden — härter vielleicht, als wir es verdient haben."

Er drückte in seiner Herzensfreude die kleine weiche Hand immer wieder an die Lippen, und Fräulein Mary war offenbar zu aufgeregt, es zu bemerken, da sie sie ihm doch sonst sicherlich entzogen haben würde.

„O wie ich Ihnen danke!“ ſagte er innig. „Sie ahnen ja nicht, welche Wohlthat Sie mir erweiſen!“

„Ich bin heute vormittag zu unfreundlich geweſen, und es — es hat mir auch gleich nachher leid gethan. Nun aber, nachdem wir uns ausgeſprochen haben, nun müſſen Sie fort, ſo ſchnell als möglich, wenn es irgend ſein kann, noch an dieſem Abend!“

Es war ein ſo unverkennbarer Ausdruck von Angſt in ihren Worten, daß er ſich nicht enthalten konnte, zu fragen: „Und warum muß es durchaus ſo bald ſein, Fräulein Mary?“

„Weil — nun weil dieſer gräßliche Menſch Ihnen nach dem Leben trachtet, und weil er — —“

So feierlich es Hans Volckmar auch ums Herz ſein mochte, jetzt konnte er nicht anders, er mußte hell auflachen. „Wer? Stanislaw Kamarinski etwa? Und Sie — Sie nennen ihn einen gräßlichen Menſchen?“

Da brach es beinahe ungeſtüm aus ihr hervor: „Er iſt ein Scheuſal — ein Dummkopf, ein widerwärtiger Prahlhans! Es iſt ewig ſchade, daß dies herrliche Talent einem ſo Unwürdigen zu teil werden mußte!“

„Sie ſchwärmen alſo nicht mehr für ihn? Und der Lorbeerkranz mit den roten Schleifen und der Widmung an den edlen Menſchenfreund?“

Eine dunkle Glut flammte in ihrem Geſichtchen auf. „Ach, erinnern Sie mich nicht daran, Herr Volckmar! — Damals kannte ich ihn ja noch nicht, und ich glaubte ihm einen Beweis der Dankbarkeit dafür ſchuldig zu ſein, daß er ſich in der Konzertangelegenheit ſo großmütig und ſelbſtlos gezeigt hatte.“

„Ja, allerdings, höchſt großmütig und ſelbſtlos! Und die blutdürſtigen Reden, die er vorhin da drinnen geführt, galten alſo wirklich keinem anderen als mir?“

„Sie haben es gehört? — Nun, dann brauche ich Ihnen

wohl nicht länger ein Geheimnis daraus zu machen. Ja, er will sich mit Ihnen schlagen. Und er hat schon so viele Duelle bestanden."

„Sie aber konnten es für möglich halten, daß ich unter solchen Umständen abreisen, daß ich vor diesem Hansnarren die Flucht ergreifen würde? Nein, Fräulein Mary, so schlecht haben Sie trotz alledem gewiß nicht von mir gedacht."

Sie zögerte mit der Antwort, aber als sie nun die Augen zu ihm aufschlug, da war es ihm, als schaue er mitten hinein in den Himmel mit all seiner Herrlichkeit.

„Ich weiß nicht, ob es etwas Schlechtes ist, das ich damit von Ihnen verlange, ich weiß nur, daß Sie Ihr Leben nicht um einer solchen Lächerlichkeit willen aufs Spiel setzen dürfen, und daß ich in meinem ganzen Leben keinen ruhigen Augenblick mehr haben würde, wenn Ihnen ein Unglück zustieße."

Er hätte aufjubeln, hätte sie stürmisch in seine Arme reißen mögen, aber er hatte nicht den Mut dazu. Nur ihre Hand drückte er leise, indem er sagte: „Fürchten Sie nichts, Fräulein Mary. Solange mein Dasein von keiner anderen Gefahr bedroht ist als von der, durch die Hand dieses Helden zu enden, darf ich mir immer noch Hoffnung auf ein recht langes Leben machen. Es bedarf für mich in diesem Fall wirklich keiner besonderen Tapferkeit, um den Geboten der Ehre Genüge zu thun, und daran, dessen bin ich gewiß, wollen Sie mich sicherlich nicht hindern."

Er bot ihr den Arm, und sie nahm ihn an, obwohl sie offenbar noch nicht recht verstand, was er eigentlich vorhatte. So männlich bestimmt und voll so ruhiger, selbstbewußter Sicherheit waren seine letzten Worte gewesen, daß sie es nicht einmal wagte, eine Frage an ihn zu richten, als er sie in den Saal zurückführte und mit ihr zu dem Tische hintrat, an welchem neben Mr. Gilbert

Burnes der große Stanislaw Kamarinski inmitten seiner ehrfurchtsvoll lauschenden Bewunderer saß.

Der Virtuose war Volckmars kaum ansichtig geworden, als er mitten in der Rede verstummte und von seinem Stuhle aufsprang, offenbar in der Absicht, sich zu entfernen.

Der Rechtsanwalt aber hinderte ihn daran, indem er vollkommen höflich, doch mit eisiger Kälte sagte: „Nur einen Augenblick noch, mein Herr! Sie sprachen vorhin im Beisein dieser Herrschaften davon, daß es Ihre Absicht sei, mich zur Rechenschaft zu ziehen und bei der Gelegenheit ohne Erbarmen mit mir zu verfahren. Nun wohl, ich bin zu Ihrer Verfügung, und da ich höchstens noch bis morgen mittag hier in Liebenthal bleiben kann, erwarte ich, die Angelegenheit bis dahin zum Austrag gebracht zu sehen."

Das Leinentuch auf dem Tische war nicht weißer als Stanislaw Kamarinskis Antlitz. „Hier muß ein Mißverständnis vorliegen," stotterte er, „ich habe keineswegs den Wunsch, mich mit Ihnen zu schlagen."

„So nehmen Sie denn an, daß nunmehr ich diesen Wunsch hege. Ich fühle mich durch Ihre vorigen Aeußerungen schwer beleidigt und bin entschlossen, mir unter den strengsten Bedingungen Genugthuung dafür zu verschaffen."

„Aber ich bin kein Raufbold!" schrie der Virtuose. „Ich habe Besseres zu thun, als mich totschießen zu lassen. Es ist gegen meine Grundsätze — ich werde mich niemals duellieren!"

„Das ändert die Sachlage allerdings vollständig," sagte Hans Volckmar lächelnd. „Ich darf es nach dieser Erklärung wohl den Herrschaften überlassen, sich ein Urteil über Sie zu bilden. Aber vielleicht darf ich Ihnen bei dieser Gelegenheit empfehlen, in Ihren Aeußerungen künftig etwas behutsamer zu sein."

Digitized by Google

Schritt für Schritt hatte sich der große Künstler zurückgezogen. Nun aber — er hatte fast schon den halben Saal zwischen sich und Hans Volckmar gebracht — rief er mit erhobener Stimme: „Ich brauche Ihre Ratschläge

nicht, mein Herr — hören Sie, ich brauche sie nicht. Und ich nehme mein großmütiges Zugeständnis von heute morgen zurück. Für Sie spiele ich um kein geringeres Honorar als um tausend Mark. Ich habe also noch fünfhundert Mark von Ihnen zu fordern, und wenn Sie die nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden gezahlt haben, so verklage ich Sie, merken Sie sich das, ich verklage Sie!"

Damit verschwand er aus dem Saale. Die fassungslose Tafelrunde saß mit bestürzten Mienen da.

Fräulein Mary aber wandte sich strahlenden Antlitzes an Volckmar: „Sie haben ihn für sein Auftreten bezahlt? O, sprechen Sie — Sie haben ihn dafür bezahlt?"

„Freilich. Es gab eben keine andere Möglichkeit, das Zustandekommen des einmal angekündigten Konzerts zu sichern."

„Sie haben ihn bezahlt!" jubelte sie. „O, das ist prächtig, das ist himmlisch! — Und nun werde ich es natürlich unter keinen Umständen mehr zugeben, daß Sie abreisen. Nun wollen wir erst recht anfangen, uns in Liebenthal zu amüsieren."

„Das ist für mich leider unmöglich," lächelte Volckmar, „und zwar aus einem ebenso einfachen als triftigen Grunde, weil die fünfhundert Mark, die Herr Stanislaw Kamarinski als Lohn für seine edle Menschenfreundlichkeit davongetragen hat, meine gesamte Reisebarschaft bildeten, und bis zum Zechpreller bin ich trotz all meiner sonstigen Unmoralität doch noch nicht herabgesunken."

Sie lachte, und dabei funkelten ihre süßen Schelmenaugen ihm mit einem Blick entgegen, vor dem ihm ganz eigen zu Mute wurde. Im nächsten Moment hatte sie sich über ihres Vaters Schulter geneigt und ihm sehr eifrig etwas ins Ohr geflüstert, das selbst den sonst so unerschütterlichen Mr. Gilbert Burnes für einen Augenblick ein wenig aus der Fassung zu bringen schien.

Digitized by Google

Aber er war nicht der Mann, lange außer Fassung zu bleiben, und nachdem sein Töchterchen noch ein paar weitere Sekunden lang auf ihn eingeredet hatte, stand er langsam und gravitätisch auf, um sich mit der ausgesuchtesten amerikanischen Höflichkeit an den Rechtsanwalt zu wenden: „Uir uerden sein serr erfreut, Sie zu besuchen in das schöne M. — Ich liebe serr viel die interessante deutsche Städte."

„Und Sie werden gern unseren Führer machen, nicht wahr?" fügte Fräulein Mary hinzu. „Auch wenn wir Ihre kostbare Zeit sehr stark in Anspruch nehmen sollten?"

„O," rief er, von Freude überwältigt, ihre Hand ergreifend, „wie gern, Fräulein Mary, werde ich Ihren Führer machen; wenn es sein dürfte, für das ganze Leben! Ach, daß jede Minute meines Daseins nur noch Ihnen gehören dürfte!"

Er hatte es natürlich so leise gesagt, daß niemand es hören konnte außer ihr.

Und mit ebenso behutsam gedämpfter Stimme gab sie zurück: „Ist das nun diesmal aber auch wirklich Ihr wahres Gesicht? — Wohl, ich will es glauben, und wenn Sie auch nach drei Tagen in M. noch der nämlichen Meinung sind — nun, dann könnte es vielleicht geschehen, daß ich Sie wirklich beim Wort nehme. Welche Fehler ich auch vermutlich noch an Ihnen entdecken werde, das Verdienst, daß Sie nicht Stanislaw Kamarinski sind, wiegt sie doch sicherlich alle auf."

Digitized by Google

Elektrische Kabel.

Skizze aus der modernsten Technik.

Von **H. Oskar Klaußmann.**

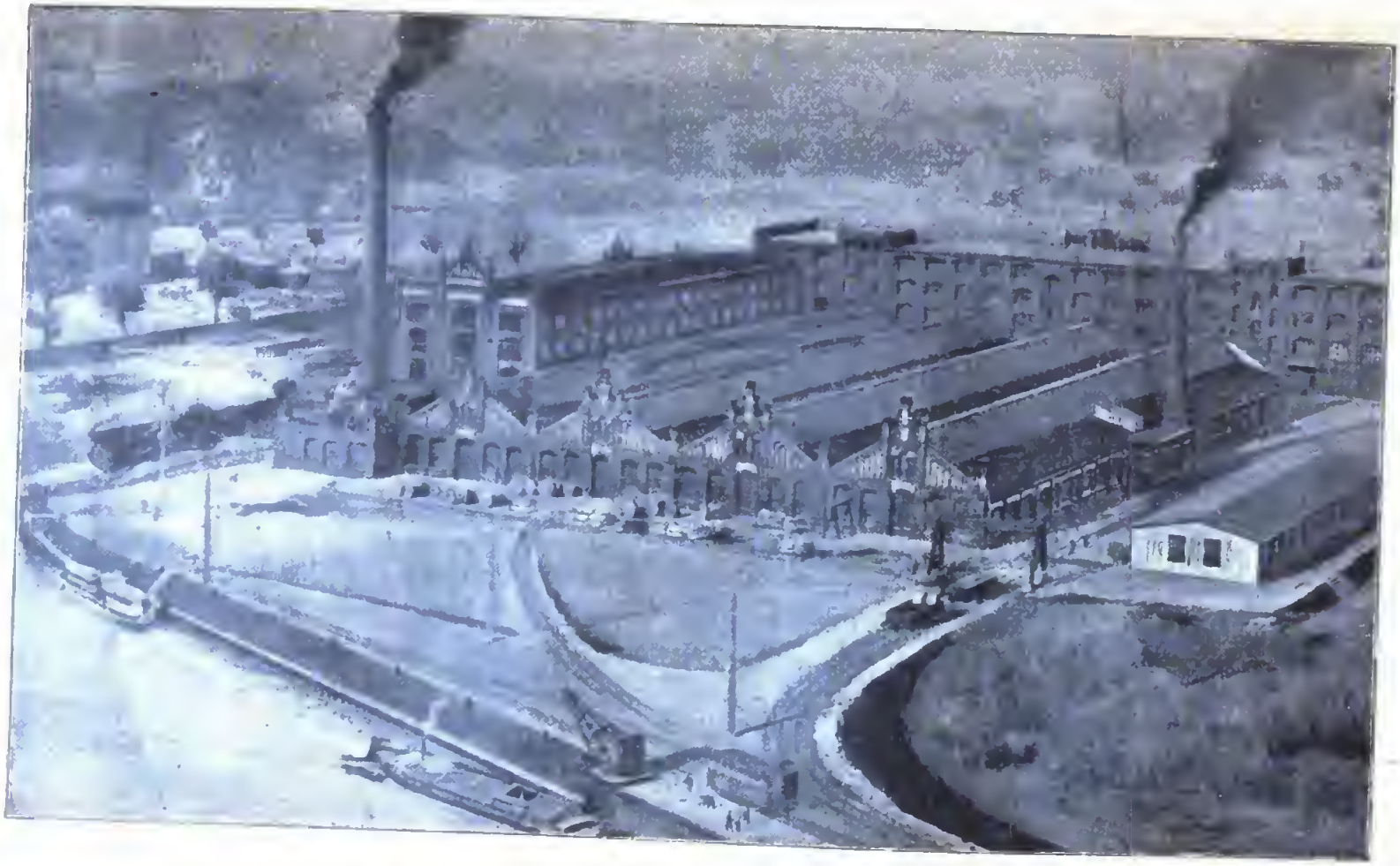
Mit 17 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In fast sich überstürzender Schnelligkeit, in einem unglaublich kurzen Zeitraum, sind die grundlegenden Erfindungen und Einrichtungen der modernen Elektrotechnik aufeinander gefolgt. Ihr Ausbau, ihre Verbesserung schreiten in gleicher Schnelligkeit vor und eröffnen Ausblicke in die Zukunft von überwältigender Großartigkeit, ja man kann behaupten, der Menschengeist ist gar nicht im stande, zu ermessen und auszudenken, was uns noch alles das kommende, das „elektrische Jahrhundert" bringen wird. Eben diese ungeheure Geschwindigkeit aber, mit der die Entwickelung der Elektrotechnik vor sich ging, hat es selbst dem gebildeten Laien unmöglich gemacht, ihr zu folgen. Leute, die vor zwanzig Jahren auf Universität oder Polytechnikum Physik studierten, finden sich

Digitized by Google

IIIA 6681



Das Kabelwerk „Oberspree“ der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft in Berlin.

in der modernen Elektrotechnik nicht mehr zurecht, wenn sie nicht Gelegenheit hatten, sich neue ergänzende Kenntnisse zu verschaffen.

Das Kapitel von den elektrischen Kabeln ist beispielsweise eines von denen, deren Kenntnis für den modernen gebildeten Menschen durchaus notwendig ist, denn es gehört zu den wichtigsten der Elektrotechnik. Trotzdem ist man aber in Laienkreisen, im allgemeinen wenigstens, nur sehr mangelhaft darüber unterrichtet. Wir glauben daher thatsächlich eine Lücke in dem Wissen zahlreicher Leser auszufüllen, wenn wir nachstehend etwas eingehender dies noch so wenig bekannte Gebiet der Elektrotechnik schildern.

Bekanntlich vermag man die elektrische Kraft von einem Zentralpunkte aus nach beliebiger Richtung und in beliebiger Menge weiterzuleiten. Den Dampf dagegen kann man nur in nächster Nähe seines Erzeugungsortes verwenden, denn wenn man ihn in Röhren weithin zu Maschinen leiten wollte, würde er sich unterwegs so sehr abkühlen, daß er wirkungslos am Bestimmungsorte ankäme. Die Elektricität als „Kraft" aber kann man meilenweit fortsenden, ja man wird vielleicht noch so weit kommen, mit Kraft, die etwa in Amerika erzeugt ist, in Europa oder Australien Maschinen zu treiben oder Städte zu erleuchten. Man denkt jetzt schon daran, die Kohlen, die man zum Beispiel in Westfalen und in Schlesien gewinnt, wenigstens teilweise sofort am Fundorte in Kesselfeuer zu bringen, um mit Wasser gefüllte Kessel damit zu heizen. In den Kesseln erzeugt man den Dampf, der Dynamomaschinen zur Erzeugung des elektrischen Stromes treibt, und diesen elektrischen Strom kann man eben durch Kabel nach allen deutschen Ländern und, wenn es sein muß, nach dem Auslande versenden. Die ungeheure Kraft von Ebbe und Flut wird man nächstens ausnützen, um Dynamos

zu treiben, und mit der Flutkraft der Nordsee kann man dann München oder Stuttgart beleuchten. Man wird dazu kommen, mit der Kraft von Wasserfällen im Gebirge die kleine Maschine, die der Handwerker weit, weit im Flachlande für seine Arbeit braucht, zu betreiben. Das Wichtigste also für die moderne Elektrotechnik ist die Fortleitung der elektrischen Kraft, und diese kann man nur durch elektrische Kabel bewirken.

Drahtzieherei.

Es ist jedenfalls sehr erfreulich, daß Deutschland augenblicklich, wenn auch erst seit kurzer Zeit, die beste und bedeutendste Kabelfabrikation der Welt hat, nachdem bisher die Engländer, insbesondere London, die Führung auf diesem Gebiete gehabt hatten. Aber welcher Laie weiß etwas von der Größe, dem Wert, der Bedeutung der

deutschen Kabelfabrikation? Man wohnt vielleicht in Berlin und erfährt nur durch einen Zufall, daß sich ganz in der Nähe die modernste und größte Kabelfabrik des Kontinents befindet. Wenn wir die Leser auffordern, mit uns im Geiste einen Besuch in dieser Fabrik zu machen, so können wir ihnen versprechen, daß sie nicht nur eine neue Industrie, sondern auch manches von der modernen Elektrotechnik überhaupt kennen lernen werden.

Wir besteigen einen Berliner Vorortzug, um eine Stunde lang nach dem Südosten zu fahren. Die Fahrzeit wollen wir noch rasch zu einigen vorbereitenden Ausführungen benutzen. Das Wort „Kabel" stammt aus der Sprache der Seeleute, die mit Kabel oder Trosse die dicksten Taue bezeichnen, die zum Festmachen der Schiffe oder zum „Verholen" schwerer Lasten verwendet werden. Solche elektrische Leitungen, die äußerlich dicken Tauen gleichen, werden nun ebenfalls Kabel genannt.

Man bedarf zum Fortleiten des elektrischen Stromes nur eines mehr oder minder starken Drahtes und wählt Kupferdraht, weil Kupfer, neben Silber, den elektrischen Strom am besten leitet. Wenn man aber den bloßen Kupferdraht zur Leitung benutzt, dann entweicht viel Elektricität unterwegs. Besonders ist dies der Fall, wenn man den Leitungsdraht in die Erde legt. Nun bietet aber die unterirdische Leitung viel Vorteile gegenüber der oberirdischen, weshalb man sie überall da anwendet, wo die oberirdische nicht unabweisbar notwendig ist. Eine oberirdische Leitung wird nämlich sehr verteuert durch die Aufstellung der hohen Masten, an denen die Drähte entlang geführt werden. Hoch aber müssen die Masten sein, damit nicht Hindernisse im Verkehr durch die zwischen ihnen ausgespannten Drähte entstehen; zudem sind auch die Drähte sehr gefährlich, wenn ein hochgespannter Strom gerade hindurchgeht. Die Berührung eines solchen Drahtes

bringt sofortigen Tod. Es kommt hinzu, daß solche oberirdisch geführte Drähte herabfallen können und dann möglicherweise schweres Unglück anrichten.

So bleibt als das Beste nur die unterirdische Leitung übrig. Der bloße Kupferdraht würde aber in der Erde an diese so viel Elektricität abgeben, daß nicht

Feinzieherei.

mehr viel davon an den Bestimmungsort käme. Besonders wo Feuchtigkeit in der Erde sich befindet, fände eine starke Ableitung statt, da Wasser ein guter Leiter ist. Man muß daher den Kupferdraht isolieren, das heißt mit irgend einem Stoff umgeben, der ihn verhindert, unterwegs Elektricität abzugeben. Diesen Stoff fand man im Gummi beziehungsweise Kautschuk. Die Isolationshülle aber mußte man noch mit einem anderen Stoff umgeben, damit diese

gegen Verletzungen geschützt ist. Nach Anbringung dieser zweiten Umhüllung war nun der Draht mit den ihn umgebenden Mänteln so dick geworden, daß er wie ein Kabeltau aussah, und deswegen nannte man ihn eben Kabel.

Solche Kabel werden schon lange auch in Deutschland fabriziert, aber da sie früher nur für die Telegraphie bestimmt waren, wurden nur schwachgespannte Ströme verwendet. Die Neuzeit aber verlangt für Kabel, die Elektricität für Beleuchtungszwecke oder zum Betriebe von Maschinen liefern, sehr hochgespannte Ströme, und deshalb mußte auch die Technik der Kabelfabrikation geändert werden.

Was ist nun aber ein hochgespannter Strom? Dieser technische Ausdruck wenigstens muß erklärt werden, da der Laie sehr oft glaubt, ein hochgespannter Strom sei auch stets ein starker Strom. Es giebt aber starke Ströme, die sehr schwach gespannt sind, und schwache Ströme, die sehr hoch gespannt sind. Man denke sich einen dünnen Gummischlauch und einen zweiten sehr weiten. Wenn man durch diese Schläuche Wasser laufen läßt, so entsteht in dem dünnen Schlauch ein schwacher, in dem weiten ein starker Strom. Wenn aber das Wasser durch den dünnen Schlauch mit einer Pumpe hindurchgepreßt wird, so geht es mit viel mehr Spannung hindurch, und der mit solchem Druck hindurchgetriebene schwache Strom ist kräftiger und wirkungsvoller als der sanft dahinfließende starke Strom. Natürlich sind Wasserdruck und elektrische Spannung nicht dasselbe, aber es handelt sich beide Male um ähnliche Verhältnisse. Wollte man den Druck, den das durch den Schlauch hindurchgepreßte Wasser am Ankunftsorte ausübt, messen, so würde man höchst wahrscheinlich als Maßeinheit das Kilogramm per Quadratcentimeter annehmen und sagen: Der Druck, mit dem das hindurchgepreßte Wasser am Bestimmungsorte ankommt,

beträgt so und so viele Kilogramm per Quadratcentimeter. Auch die elektrische Spannung möchte man gern messen, hat aber in der Natur keine Vergleichungseinheiten dafür. Aber man hat sich ja auch bei der Wärmemessung dadurch geholfen, daß man eine willkürliche Einheit, den Grad, annahm und sagt: Die Temperatur dieses Körpers

Das Glühen des Drahtes.

beträgt so und so viel Grad. Auch für die elektrische Messung hat man eine solche willkürliche Maßeinheit angenommen, das „Volt". Es ist dies die elektrische Energie, die ungefähr in einem Daniellschen Element enthalten ist. Der Name Volt ist zum Andenken an den berühmten italienischen Physiker Volta (Erfinder der Voltaschen Säule) gewählt worden.

In ähnlicher Weise bezeichnet man die vereinbarte Ein-

heit der Stromstärke mit Ampère und die des Widerstandes mit Ohm, worauf aber an dieser Stelle nicht weiter eingegangen zu werden braucht.

Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß man früher Kabel nur für geringe Spannung benutzte, und am Ende der achtziger Jahre glaubte man überhaupt Kabel für höhere Spannung als fünftausend Volt gar nicht herstellen zu können. Die Spannungsverhältnisse aber, mit denen die moderne Elektrotechnik arbeitet, sind beständig gestiegen. Heute ist die Hauptsache, Kabel für Hochspannung von zehntausend Volt zu fabrizieren, welche diese Spannung auch anshalten und nicht vom elektrischen Strom durchschlagen werden, sowie das allzustark hindurchgepreßte Wasser die Wandungen eines Gummischlauches zersprengen würde. —

An unserem Ziele angelangt, durchschreiten wir den in wenigen Jahren mächtig aufgeblühten Industrieort Niederschönweide und kommen an die Spree. Diese überschreiten wir auf einer eleganten hochbogigen Fußgängerbrücke, von deren Höhe man einen schönen Blick auf den schiffbelebten Fluß und die industriereiche Gegend hat. Drüben am anderen Ufer liegt nun das Kabelwerk „Oberspree", Eigentum der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft in Berlin, vor uns. Links am jenseitigen Ufer zeigt sich ein Ort, dessen Häuser noch so frisch aussehen, als kämen sie direkt aus einer Spielzeugschachtel. Eine Menge Neubauten geht noch ihrer Vollendung entgegen.

„Da drüben stand vor anderthalb Jahren nichts als Gras," erklärt uns ein Vorübergehender.

„In so kurzer Zeit ist der Ort da entstanden?"

„Ja, durch das Kabelwerk. Es hat 1800 Arbeiter, männliche und weibliche, und eine Menge von Beamten, die wohnen alle in dem neuen Orte Oberschönweide."

Das scheinen allerdings ganz amerikanische Verhält-

nisse zu sein, die da auf unseren märkischen Sand übertragen sind.

Der Weg zum Verwaltungsgebäude führt um das ganze Werk herum. Wir sehen überall hohe Masten stehen, die streckenweise Kabel tragen und an deren Fuß die warnende Inschrift steht: „Vorsicht! Hochspannung!“ Wir

Die Prüfung des Drahtes.

kommen an einem hohen kirchenschiffähnlichen Gebäude vorbei, aus dem das Sausen und Surren von Dynamomaschinen klingt: es ist die elektrische Zentrale des Werkes.

Im Verwaltungsgebäude erhalten wir ausnahmsweise die Erlaubnis zum Besuch (bei der Fabrikation giebt es viele Geheimnisse), außerdem einen sachkundigen Führer.

Wir treten in den Hof und überschreiten einige Eisenbahngeleise, als uns ein Ungeheuer auf Schienen entgegen-

Digitized by Google

gelaufen kommt, das in Wirklichkeit ein elektrischer Elefant ist. In seinem hocherhobenen Rüssel trägt er eine Tausende von Kilogramm wiegende Trommel mit einem darum gewundenen Kabel, außerdem zieht er zwei Eisenbahnwagen hinter sich auf den Schienen. Es ist dieses Ungetüm etwas so Außergewöhnliches, daß wir uns nach ihm näher erkundigen.

„Das ist ein Laufkran, der mit oberirdischer Stromzuführung versehen ist und gleichzeitig als Lokomotive dient. Er schiebt die Eisenbahnwagen hin und her und entladet sie. Er zieht Wagen bis zum Wasser, wo die Schiffe liegen, entnimmt ihnen die Güter, ladet sie auf kleine Wagen, schleppt sie in die Fabrik und ladet die Güter wieder an den Stellen ab, wo sie gebraucht werden. Er ist hier das „Mädchen für alles". Unser technischer Leiter war nämlich zu Studienzwecken in Amerika und hat von dorther alle möglichen praktischen Neuheiten mitgebracht. Sehen Sie da drüben das hohe Gerüst am Wasser? Es ist ein Elevator, der die Steinkohle direkt aus den Schiffen holt und in die Feuerung der Kessel hineinbringt, ohne daß Menschenhand die Kohle berührt. Das geht hier alles bei uns mechanisch-automatisch mit Hilfe der Elektricität. Dampf haben wir nur zum Treiben der Dynamos, zum Heizen und zum Trocknen, sonst sind sämtliche Maschinen elektrische. Sie finden im ganzen Werk keinen Transmissionsriemen, keine Dampfleitung. Jede Maschine wird einfach durch Umdrehen eines Schalthebels in Thätigkeit gesetzt."

„Sie beziehen wohl viel auf dem Wasserwege?"

„Die Lage des Werkes am Wasser ist sehr wichtig. Wir beziehen unser Rohmaterial zum großen Teil aus Amerika, wenigstens Kupfer und Blei. Es kommt auf Ozeandampfern bis Hamburg, wird dort umgeladen und gelangt dann auf Flußkähnen durch Elbe, Havel, Spree-

kanal und Spree hierher. Die Wasserfracht kostet nur ein Drittel der Eisenbahnfracht. Auch unsere Kabel, von denen wir für Millionen nach dem Ausland liefern, gehen auf gleichem Wege nach Hamburg. — Hier sind wir an unserem Lagerhaus für Rohmaterial. Da liegen die vierkantigen, an den Enden zugespitzten Barren von amerikanischem Kupfer, da die grauen Bleimulden."

Die Verseilerei.

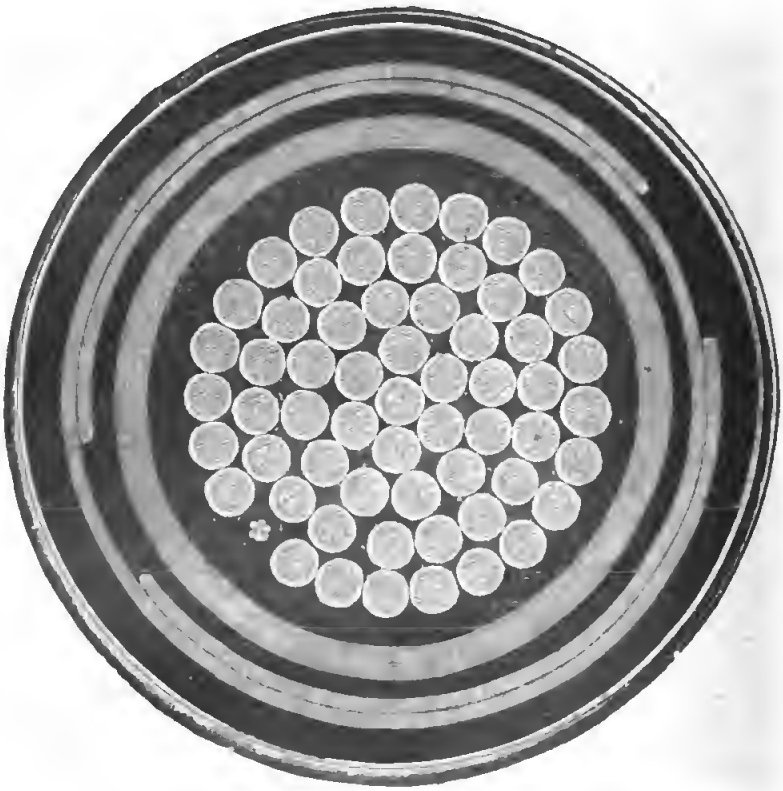
„Weshalb wird gerade amerikanisches Kupfer verwendet?"

„Weil es rein und noch dazu auf elektrolytischem Wege gereinigt ist. Wir können nämlich nur ganz reines Kupfer gebrauchen. Es wird Ihnen bekannt sein, daß selbst in dem besten Kabel der elektrische Strom für das Hindurchgehen einen gewissen Widerstand findet, zu dessen Ueberwindung er einen Teil seiner Kraft abgeben muß. Un-

reines Kupfer vermehrt den Widerstand, und es genügt schon eine geringe Spur von Arsenik im Kupfer, um den Widerstand auf das Doppelte zu erhöhen."

„Werden diese Barren hier noch einmal umgeschmolzen?"

„Beileibe nicht. Durch das Umschmelzen nimmt das Kupfer Sauerstoff auf und wird weniger gut leitend.



Durchschnitt durch ein Gleichstromkabel.

Da wir gerade bei unseren Vorräten sind, können Sie sich dieses fensterlose Haus ansehen. Es enthält drei eiserne Bassins von je 25,000 Liter Inhalt, die mit Spiritus, Benzin und Heizöl gefüllt sind. Wir brauchen diese Materialien zum Betrieb. Die Flüssigkeiten kommen in Bassinwagen der Eisenbahn an, werden aus den Wagen in das Haus hineingepumpt und können durch Pumpen von dort aus zu beliebiger Zeit an die Arbeitsstelle befördert werden, an der man das Material gerade braucht."

Digitized by Google

„Das vermindert jedenfalls bedeutend die Feuersgefahr.“

„Und erspart Arbeitskräfte. Aber betreten wir dieses Gebäude vor uns: es ist das Walzwerk, in dem der Draht, den wir für die Kabel brauchen, aus den Kupferbarren hergestellt wird.“

Wir betreten eine weite Halle, die uns durch ihre

Durchschnitt durch ein Drehstromkabel.

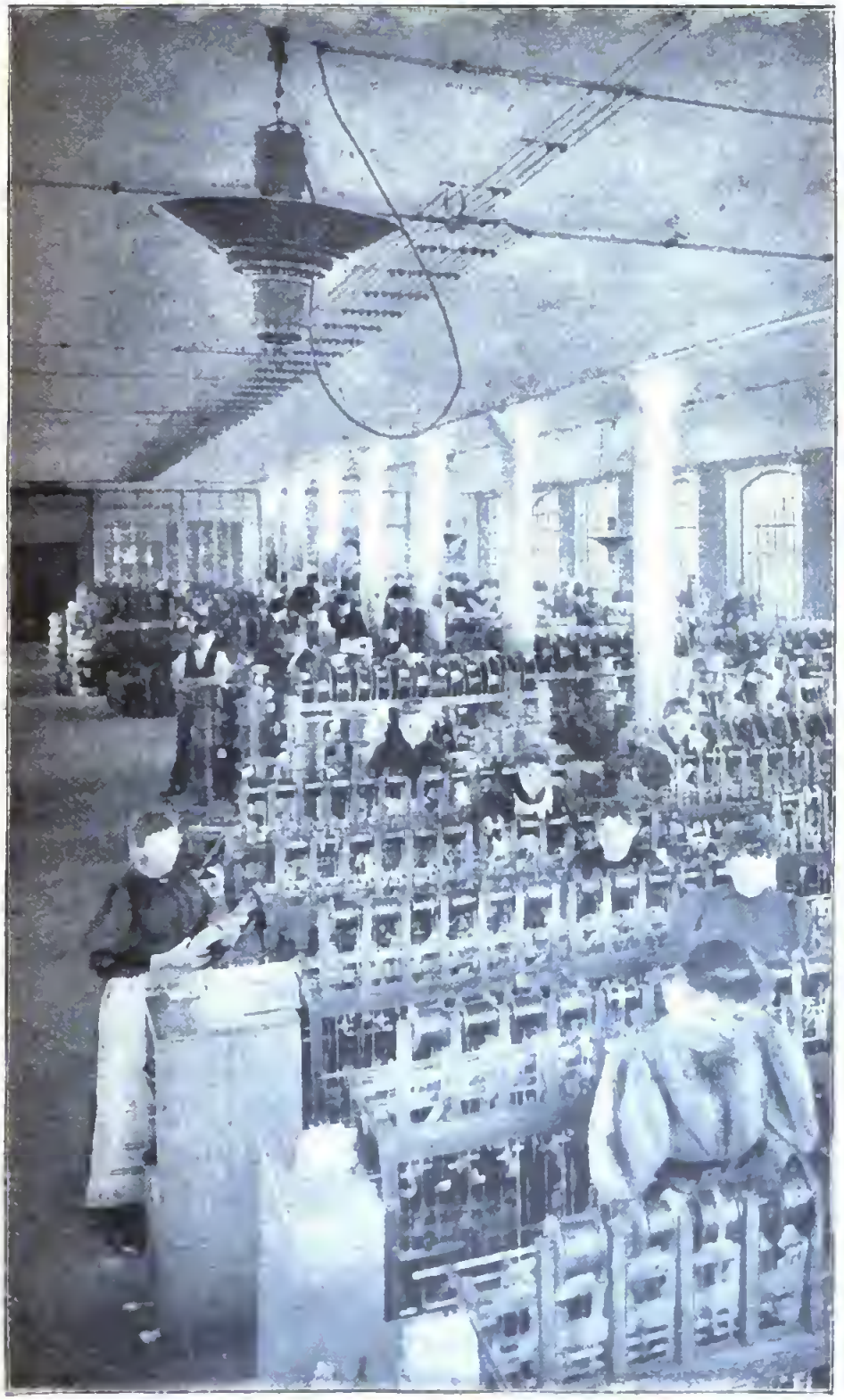
Sauberkeit angenehm auffällt. In einem eisernen Ofen werden die Kupferbarren hellrotglühend gemacht, dann kommen sie zwischen die Walzen. Der Barren wird zum Stab unter ihrem Druck, ein sehr langer und dünner Stab. Und immer wieder geht er durch neue Walzenpaare, die ihn strecken.

Die Glut des Metalls ist nun bläulicher Schwärze gewichen, der Stab wird zu einer in Windungen sich krüm-

menden dünnen Schlange, die immer dünner und länger wird. Der Draht, der jetzt aus dem Kupferbarren in wenigen Minuten entstanden ist, erscheint je nach dem Walzenkaliber, das er passiert, im Querschnitt rund, viereckig oder elliptisch. Endlich wird er auf Rollen gewickelt und in einen Nebenraum geschafft, wo man ihn wieder von den Rollen nimmt und in Säure taucht, um ihn von der anhaftenden Kruste zu befreien. Dann spült man die Drähte in Wasser ab, und aus diesem kommen sie wieder in hellem Kupferglanz heraus. Sie gelangen jetzt in die „Feinzieherei". Hier zwingen die elektrischen Motoren den Draht durch Zieheisen hindurch, die in den letzten Stadien der Drahtverdünnung durchbohrte Diamanten als Ziehöffnungen haben. Wenn der Draht diese Diamantenziehlöcher passiert hat, ist er so dünn wie das feinste Frauenhaar. Diese feinste Nummer des Drahtes wird natürlich nicht für die Fabrikation großer Kabel verwendet.

Der Draht in den verschiedenen Stärken kommt nun in große Eisenbehälter, worin er in Sand lagert und von Sand bedeckt ist, und diese topfartigen Behälter gelangen in einen Glühofen. Durch das Walzen und Ziehen ist das Metall des Drahtes nämlich hart und spröde geworden; er wird durch das Glühen wieder weich und elastisch gemacht, da weicher Draht viel besser leitet als sprödes Metall.

Der Draht kommt jetzt zu einer Prüfungsstelle, die ihm das Reifezeugnis für die Verarbeitung auszustellen hat. Er wird sorgfältig erst auf seine Leitungsfähigkeit für den elektrischen Strom, dann auf seine mechanischen Eigenschaften hin geprüft. Besonders achtet man darauf, daß der Draht, der bei der Verseilung eine starke Drehung aushalten muß, nicht etwa Neigung zum Splittern hat. Draht, der nicht von bester Qualität in beiden Beziehungen ist, wird verworfen.



Drahtumſpinnerei.

Nachdem wir das Material kennen gelernt haben, aus dem das Innere des Kabels, die sogenannte „Seele", hergestellt wird, wenden wir uns nun zur Besichtigung der Kabelfabrikation selbst. Es werden die verschiedensten Größen, Sorten und Arten von Kabeln hier hergestellt. Sehen wir uns einmal die Entstehung eines starken Bleikabels nach dem Tandemsystem an.

Wir betreten eine riesige Halle, die Verseilerei. Die Seilbahnen gehen durch die ganze Länge der aus Glas und Eisen konstruierten Hallen, die ebenso hell und luftig wie frei von Dampf und Dunst sind. Der elektrische Betrieb hat eben den Vorzug großer Reinlichkeit für sich. Die Seilbahnen selbst bestehen aus gewaltigen Rädern mit hohlen Achsen, die auf eisernen Gestellen beweglich angebracht sind, sowie aus großen Rollen, über welche die Teile des in der Verseilung begriffenen Kabels laufen. Ein Draht von ungefähr zwei Millimeter Stärke, der sich von einer Spindel abwickelt, tritt in die trichterförmige Oeffnung einer Radachse und wird, während er diese durchschreitet, von sechs anderen, gleich starken Kupferdrähten spiralförmig umwunden. Diese sechs Drähte haben sich von den Spindeln des rotierenden Rades abgewickelt, dessen hohle Achse der Draht passierte. Das so entstandene Kupferseil passiert eine kurze Strecke weiter wieder die Oeffnung in der Mittelachse eines mit Drahtspindeln besetzten rotierenden Rades und wird hier mit zwölf anderen, gleich starken Kupferdrähten umsponnen, in der nächsten Station mit achtzehn und in der letzten Station mit vierundzwanzig Kupferdrähten. Das Kupferseil hat jetzt eine ansehnliche Stärke, und die Seele des Kabels ist fertig; es handelt sich jetzt nur noch darum, sie mit den nötigen Schutzhüllen zu umgeben.

Sofort, nachdem das Kupferseil zu voller Stärke zusammengedreht ist, passiert es die Achse eines Rades, das

Gummiwalzwerk.

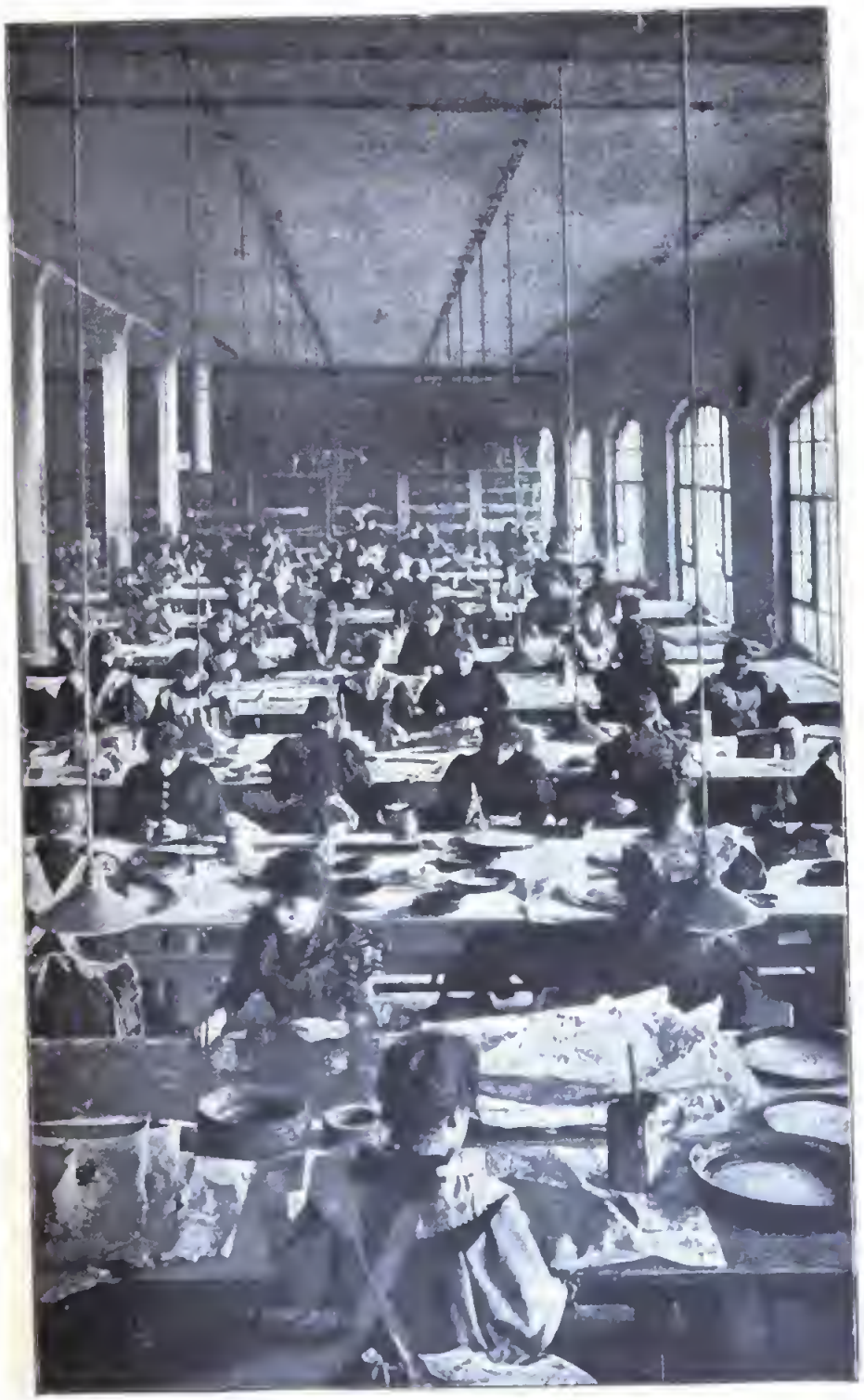
Digitized by Google

mit zahlreichen Spindeln mit Jutefasern besetzt ist*). Die Jute, die jetzt das Kupferseil umhüllt, hat den Zweck, es zu isolieren. Man verwendet zu diesem Zwecke bei dünneren Kabeln Gummi; der Preis dieses Materials ist aber in letzter Zeit so gewaltig gestiegen, daß es für dicke Kabel, die an und für sich schon sehr kostspielig, zu teuer geworden ist. Jute zieht aber andererseits Feuchtigkeit an, und Wasser ist, wie bereits erwähnt, ein guter Leiter für die Elektricität. Die feuchte Jute würde also die Kupferseele nicht isolieren, sondern ihr im Gegenteil Strom entziehen. Man bringt das so weit fertige Kabel daher in luftdicht verschlossene Kessel, in denen Luftleere hergestellt wird (sogenannte Vakuumkessel). Durch Hitze wird hier das Wasser aus der Juteumhüllung herausgetrieben und schlägt sich außerhalb des Vakuumkessels in Wassertropfen nieder. Aus dem Vakuumkessel kommt das Seil sofort in offene Eisenbecken, in denen sich eine teerartige Mischung (ihre Zusammensetzung ist Fabrikgeheimnis) befindet. Diese überzieht wasserdicht den Jutemantel des Kabels. Unmittelbar darauf wird das Kabel in die Bleikabelpresse gebracht.

In diesem Raume steht ein Bleischmelzofen. In seinem oberen Teile wird das Metall durch Stichflammen geschmolzen und fließt in flüssigem Zustande durch einen Trichter in den unteren Teil, durch den das Kabel hindurchgeht. Durch Pressen (das Wie? ist wiederum Fabrikgeheimnis) wird das Kabel luftdicht und nahtlos mit Blei umpreßt und wickelt sich alsdann auf eine Kabeltrommel auf.

Diese Trommel wird bis in einen Raum gerollt, in dem sich große, vertieft liegende Bassins befinden, die durch ein Pumpwerk mit Wasser aus der Spree gespeist

*) Jute ist ein aus Indien bezogenes flachsähnliches Material.



Mikanitfabrikation.

Digitized by Google

werden. Ein elektrischer Laufkran kommt auf Schienen, die auf hohen Trägern liegen, herangerollt, sein Flaschenzughaken faßt eine Kette, die durch das Zentrum der Kabeltrommel gezogen ist, hebt die Trommel in die Höhe und läßt sie in das Bassin hinunter, so daß sie ganz unter Wasser liegt. Hier wird das Kabel auf seine elektrische Leitungsfähigkeit geprüft. In demselben Raum, in dem sich die Bassins befinden, ist durch Glaswände ein Bureau abgeteilt, auf dessen Tischen die feinen, empfindlichen Meßapparate stehen, welche den beobachtenden Beamten Auskunft über die Leistungsfähigkeit des in der Prüfung befindlichen Kabels geben.

Hat das Kabel die Prüfung bestanden, so wird es auf eine neue Maschine gebracht, welche ähnliche Einrichtungen hat wie die Seilbahnen. Hier wird das Kabel nochmals mit Jute umsponnen, dann wird es gepanzert. Sein Bleimantel ist noch nicht Schutz genug. Wenn das Kabel vergraben ist, und es werden in seiner Nähe andere Erdarbeiten ausgeführt, oder wenn es sich darum handeln würde, das Kabel selbst wieder herauszugraben, könnte der Bleimantel durch einen Spatenstich oder einen Hieb mit einer Haue beschädigt werden. Man umwickelt daher auf der Panzermaschine das Bleikabel spiralförmig mit zwei Streifen Bandeisen. Nun könnte die Eisenhülle, die das Kabel jetzt umgiebt, aber doch rosten, man hüllt daher auch den Eisenmantel noch einmal in eine imprägnierte Jutehülle, die weder der Nässe noch Temperaturunterschieden Einwirkung auf das Innere gestattet, und nun endlich kann das Kabel versandfertig gemacht werden. Man windet es auf die mehrfach erwähnten Trommeln, die in der eigenen Tischlerei der Fabrik, die natürlich gleichfalls elektrischen Betrieb hat, hergestellt werden. Für Kabel, die in Straßen verkehrsreicher Städte gelegt werden sollen, verwendet man Trommeln nicht, da diese zu viel Platz

beim Legen in Anspruch nehmen, sondern man wickelt das Kabel in große Ringe auf. Daß sich aber dieses dicke, aus so verschiedenartigem Material bestehende Kabel so beliebig aufrollen und wickeln läßt, ist einer seiner Hauptvorzüge. Man verlangt eben sehr viel von einem modernen Kabel: es soll fest und widerstandsfähig gegen äußere An-

Kaltvulkanisierraum.

griffe, fest gegen das Durchschlagen des elektrischen Stromes sein und doch zugleich biegsam, handlich und regierbar bleiben.

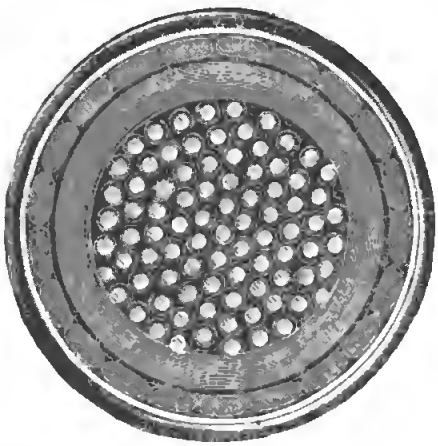
Das Kabel ist fertig, der elektrische Elefant kann kommen und die Kabeltrommel fortschaffen.

„Wozu verwenden Sie den dünnsten Draht, den wir sahen, und der so fein war wie das feinste Haar?"

„Dieser Draht von ein zweihundertstel Millimeter Durch-

messer wird mit Seide besponnen und für die feinsten elektrischen Meßinstrumente verwendet. Etwas stärkere Drähte werden zum größten Teil mehrfach mit Baumwolle umsponnen und zum Bau von Dynamomaschinen und Elektromotoren benutzt."

Wir fahren auf einem elektrischen Fahrstuhl, wie es deren zahlreiche in dem ganzen Etablissement giebt, in eine höher gelegene Etage und kommen in die Drahtumspinnerei. Hier sind an den elektrisch betriebenen Spinnmaschinen fast ausnahmslos Arbeiterinnen beschäftigt, von denen jede einzelne einen ganzen Spinnstuhl mit zwölf Spindeln beaufsichtigt. Welch mühevolle Arbeit wäre es, wenn dieses Umspinnen der Drähte mit der Hand verrichtet werden sollte!



Durchschnitt durch ein Telephonkabel.

„Wird in der Fabrik Gummi als Isolationsmaterial nicht verwendet?"

„Sehr viel. Wir haben sogar eine eigene Gummifabrik zu diesem Zwecke angelegt. Es ist eben Prinzip bei uns, das Material, das wir brauchen, selbst herzustellen, damit wir sicher sind, nur das beste Material verwenden zu können. Wir beziehen Rohgummi aus Brasilien, vom Kongo und aus Kamerun."

Wir fahren wieder mit dem elektrischen Fahrstuhl hinunter und kommen in die Gummifabrik. Der Riesensaal, den wir betreten, ist von einem derartigen Arbeitsgetöse erfüllt, daß es unmöglich ist, die Erklärungen des Führers zu verstehen. Wir müssen daher schleunigst einen anderen Raum aufsuchen und erfahren dort, daß das Gummi in

Digitized by Google

Klöppelei.

Digitized by Google

Stücke geschnitten und in Dampftöpfen gekocht wird. Dann wird es in einen eisernen Cylinder gebracht, dessen Boden ein Haarsieb bildet. Durch dieses Haarsieb wird die Gummimasse mittels eines elektrisch betriebenen Stempels hindurchgetrieben, dann kommt die krümelartige Masse auf Waschwalzen, durch die sie mit Wasser immer wieder hindurchgeht, damit das Gummi von allen Unreinlichkeiten auf das sorgfältigste gereinigt wird. Diese Walzenwerke sind es, die solchen Skandal verursachen. Nachdem das Gummi durch diese Walzen gegangen ist, muß es getrocknet werden. Es geschieht dies sonst auf großen Böden, auf denen die Gummimasse vierzehn Tage lang lagert. Hier in der Fabrik bringt man die feuchte Masse in Vakuumapparate und entzieht ihnen in wenigen Stunden jegliche Feuchtigkeit in sicherster Weise.

An das Gummiwalzwerk stößt eine geheimnisvolle Werkstatt, in welcher auf elektrisch betriebenen Mahl- und Mischwerken allerlei Chemikalien pulverisiert und gemischt werden, die man zur Herstellung einer Isolationsmasse gebraucht, die Spezialität der Fabrik ist. Ihre Herstellung ist tiefstes Geheimnis. Diese Masse wird unter dem Namen „Stabilit" und „Mikanit" zur Isolation von Drähten, dann aber auch zur Herstellung von allerlei Griffen, Knöpfen, Rahmen, Fächern verwendet, von Gegenständen, die man für allerlei elektrische Apparate braucht und die Nichtleiter sein müssen, da man sie anfassen können muß oder da sie isolieren sollen. Stabilit und Mikanit sind besser als Gummi für diese Zwecke verwendbar. Sie enthalten einen Teil Gummi, ferner Faserstoff und verschiedene Chemikalien. In der geheimnisvollen Werkstatt sitzt auch in einem besonders errichteten hölzernen Schuppen ein Laborant, den man im Mittelalter wohl einen „Adepten" genannt hätte. Er mischt darin die Chemikalien in aller Heimlichkeit. Die einzelnen Ingredienzien werden von

außen durch Klappen, die sich im Dach des Schuppens befinden, in Kästen geworfen, die in der Langwand des Schuppens liegen. Im Innern des geheimnisvollen Laboratoriums entnimmt der Adept durch Schieber den Kästen die einzelnen Materialien, mischt sie in richtigem Verhält-

Speisesaal für Arbeiter.

nis und packt sie in Säcke, um sie in diesen zur Fabrikation hinauszugeben.

Wir durchschreiten den Riesensaal, in welchem Arbeiterinnen Mikanitstoff verarbeiten, und gelangen in den Vulkanisierraum. Hier wird gereinigtes Gummi, das in den Walzen gewaschen worden ist und dann getrocknet wurde, mit Schwefel vermischt, mit dem es eine chemische Verbindung eingeht, die man mit dem Ausdruck Vulkanisieren bezeichnet. Das Gummi erhält hierdurch eine bedeutende

Digitized by Google

Zähigkeit und Elasticität. Es wird haltbarer und bleibt bei Temperaturen bis etwa hundert Grad fast unverändert. Mit diesem vulkanisierten Gummi überzieht man die kleinsten Kabel, die es giebt, die nämlich nur aus einem Kupferdraht bestehen und meist in Gebäuden zur Fortleitung

Speisesaal für Arbeiterinnen.

von Elektricität verwendet werden. Man überzieht auch die mit Baumwolle umsponnenen Drähte mit Gummi; um sie aber noch mehr zu schützen, legt man um das Gummi noch ein schlauchartiges Gewebe aus Jute, das dann mit Asphalt oder Erdwachs getränkt wird. Dieses schlauchartige Gewebe wird durch besondere Klöppelmaschinen hergestellt, welche sich wieder in einem besonderen Arbeitssaale befinden und ebenfalls von Arbeiterinnen bedient werden. Man sieht auf dem Bilde „Klöppelei" sowohl

die Spindeln zum Klöppeln, hinter denen die Arbeiterin ſitzt, wie die Trommelreihen, auf welche ſich die umklöppelten dünnen Kabel wieder aufrollen.

Wir ſehen ferner in einem anderen Raume, wie Kupferdrähte loſe mit weichem Papier umwickelt werden. Es ſind dies Drähte für Telephonleitungen, die dann in eine Iſolationsmaſſe gebettet und in einem Kabel vereinigt werden. Die bildliche Darſtellung des Durchſchnitts eines Telephonkabels giebt dem Leſer die nötigen Erläuterungen. Derartige Telephonkabel werden jetzt in den Großſtädten ſchon vielfach unterirdiſch gelegt, weil für die über die Dächer geſpannten Drähte kein Platz mehr vorhanden iſt. Die einzelnen Drähte in dem Telephonkabel aber werden deshalb loſe mit Papier umwickelt, damit ſich eine iſolierende Luftſchicht um jeden einzelnen Draht bildet.

Das Signal „Mittagspauſe!“ ertönt.

Wir denken ſelbſt daran, daß wir einen ermüdenden zweiſtündigen Rundgang durch das Etabliſſement gemacht und doch nur einen Teil aller Arbeitsſtätten geſehen haben. Die Arbeitsſäle leeren ſich, die Maſchinen ſtehen ſtill.

Wir gehen noch hinüber nach den großen Speiſeſälen, in denen Arbeiter und Arbeiterinnen getrennt ihre Mittagsmahlzeit einnehmen, und verlaſſen dann das Etabliſſement, deſſen Schilderung unſeren Leſern zugleich auch wohl einen Begriff von der Bedeutung der Kabel gegeben haben dürfte, die als Hilfsmittel moderner Technik dazu berufen ſcheinen, auch Hilfswerkzeuge einer neuen Kulturphaſe zu werden.

Der Brandſtifter.

Eine märkiſche Dorfgeſchichte. Von **Theodor Kaberlitz.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Am Morgen nach der Sturmnacht ſah ſich Meiſter Fröhlich ſein Häuschen an. Ein alter Bau war es und gar nicht groß. Gleich auf dem Erdgeſchoß ruhte das ſpitz aufſteigende Strohdach. Meiſter Fröhlich konnte es mit erhobener Hand erreichen, ſo niedrig war das Häuschen. Auf dem Hofe ſtand er ſtill und ſah in die Höhe. Seine Aufmerkſamkeit galt dem Dach.

Dort oben bildete wucherndes Moos grüne Inſeln auf rauchſchwarzem Grunde. Das Stroh war im Laufe der Jahre zu einer dünnen Schicht zuſammengeſunken. An einzelnen Stellen gab's tiefe Löcher, in denen ſich Sperlinge eine Heimſtätte eingerichtet hatten. Das waren alte Schäden. Nun hatte der nächtliche Sturm dem Zahn der Zeit nachgeholfen. Das ganze Dach war zerzauſt. Meiſter Fröhlich ſchüttelte bedenklich den Kopf. Das gab eine böſe Reparatur.

Auf der anderen Seite des ſchmalen Wirtſchaftshofes ſtand der Stall. Lieſel, Meiſter Fröhlichs ſchmucke Tochter, hatte den Tieren ihr Futter gebracht. Sie gewahrte den Vater und blieb neben ihm ſtehen.

Digitized by Google

„Es hat auch durchgeregnet auf dem Boden. Wir werden das Dach ausbeſſern müſſen.“

„Das ſagſt du wohl ſo. Zu beſſern iſt nichts mehr an dem Dach. Die Jahre haben ihre Arbeit gethan, und der letzte Sturm hat ihm den Reſt gegeben. Ich werde dem Dachdecker Beſcheid ſagen.“

„Wir könnten ja die Löcher zuſtopfen. Ich mache die Strohbündel, und du ſteckſt ſie feſt.“

Meiſter Fröhlich lächelte. „So einfach iſt die Sache nicht, Lieſel. Und es wäre auch nicht in Ordnung, wenn wir es thäten. Jeder hat ſeine Verrichtung, die er verſteht und mit der er ſich nährt. Ins Handwerk pfuſchen ſoll keiner dem anderen. Mir würde es nicht gefallen, wenn die Bauern bei ihren Wagen ſelber Stellmacher ſpielten, und der Dachdecker will auch leben.“

Lieſel ging mit dem Vater um das Haus herum. Dort ſchied ein morſcher Lattenzaun das kleine Anweſen des Stellmachers von dem benachbarten ſtattlichen Bauernhof. Ein Blick nach oben belehrte Vater und Tochter, daß der Sturm auf dieſer Seite des Daches nicht weniger arg gehauſt hatte.

Lieſel wurde ganz ärgerlich. „Wenn ich nur wüßte, weshalb gerade unſer Haus den Sperlingen ſo gut gefällt! Nirgends ſind ihrer ſo viele. Sieh nur die Löcher im Dach. Die haben ſie hineingewühlt, um ihre Neſter zu bauen. Da kann der Wind nun recht bequem hineinfahren und alles aufreißen. Giebt's denn kein Mittel, die Tiere zu verſcheuchen?“ Sie ſchwenkte ihre Schürze. „Huſch! Huſch! Du da oben! Mach, daß du fortkommſt!“

Der Sperling auf dem Dach drehte den Kopf, um beſſer nach unten ſehen zu können. „Huſch! Huſch!“ wiederholte Lieſel, aber er ließ ſich das nicht anfechten. „Piep!“ machte er ganz gemütlich. Dann hüpfte er einige

Schritte weiter, bis er in ſeiner Behauſung im Innern des Daches verſchwand.

Meiſter Fröhlich lachte, Lieſel aber entrüſtete ſich. „Na, ſo ein frecher Spatz! Der thut ja gerade, als hätte ihm keiner was zu ſagen da oben auf dem Dach, als wäre er da Hausbeſitzer. Na, warte nur! Es giebt wohl noch Mittel, wie man euch los wird.“

„Ausräuchern, Lieſel! Ausräuchern!“ lachte Meiſter Fröhlich. Der Eifer ſeiner Tochter beluſtigte ihn. „Wenn's ihnen zu warm wird, ziehen ſie ab. Etwas anderes hilft nicht.“

„Morgen, Meiſter! Morgen, Lieſel!“

Beinahe erſchrocken drehten Vater und Tochter ſich um. Im Geſpräch hatten ſie völlig überhört, daß hinter ihnen der Nachbar an den Gartenzaun getreten war. Der Bauer Hellweg ſtreckte den beiden die Hand zur Begrüßung herüber. Dabei ſprach er weiter. „Das ſolltet Ihr nur thun, Meiſter. Setzt den Spatzen den roten Hahn aufs Dach, dann ſeid ihr ſie los.“

„Ich weiß nicht, was Ihr meint, Nachbar.“

Der Bauer lachte. „Na, thut doch nicht ſo. Ihr habt doch noch eben geſagt, daß Ihr die Sperlinge warm ausräuchern wollt aus dem alten Dach. Dann giebt's ein neues Haus.“

Meiſter Fröhlich machte ein ſehr ernſtes Geſicht. „Das habt Ihr nun nicht richtig verſtanden, Nachbar Hellweg. Das war durchaus nicht im Ernſt geſagt. Das Wort flog mir ſo aus dem Munde, weil Lieſel die Spatzen mit der Schürze verſcheuchen wollte. Man macht ja manchmal einen Spaß, ohne viel dabei zu denken. — Aber einerlei,“ fuhr er leichteren Tones fort, „ein neues Dach muß hinauf. Ich habe ſchon mit der Lieſel darüber geredet. Nach dem Sturm heute nacht ſind wir nicht ſicher, daß nicht der letzte Reſt Stroh bei paſſender Gelegenheit

davonfliegt. Dann schwimmen wir am Ende mit dem Bette fort. Durchgeregnet hat es ohnehin schon."

Als Liesel merkte, daß die Männer in ein längeres Gespräch kamen, eilte sie mit kurzem Gruß fort. Seit dem Tode der Mutter ruhte die Sorge für den Haushalt auf ihren zwanzigjährigen Schultern.

Hellweg sah Liesel mit sehr gemischten Gefühlen nach, bis sie an der Hausecke verschwand. Sie war ein großes, starkes und dabei doch schlankes Mädchen, das bemerkte er heute nicht zum erstenmal. Fleißig und ordentlich war sie auch, darüber gab es im Dorfe nur eine Stimme. Wenn ihm bei alledem ihr Anblick ein leises Unbehagen einflößte, so war sein Sohn und Erbe daran schuld.

Fritz Hellweg zählte siebenundzwanzig Jahre. Seit er erwachsen war, hatte sein Vater nicht einen einzigen Vorwurf gegen ihn erheben dürfen. Nur in letzter Zeit glaubte der Bauer zu bemerken, daß sein Nachfolger im Hofe die schmucke Nachbarstochter ganz besonders freundlich grüßte. Und wenn Fritz ins Feld ging, während Liesel nebenan im Garten bei der Arbeit war, so stand der junge Mann meist einige Augenblicke länger am Lattenzaun plaudernd still, als sein Vater zur Erhaltung der freundnachbarlichen Beziehungen für notwendig erachtete.

Das waren Kleinigkeiten, die vielleicht gar nichts bedeuteten. Der Bauer hütete sich auch weislich, ein Wort darüber zu verlieren. Wer Glut ausblasen will, facht Flammen an. Eine Verbindung zwischen der Handwerkertochter und dem Erben seines Hofes war ja so gut wie ausgeschlossen. Aber ein unbehagliches Gefühl konnte er doch nicht unterdrücken. Schon einmal hatten sich engere Bande zwischen den Hellwegs und den Fröhlichs geknüpft.

Zur Zeit der Urgroßväter war es. Damals gab es in dem Bauernhofe eine Tochter, ein frisches, fröhliches Mädchen mit langen blonden Zöpfen und roten runden

Backen. Diese verliebte sich dergestalt in den Stellmacher Fröhlich, der bei dem alten Meister im Dorfe in Arbeit stand, daß sie ihn durchaus heiraten wollte. Da ihre Neigung erwidert wurde, blieben auch ihre Wünsche nach einer ehelichen Verbindung nicht einseitig. Ob Hellweg, der Ahne, fröhlichen Herzens ja sagte, das war zur Stunde nicht mehr zu ermitteln. Jedenfalls gab er seine Einwilligung.

Damit aber war es nicht gethan. Das junge Paar mußte ein Heim haben. Fröhlich, der Ahne, besaß zwar eine anerkennenswerte Geschicklichkeit in seinem Handwerk, aber Güter und Schätze hatte er nicht. So wurde denn der Landmesser gerufen, der von dem Hellwegschen Garten ein volles Drittel abtrennte. Auf diesem Grunde erbaute der Ahne das kleine Stellmacherhäuschen mit dem zugehörigen Stall. Eben jenes Häuschen, in dem die Fröhlichs als wackere Leute seit den Tagen der Urgroßväter hausten, und dessen altes Strohdach der Sturm der letzten Nacht so jämmerlich zerzaust hatte, daß es dringend der Erneuerung bedurfte.

Hellweg hatte sich gewöhnt, in der Lostrennung des Gartenstücks vom Bauernhof das bedauerlichste Ereignis seiner Familiengeschichte zu sehen. Und wenn's auch nur scherzweise geschah, daß er im Dorf der „Zweidrittelsbauer" genannt wurde, es wurmte ihn doch. Jeden Morgen, wenn er aus der Hausthür trat, suchte sein erster Blick den Wetterhahn auf dem Kirchturm, und jeden Morgen störte ihn dabei die leider so nahe, minderwertige Nachbarschaft. Jeden Morgen auch gab es ihm einen Stich, daß es Grund war von seinem Grunde, auf dem die Fröhlichs sich eingerichtet hatten. So schien es ihm je länger je mehr Ehrensache und der beste Teil seiner Lebensaufgabe, das fehlende Gartenstück zurückzuerwerben, um den Nachkommen den alten Familienbesitz in ursprüng-

licher Ausdehnung zu hinterlaſſen. Was der Ahne verfehlt, wollte er gutmachen.

Der nächſtliegende Weg des Rückkaufs erwies ſich nicht gangbar, weil Meiſter Fröhlich davon nichts wiſſen wollte. Die nachbarlichen Beziehungen blieben deſſenungeachtet ganz freundlich, wenigſtens äußerlich. Hellweg hätte ſich ſelbſt einen Stein in den Weg geworfen, wenn er ſich unfriedlich zeigte. Dazu war er viel zu berechnend. Er legte ſich aufs Abwarten, ohne ſein Ziel aus den Augen zu verlieren. Die Gelegenheit würde ſchon kommen. In letzter Zeit freilich wurde das Abwarten beſonders läſtig. Die herzlichen Beziehungen, welche ſich zwiſchen ſeinem Sohne und der Tochter des Nachbars anzubahnen ſchienen, forderten zum Handeln auf.

Als Hellweg am Morgen das Unheil gewahr wurde, welches der Sturm auf dem Dach des Stellmachers angerichtet hatte, regte ſich's hoffnungsvoll in ſeinem Innern. Da half kein Ausbeſſern mehr, das koſtete einen Haufen Geld, das war endlich die erwünſchte Gelegenheit, die er benutzen wollte und mußte, um ſo lieber benutzen, als der Austauſch freundlicher Worte zwiſchen ſeinem Sohn und der Tochter des Nachbars vorausſichtlich aufhörte, wenn die Nachbarſchaft ſelber zu Ende ging. So wartete Hellweg auf das Erſcheinen des Stellmachers, und ſeine Rechnung erwies ſich als richtig. Meiſter Fröhlich ſah ſich ſein Haus an, und nach Lieſels Fortgang blieben die beiden Hausväter allein.

Hellweg machte ein pfiffiges Geſicht. „Mit dem neuen Dach, das iſt doch nicht Euer Ernſt, Nachbar? Der alte Kaſten trägt's ja nicht mehr.“

„Wenn's Ziegel wären, hättet Ihr recht. Stroh wiegt aber nicht ſchwer. Baut mir doch neu! Für das Dach ſorge ich dann ſelber,“ lachte Meiſter Fröhlich.

„Und wenn ich's nun thäte? Ich habe dicht am Dorf

ein Stück Land, größer als diese Gartenparzelle und prachtvoll zum Bauplatz. Dort könnt Ihr Euch ausdehnen. Wir tauschen Land gegen Land, und ich zahle noch drauf zu den Baukosten."

„Nein, nein, Nachbar. Das ist nichts. Lehrt mich die Bauern kennen! Ehe sie mich draußen suchen, machen sie ihre Reparaturen selber. Hier mitten im Ort ist die Lage für mein Geschäft. Und man hängt doch auch an dem alten Hause, worin man geboren ist."

Hellweg fühlte, daß seine Hoffnung verfrüht gewesen. Lag erst ein neues Dach auf der Stellmacherei, dann hatte es mit der Erfüllung seiner Wünsche noch gute Wege. „Ihr versteht Euern Vorteil nicht, Nachbar," lenkte er ein. „Ein neues Dach! Wer macht noch so was heutzutage! Seht Euch doch um, wo noch Stroh auf den Häusern liegt. Kein Mensch rührt nur mit der Hand daran. Wie leicht fängt der alte Plunder Feuer. Liegt er in Asche, dann zahlt die Versicherung die Baukosten. Dann tauschen wir die Plätze. Einen richtigen Palast könnt Ihr Euch bauen für das Geld. Und ich zahle noch dazu, verlaßt Euch drauf. Ihr habt ja heute selbst schon von Ausräuchern gesprochen. Wartet es doch ab, wie es alle thun. Manchmal kommt's rasch."

„Treibt keinen Scherz mit solchen Dingen, Nachbar. Mir thut's leid genug, daß mir das Wort vorhin so herausfuhr. Aber da Ihr gerade von der Versicherung redet ... meine läuft dieser Tage ab. Und dann muß das Holz versichert werden, das ich gekauft habe. Wißt Ihr nicht, wer morgen zur Stadt fährt, Nachbar?"

„Nun da läßt sich Rat schaffen. Meine Geschäfte hätten zwar noch ein paar Tage Zeit, aber Euch zuliebe kann ich auch schon morgen anspannen. Das ist also abgemacht. Und mit dem Tausch der Plätze, wie steht's damit?"

„Es geht nicht, Nachbar.“

„Na, wie Ihr wollt. Aber mit dem neuen Dach laßt Euch nur Zeit. Stopft die Löcher ein bißchen zu, dann geht's über den Sommer. Bis der Winter kommt, läuft noch viel Waſſer den Berg 'runter. Vielleicht überlegt Ihr Euch meinen Vorſchlag bis dahin. Was ich geſagt habe, iſt ein Wort. Dabei bleibt es. — Morgen, Nachbar!“

„Morgen!“

Mit gleichmütigem Geſicht ſchritt Hellweg ſeinem Hauſe zu. Die Ruhe war indeſſen nur äußerlich. In ſeinem Innern grollte der Zorn über die Halsſtarrigkeit des Stellmachers. Wieder einmal verlorene Liebesmühe! Aber er würde ſeine Abſicht nicht aufgeben, nun und nimmermehr. Das fehlende Stück ſeines Gartens wollte er haben — ſo oder ſo. Der fremde Eindringling mußte weichen.

In ſeinem Aerger ſtieß der Bauer die Thür vom Garten zum Wirtſchaftshof ſo heftig auf, daß der ſtarke Anprall ein zwerghaftes Menſchenkind, das nichtsahnend in den Garten hinaus wollte, über den Haufen warf. Der Getroffene taumelte rückwärts zur Erde. Wie er ſo dalag, auf dem ſchwächlichen, beinahe knabenhaften Körper den Kopf eines alten Mannes, in den Augen einen ſchreckerfüllten Ausdruck, mit rot anſchwellender Stirn, die Naſe blutig, bot er einen wahrhaft mitleiderweckenden Anblick.

Es war Auguſt Hellweg, der Bruder des Bauern. Im Knabenalter war der Bedauernswerte aus der Höhe des Scheunenbodens auf die Tenne heruntergeſtürzt, ſo daß man ihn für tot ins Haus trug. Aber er kam wieder zu ſich. Lange lag er an der Gehirnerſchütterung darnieder, und nur langſam lernte er wieder ſtehen und gehen. Mit ſeiner Entwickelung war es indeſſen vorbei. Ohne

daß der Körper eigentlich verkrüppelt war, blieb er im wesentlichen auf der Stufe, die er vor dem schrecklichen Sturz erreicht hatte. Jetzt freilich zeigten die gealterten Züge und das ergrauende Haar, daß nahezu ein halbes Jahrhundert seit jener Zeit ins Land gegangen war.

Im Dorfe hieß der arme Mensch kurzweg Hellwegs Zwerg. Die Leute im Hause riefen ihn bei seinem Vornamen. Nur wenige erinnerten sich, daß er einst der Herr im Hofe hatte werden sollen. So strich er seit Jahrzehnten im Gehöft herum, keinem zur Freude, aber auch niemand zur Last, der ihn in Ruhe ließ. Wenn's ihm gefiel, konnte man ihn sogar zu leichten Verrichtungen gebrauchen, die meiste Zeit aber blieb er beschäftigungslos sich selbst überlassen.

Von Natur war der Zwerg nicht bösartig. So zeigte er Nachbars Liesel, die gelegentlich einen guten Bissen für ihn hatte und ihn trotz ihrer Jugend auch sonst in gewissem Sinne bemutterte, eine rührende Anhänglichkeit. Was ihm fehlte, war eben Liebe. Die Männer hatten keine Zeit, sich um ihn zu bekümmern. So stießen ihn denn, seit er in früher Jugend die Mutter verloren, fremde Dienstleute im Hause herum. Er wurde der Sündenbock für alles, was keiner gethan haben wollte. Das machte ihn hinterlistig und heimtückisch. Die schlaue, ja raffinierte Art, wie er, um der Verantwortung zu entgehen, seine Rache für wirkliche oder vermeintliche Unbill ins Werk zu setzen wußte, mußte mit Staunen und zugleich mit Schrecken erfüllen. Seinem Bruder ging er aus dem Wege, wo er nur konnte. Hellweg vergaß zuweilen, daß der Unglückliche mehr des Mitleids als der rauhen Hand benötigte.

Das zeigte sich auch wieder bei dem Unfall am Hofeingang. Ganz sicher traf den Bauern kein Verschulden, als er den Aermsten mit der Thür so schmerzhaft traf

und zur Erde warf. Aber daß er ihn dann einfach liegen ließ und kein Wort des Bedauerns fand, das war lieblos und roh, nichts weniger als brüderlich. So raffte sich denn der Zwerg schließlich selber auf und rieb seine schmerzende Stirn. Aber der Blick, den er seinem fortschreitenden Bruder nachsandte, verkündete nichts Gutes. Zu oft war er absichtlich gestoßen worden, als daß er an einen Zufall glauben sollte. Der Unterdrückte sieht überall den bösen Willen. Da er aber mit Gewalt nichts ausrichten konnte, schwieg er wie immer. Er hatte gelernt, Gelegenheit und Mittel zur Vergeltung abzuwarten.

2.

Liesel Fröhlich war draußen bei der Gartenarbeit. Während sie die Hacke schwang, um das Erdreich um die jungen Kartoffeln zu lockern, führte sie in Gedanken einen schrecklichen Vernichtungskrieg gegen die Sperlinge im Dach ihres Hauses. Das heißt, sie wollte es. Einstweilen war sie auch in Gedanken über die Kriegserklärung noch nicht hinausgekommen. Aber geschehen mußte ganz notwendig etwas in dieser Sache. Denn wären die Sperlinge nicht da, so gäbe es keine Löcher im Dach, und der Wind hätte dann nicht hineinfahren und das Stroh losreißen können. Die Sperlinge waren an allem schuld; sie mußten fort.

Liesel hatte eine lange Reihe der allerschwersten Verdachtsgründe, die Sperlinge würden auch dem neuen Dach keinen Respekt erweisen. Zogen sie aber auch dort ein, dann wiederholte sich in kürzester Frist das ganze Unheil, und Vater Fröhlich konnte den Beutel mit den blanken Thalern nur immer in der Hand behalten, und der Dachdecker wurde ein reicher Mann. Letzterer war ja ein guter Bekannter, und Liesel gönnte ihm in seinem Handwerk den besten Verdienst, aber er brauchte sich doch nicht gerade auf ihre Kosten zu bereichern. Sie hatte nämlich

in letzter Zeit öfter daran denken müssen, daß eine Aussteuer, die zum Beispiel in einen Bauernhof passen sollte, aller Wahrscheinlichkeit nach viel, viel Geld kosten dürfte. Und hineinpassen mußte solche Ausstattung natürlich, sonst hatte die junge Frau von vornherein keine rechte Stellung im Hause. Wie gesagt, es war besser, wenn das Geld in Vater Fröhlichs Beutel blieb und nicht zum Dachdecker wanderte. Und darum mußten die Sperlinge fort.

Liesel schwang die Hacke, um das Erdreich um die jungen Kartoffeln zu lockern, und schmiedete dabei Feldzugspläne. Die Handarbeit zeitigte allerdings bessere Resultate als das Kopfzerbrechen. In letzterer Richtung war sie noch nicht weitergekommen als zu dem Entschluß, jedenfalls etwas zu thun, als sie hinter sich ihren Namen rufen hörte. Sie wendete sich um.

Am Lattenzaun stand der Zwerg. „Liesel! Liesel!“ rief er mit dünner, kläglicher Stimme.

Das warmherzige Mädchen ließ schnell die Hacke fallen und eilte zu ihm. „Aber August, wie siehst du denn aus?“

Gesicht und Kleider des kleinen Mannes trugen noch sämtliche Zeichen des Unfalls an der Hofthür. Zwei schwere Thränen rollten über seine runzeligen Backen. Eine Antwort gab er nicht.

Liesel fühlte inniges Mitleid mit dem Armen. „Komm nur herüber zu mir,“ sagte sie. Sie deutete auf den Zwischenraum zwischen den Latten im Zaun. „Hier kannst du durchkriechen. Komm nur schnell.“

Der Zwerg kroch durch die Oeffnung und stand vor ihr. Liesel kniete im Grase nieder, um seinem Gesicht näher zu sein. „Nun sag mir bloß, was du angestellt hast, August? Bist du gefallen oder hat dir jemand was gethan?“

So sprach und fragte sie in einem fort. Aber sie ließ

es nicht bei den Worten bewenden. Ihre Hand ſtrich linde über die rote Beule auf ſeiner Stirn. Sie ſäuberte ſein Geſicht von dem angetrockneten Blut, ganz wie man ein hilfloſes Kind behandelt. Und als ſie mit dem Geſicht fertig war, da drehte ſie den kleinen Mann herum und ſtrich mit der Hand die Erdſpuren und Strohreſte von ſeinen Kleidern. Dabei begütigte ſie den Armen und hätſchelte ihn und tröſtete und fragte dazwiſchen, wie das warme Herz es ihr eingab. So eifrig war ſie bei ihrem Werk, daß ſie gar nicht bemerkte, wie der Zwerg eine Fauſt machte und mit böſem Blick nach dem Hellwegſchen Hauſe hinüberdrohte.

Als die Säuberung beendet war, drehte Lieſel den kleinen Mann wieder herum und ſah ihm ins Geſicht. Mit der Hand ſtrich ſie ihm das dünne ergrauende Haar zurecht. Dann legte ſie dieſelbe mit ſanftem Druck zur Kühlung auf die glühende Beule. „Nun iſt ja alles wieder gut. Nicht wahr, Auguſt?“

Und wie ſie ihm dabei gütig in die Augen ſah, da hellte auch ſein Geſicht ſich auf.

Lieſel erhob ſich und nahm ihn bei der Hand. „Nun komm nur, Auguſt, nun ſollſt du auch was Gutes zu eſſen haben. Du biſt doch hungrig?“

„Ja, Lieſel.“

Und dann gingen die beiden nebeneinander den Gartenweg hinunter zum Stellmacherhäuschen, das große, ſchlanke junge Mädchen und das kleine graue Männchen mit den kindlich trippelnden Schritten, ſeine Hand lag vertrauensvoll in der ihrigen, und ſein Geſicht war belebt von der Ausſicht auf das angekündigte Frühſtück. —

Als Lieſel nach eingenommenem Imbiß mit ihrem Schützling das Haus verließ, liefen die Hühner im Hofe zuſammen und reckten gackernd die Hälſe aus. Lieſel warf ihnen gekochte Kartoffeln hin, die ſie zuvor mit

der Hand zerquetſchte. In demſelben Augenblick flatterten die Sperlinge ſcharenweiſe vom Dache herab. Sie miſchten ſich unter die Hühner. Jeder ſuchte ein Stück zu erwiſchen. Wem es glückte, der trug den Raub im Schnabel abſeits, um ihn unbehelligt zu verzehren.

Der Anblick war nur zu geeignet, Lieſel an ihre Kriegspläne zu erinnern. Und plötzlich kam die Erleuchtung über ſie. Fangen mußte man die Schädiger ihres Strohdachs. Die Spatzen waren ja ſo dreiſt, daß ſie in jede Falle liefen. Schwierig konnte die Sache nicht ſein. Auguſt Hellweg, der Zwerg, verfügte über hinreichend freie Zeit, um dem Sperlingsfang obzuliegen.

Lieſel zögerte nicht mit der Ausführung ihrer Idee. Da es im Hofe zu viel Störung gab, mußten die erforderlichen Zurüſtungen hinter dem Hauſe auf der Hellwegſchen Seite getroffen werden.

Ueber eine Handvoll Gerſte ſtülpte ſie ein umfangreiches Kornſieb. Die eine Seite der Holzeinfaſſung wurde durch ein handlanges Stäbchen von der Erde abgeſtützt. An dieſem Stäbchen aber war ein langer dunkler Faden befeſtigt, deſſen anderes Ende der Zwerg in die Hand bekam. Ein kleiner Ruck genügte, die Stütze umfallen zu laſſen. Dann ſaßen die gefiederten Miſſethäter, die ſich unter das Sieb gewagt hatten, gefangen in der Falle.

Lieſel ſchaute höchſt befriedigt auf das Werk ihrer Hände. In einiger Entfernung lag der Zwerg im Graſe. Seine Hand hielt den Faden. Lieſels Anweiſungen hatte er anſcheinend vollkommen begriffen, die Sache konnte ihren Anfang nehmen. An dem Erfolg des Unternehmens war um ſo weniger zu zweifeln, als ſich bereits einige Spatzen bis an den Dachrand herunter begeben hatten. Dort reckten ſie neugierig die Köpfe aus, um Weſen und Bedeutung der eigenartigen Veranſtaltung dort unten zu ergründen. Die Sache ſchien ihnen entſchieden weiteren

Prüfung nicht unwert. „Piep! Piep!“ klang es wie ein Alarmruf über das Dach. Offenbar war das Stoffliche unter dem Sieb, das gelb durch die Drahtmaschen schimmerte, bereits in seiner Gerstennatur erkannt und als gute Beute gewürdigt worden.

Liesel überließ den Zwerg sich selbst und seinen Thaten, um ihre wirtschaftlichen Verrichtungen wieder aufzunehmen. Sie that es in dem erhebenden Bewußtsein, daß Vater Fröhlich in Zukunft dem Dachdecker keine Gelder mehr zahlen würde, welche zur Beschaffung einer Ausstattung für sie viel besser verwendet werden konnten.

Während Liesel von neuem die Hacke schwang, um das Erdreich um die jungen Kartoffeln aufzulockern, fuhr's ihr plötzlich durch den Sinn: Was machte August mit den Sperlingen, die er einfing? Ganz gering würde die Ausbeute nicht sein, aber daß er sie alle erwischte, ließ sich nicht annehmen. Und davon war Liesel überzeugt, entging ihm auch nur einer, dann wohnte er auf ihrem Dach. Dann war in kürzester Frist alles beim alten. Außerdem ... Liesel fühlte erhebliches Unbehagen, wenn sie an die vielen Sperlingsleichen dachte. August würde nicht säumen, den Gefangenen schleunigst den Hals umzudrehen. Das mußte anders gemacht werden. Von ihrem Dach sollten sie fort, aber blutdürstig war Liesel nicht. Da kam ihr auch schon eine gute Idee.

Wenn sie Erbsen gesät hatte, steckte sie Stäbe ins Land, an welche lange Enden Bindgarn geknüpft wurden. Jede Frau, die Erbsen säte, machte es so. Wenn dann die Sperlinge vorüberflogen, hielten sie die wehenden Fäden in ihrem Spatzenverstand für Schlingen, worin sie gefangen werden sollten, und blieben fern. Liesel wußte jetzt, wie sie die Tiere aus ihrem Dach vertreiben konnte.

Sie eilte ins Haus und suchte eine große Handvoll Garn hervor. Damit ausgerüstet, begab sie sich nach der Fangstelle.

Der Zwerg lag noch immer im Grase. Er deutete stolz auf einen toten Spatzen, den er als erste Beute neben sich niedergelegt hatte. Liesel blieb stehen und wartete auf den Fortgang der Sache. Nach einiger Zeit zupfte August neuerdings an dem Faden. Ein Sperling saß gefangen unter dem Sieb und wurde hervorgeholt.

Liesel nahm ihn in die Hand. Während sie dem Spatzen ein Ende Garn ans Bein band, belehrte sie den Zwerg über den Zweck.

„Siehst du, August, wenn du sie totmachst, kann man ja graulich werden. Und alle fängst du doch nicht. Mit dem Faden am Bein, das geht besser. Wenn der Sperling mit dem Faden aufs Dach kommt, denken die anderen, er will sie fangen, und reißen aus. Das ist gerade, als wenn man einer Ratte eine Schelle an den Schwanz bindet. Man wird sie los. Siehst du, so! Nun laß ich ihn fliegen."

Eine Minute später saß der Sperling auf Hellwegs Dach. „Schadet nichts," sagte Liesel. „Ihr braucht auch keine zu haben. Unsere fängst du auch noch. — So August. Nun mach deine Sache gut."

— — — — — — — — — — — —

Wie verabredet, fuhr Meister Fröhlich am nächsten Tage mit dem Bauern zur Stadt. Auf der Heimfahrt am Nachmittag zeigte er sich so einsilbig, daß Hellweg schließlich nach der Ursache fragte.

Ein Geheimnis war nicht dabei. Mit Rücksicht auf die Feuergefährlichkeit seines Gewerbes und seines Hauses war dem Stellmacher die Erneuerung seiner Police für Mobiliar- und Holzversicherung nur mit erheblichem Prämienaufschlag zugestanden worden. Obenein hatte er erfahren, daß eine Verfügung geplant wurde, wonach innerhalb einer bestimmten Frist sämtliche Strohdächer des Bezirks durch harte Bedachung ersetzt werden sollten,

widrigenfalls der Ausschluß aus der Brandkasse erfolgen werde. So wenig sich auch vom allgemeinen volkswirtschaftlichen Standpunkt gegen eine solche Bestimmung einwenden ließ, für Meister Fröhlich persönlich lag, falls es wirklich Ernst damit wurde, eine große Härte darin.

Sein Häuschen war alt. Es stammte noch aus einer Zeit, in welcher man auf dem Lande gar nichts anderes kannte als Strohdächer, die leicht sind und zu gleicher Zeit das ganze Haus warm halten. So einfach, daß man Ziegel an die Stelle setzte, wo jetzt Stroh lag, ging die Sache bei weitem nicht. Die schwachen Wände aus Lehmfachwerk, die wenigen dünnen Dachsparren trugen die Belastung durch ein Ziegeldach gar nicht. Die unteren Schwellen des Hauses lagerten ohne Fundament auf der ebenen Erde. Nur jede der vier Ecken fand einen Stützpunkt in einem größeren Stein. So mußte der ganze Bau frisch fundamentiert, die Wände aufgemauert, die Zahl der Dachsparren verdoppelt werden, bevor von einem Ziegeldach die Rede sein konnte. Das gab eine enorme Kostenrechnung. Und wenn dann alles fertig war, blieb es doch nur Flickwerk. Da war es schon besser, gleich einen Neubau in Aussicht zu nehmen.

Aber daran hatte Meister Fröhlich bislang nicht gedacht. Seine Zeit war ja bald abgelaufen. Bis dahin hielt das alte Haus noch aus. Sein Wunsch war es immer gewesen, dereinst in den altgewohnten Räumen die Augen zu schließen. Dann mochte der Nachfolger das neue Haus nach seinen Wünschen bauen.

Das war es, was Meister Fröhlich seinem Nachbar auf Befragen mitteilte.

Hellweg hatte Mühe, seine freudige Erregung zu verbergen. Etwas Angenehmeres konnte ihm gar nicht passieren, als daß der Stellmacher sein Haus niederreißen müßte. Dann war sein Verlangen nach Wiedererwerb

der Gartenparzelle der Erfüllung um ein gutes Stück näher.

Indem sich der Bauer das sagte, regte sich schon sein stark entwickelter Geschäftssinn. Wenn der Nachbar unter dem Zwang äußerer Umstände handelte, nahm er auch wohl ein niedrigeres Gebot für das Stück Gartenland an. Vielleicht war er schon mit dem größeren Stück Felde vor dem Dorfe zufrieden, ohne daß es noch einer Daraufzahlung bedurfte. In diesem Sinn kam Hellweg auf seinen Vorschlag vom Tage vorher zurück.

Aber Meister Fröhlich hatte sich dem Anschein nach die Sorge von der Seele geredet. Die Sache schien ihm plötzlich nicht mehr so dringend. „Vorläufig ist ja die Verfügung betreffs der Strohdächer noch nicht da," meinte er. „Warten wir ab, bis es so weit ist. Ganz so heiß wird ja nichts gegessen, wie es gekocht ist. Und dann, Nachbar, nehmt mir's nicht übel! Wie es auch kommt — wo das alte Haus steht, wird auch das neue gebaut. Mein Geschäft betreibt sich am besten mitten im Dorf. Nichts für ungut, Nachbar!" —

Es dämmerte bereits, als Meister Fröhlich sein Haus betrat. Liesel hatte ihn schon früher zurückerwartet.

„Soll ich das Essen gleich hereinbringen, Vater? Ich habe es heiß gehalten auf dem Herd, damit du nicht zu warten brauchst."

„Das freut mich. Ich bin rechtschaffen hungrig. Bringe nur herein, was du Gutes hast."

Nach dem Mahl zündete Meister Fröhlich die Laterne an.

„Willst du noch arbeiten, Vater?" fragte Liesel.

„Arbeiten eigentlich nicht. Vorhin im Vorbeifahren fragte Christian Haberland nach seinem Wagen. Er braucht ihn dieser Tage. Die Reise nach der Stadt hat mich länger aufgehalten, als ich dachte. Hellweg war nicht

früher fertig. Nun will ich noch Felgenholz zurechtſuchen, daß es morgen früh vorwärts geht mit der Arbeit."

Lieſel begab ſich in die Küche. Sie hörte, wie der Vater auf dem Boden zu ihren Häupten herumpolterte. Dort lagerten die beſſeren Hölzer, deren er in ſeinem Geſchäft bedurfte. Die Luft unter dem Strohdach war trocken, das war den Hölzern ſehr zuträglich, die ſich in feuchter Luft leicht verziehen und ſchief werden.

Nachdem Lieſel das Küchengeſchirr abgewaſchen und an ſeinen Ort geſtellt hatte, ſetzte ſie ſich mit einer Arbeit in der Vorderſtube nieder. Bald kam auch Meiſter Fröhlich die Treppe herunter. Er trug die ausgewählten Holzſtücke nach der Werkſtelle, die ſich auf der anderen Seite des Hausflurs befand. Dann trat er ebenfalls ins Wohnzimmer, um vor dem Schlafengehen noch ein Pfeifchen zu rauchen und mit der Tochter die wirtſchaftlichen Angelegenheiten zu beſprechen, wie er es gerne that.

Lange dauerte die friedliche Unterhaltung nicht. Auf der Dorfſtraße wurden laute Rufe hörbar, die mehr und mehr in ein wirres, vielſtimmiges Geſchrei übergingen. Lieſel und ihr Vater wendeten die Augen gleichzeitig zum Fenſter, aber die dicht geſchloſſenen hölzernen Fenſterladen verhinderten jeden Ausblick.

Der Lärm auf der Straße vermehrte ſich und ſchien näher zu kommen. Zwiſchen dem Stimmengewirr unterſchied man die ſtampfenden Schritte rennender Menſchen.

Meiſter Fröhlich ſprang auf. „Da geſchieht irgend etwas." Er wendete ſich zur Thür.

Auch Lieſel hatte ſich erhoben. Schreckensbleich ſtand ſie da. „Was kann das ſein?"

In dieſem Augenblick donnerten von draußen Fauſtſchläge mächtig gegen die Fenſterladen. „Feuer! Es brennt bei euch! Macht ſchnell!"

Vater und Tochter ſtürzten aus dem Zimmer. Als

ſie den Hausflur betraten, hörten ſie oben im Strohdach des Hauſes das Kniſtern und Knacken, das Rauſchen und Fauchen des entfeſſelten Elements. Lieſel hatte alle Faſſung verloren. Ihre Füße verſagten den Dienſt. Meiſter Fröhlich riß ſie mit ſich auf die Straße, wo ſie wortlos einer Nachbarin in die Arme ſank. Dann erſt dachte er an ſein Geld und die Papiere.

Inzwiſchen waren die Dorfbewohner nicht müßig. Man zog die Kuh aus dem Stall, jagte die Schweine und das Federvieh ins Freie, dann aber ließ man der Sache ihren Lauf. Zu retten war nichts, das lehrte ein Blick. Die alten Baulichkeiten, die obenein voll trockenen Holzes ſteckten, brannten wie Pechfackeln. Mit Sicherung der lebenden Weſen war genug geſchehen.

So ſtand denn die Bewohnerſchaft müßig umher und ſah den Flammen zu. Auch als die Dorfſpritze heranraſſelte, zeigte niemand Luſt zu angeſtrengter Löſcharbeit. Wozu ſich ereifern? Für die benachbarten Gehöfte beſtand bei der herrſchenden Windſtille keine Gefahr. Die Sache war ja nicht tragiſch. Für die alten Gebäude gab es neue, was weiter? Je gründlicher die Flammen aufräumten, deſto beſſer war es. Für alles, was übrig blieb, wurden ja doch nur Abzüge von der Verſicherung gemacht. „Brennen laſſen!“ ging als Parole von Mund zu Mund.

Nach Verlauf einer Stunde war die Stellmacherei ein glühender Haufe. Nachdem alles gründlich abgebrannt war, warf die Spritze reichliches Waſſer in die noch aufzüngelnden Flammen.

3.

Meiſter Fröhlich wußte ſeine Tochter bei der Nachbarin in guter Hut. Für ihn ſelbſt war an Schlaf doch nicht zu denken, ſo blieb er auf der Brandſtelle und ſah

nachdenklich zu, wie die jungen Leute von der Feuerwache sich die Zeit vertrieben. In Ermangelung einer anderen Beschäftigung spritzten sie Wasser hoch in die Luft, daß es wie Regen auf die schwelenden Trümmer herabfiel. Je eher die letzte Glut gelöscht war, desto früher konnte mit den Aufräumungsarbeiten begonnen werden. Zur Abwechslung wurde der Strahl gelegentlich auch so gerichtet, daß er den Leuten an der Spritze auf die Köpfe kam. Dann liefen sie lachend und prustend davon.

In der Frühe des Morgens fand sich Hellweg ein. Er drückte Meister Fröhlich mit vielsagendem Lächeln die Hand. „Na, Nachbar, das hätte gestern auch keiner gedacht."

Der Stellmacher erwiderte den Händedruck. „Unglück ist wohlfeil und kommt über Nacht."

„Na, so groß ist das Unglück ja nicht. Nun braucht der alte Kasten kein Fundament und kein Dach mehr. Aus der Feuerkasse können sie Euch auch nicht ausschließen. Ich möchte eher sagen, Ihr habt Glück gehabt."

„Glück, sagt Ihr! Es ist doch kein Glück, wenn man abbrennt!"

„Wie man's nimmt. Mit dem Versicherungsgeld baut sich's leichter als aus freier Hand."

„Aber wer gar nicht zu bauen braucht, ist am besten dran."

„Na, laßt nur. Ich weiß ja, wie es gemeint ist. Bauen mußtet Ihr so oder so. Ihr habt es ja gestern noch selber gesagt. Im Dorf ist keiner, der es Euch verdenkt."

„Verdenken! Ich versteh' Euch nicht, Nachbar. Was soll mir keiner verdenken?"

Hellweg klopfte ihm auf die Schulter. „Na, daß Ihr abgebrannt seid, Meister. Da ist doch nichts Großes zu verstehen. Wie gesagt, es nimmt's Euch keiner übel."

„Aber Hellweg, dafür kann ich doch nicht!"

„Na, na," machte der Bauer und blinzelte liſtig mit den Augen.

Meiſter Fröhlich wurde furchtbar ernſt. „Ihr wollt doch nicht ſagen . . .?"

Der andere lachte. „Gar nichts will ich ſagen. Ich werde mich hüten. Im ganzen Dorf ſagt keiner was. Was jeder denkt, iſt ſeine Sache. Und es denkt ſich jeder ſein Teil, das wißt Ihr genau, und Ihr wißt auch warum."

„Aber Hellweg, ich verſichere Euch . . ."

„Natürlich, natürlich. Das iſt ganz in der Ordnung. Geſtern habt Ihr Euch verſichert, und heute verſichert Ihr mich."

Der Bauer lachte laut über ſeinen Witz.

„Aber wenn ich Euch ſage . . ."

„Sagt lieber nichts. Wozu denn? Das hat gar keinen Zweck. Laßt uns lieber ein vernünftiges Wort miteinander reden. Ihr bekommt den Bauplatz dicht vor dem Dorf, er iſt doppelt ſo groß wie dieſer Gartenſtreifen. Dann baut Ihr Euch draußen ein neues Haus und habt ein Grundſtück, das ſich gewaſchen hat. Das Geſchäft iſt nicht ſchlecht, das Ihr bei dem Feuer macht."

„Nein —"

„Nun, dann ſind wir ja einig. Das freut mich. Schlagt ein, Nachbar, die Sache iſt abgemacht."

„Nein."

„Nein, ſagt Ihr? Was heißt das? Ich verſteh' Euch nicht."

„Was das heißt? Ich baue mein Haus auf den Fleck, wo es geſtanden hat."

„So, alſo da wollt Ihr hinaus! Ich ſage Euch, das werdet Ihr nicht."

„Wollt Ihr mich daran hindern?"

„Jawohl, das kann ich und das werde ich.“

„Wie wollt Ihr das machen?“

„Ich kann reden, mein Beſter. Und ich werde reden, verlaßt Euch darauf.“

„Reden? Wovon?“

„Von dem, was ich gehört habe aus Eurem eigenen Munde. Ihr wißt es doch noch? Ausräuchern wolltet Ihr die Sperlinge. Jetzt ſind ſie ausgeräuchert. Und dann das übrige, was Ihr erzählt habt geſtern, als wir nach Hauſe fuhren aus der Stadt.“

„Und darum meint Ihr . . .?“

„Euch brauche ich meine Meinung wohl nicht zu ſagen. Was ich gehört habe, von Euch gehört, darauf kommt es an. Das werde ich erzählen, wo man ein Intereſſe daran hat. Und ich denke, das reicht.“

Meiſter Fröhlich atmete ſchwer. Eine heftige Erwiderung drängte ſich auf ſeine Zunge. Nur zu gut verſtand er, was Hellweg meinte und was er damit bezweckte. Aber er bezwang ſich. Langſam und jedes Wort abwägend gab er Antwort.

„Was ich geſagt habe, bleibt beſtehen. Das darf jeder hören, Wort für Wort. Wie das Feuer ausgekommen iſt, das weiß ich nicht, aber meine Hand iſt rein, das laßt Euch geſagt ſein. Ich hatte kein Intereſſe daran, daß das Haus abbrannte. Im Gegenteil! Ich wollte meine Augen darin zumachen, und für den Reſt meiner Tage war es noch gut genug. Aber Ihr wollt das Gartenſtück haben, das früher zu dem Hof gehörte, Ihr hattet ein Intereſſe daran, daß das Haus fortkam. Ihr — nicht ich!“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“ brauſte der Bauer auf.

„Damit will ich ganz genau dasſelbe ſagen, was Ihr vorhin im Sinn hattet,“ verſetzte Meiſter Fröhlich. „Und

nun geht hin und erzählt von mir, was Ihr wollt. Wir ſprechen uns dann wohl an anderer Stelle.“

Einen Augenblick maßen ſich die Männer mit funkelnden Blicken. Dann drehte jeder dem anderen ohne Gruß den Rücken.

In einem wenigſtens hatte Hellweg recht: es gab im Dorf kaum einen Menſchen, der ſich über die Entſtehung des Feuers nicht ſeine Gedanken machte, und im Grunde kam jeder auf dasſelbe hinaus, und was alle dachten, gereichte mehr Meiſter Fröhlichs Geſchäftsklugheit als ſeiner Rechtſchaffenheit zur Ehre. Dabei nahm ſich aber jeder in acht, in dürren Worten eine Behauptung auszuſprechen. Einmal konnte ſich's ja nach Lage der Sache überhaupt nur um Vermutungen handeln, dann aber ſpürte niemand die geringſte Luſt, mit dem Gericht in Verbindung zu kommen und wohl gar als Zeuge vernommen zu werden. Dagegen erging man ſich vielfach in Anſpielungen mehr oder weniger deutlicher Art. Der Dorfſchneider brachte ſogar ein Wortſpiel zu ſtande, das nachher von Haus zu Haus kolportiert wurde.

„Was macht traurig?“

„Weiß ich nicht.“

„Na, Rauch macht doch traurig.“

„Wieſo?“

„Wem Rauch in die Augen kommt, der muß weinen. Aber was macht fröhlich?“

„Feuer.“

Dann ſahen ſich die Leute an und lachten.

Ernſthafter war es ſchon, daß ſich der Landgendarm ſehr eingehend bei Meiſter Fröhlich erkundigte, womit er eigentlich ſeine Zeit von der Heimkehr bis zum Ausbruch des Feuers ausgefüllt habe. Lieſels Vater ſah keine Urſache, etwas anderes als die Wahrheit zu ſagen. Nichtsdeſtoweniger erhielt er ſchon am folgenden Tage eine Vorladung vom Amtsgericht.

Trotz ihrer scheinbaren Harmlosigkeit waren die Fragen des Richters nicht immer so einfach zu beantworten, weil er außer den Thatsachen auch die Beweggründe wissen wollte. Und nicht nur die Gründe für dies und das weckten sein Interesse, auch warum Meister Fröhlich gerade das und nicht das Gegenteil gethan hatte, deuchte ihm der Erkundigung wert. Im übrigen war der Richter die Freundlichkeit selbst. Rein wie mit seinesgleichen plauderte er mit Meister Fröhlich. Wer ihn so hörte, konnte zu dem Glauben kommen, er wollte seinen Sohn zu dem Alten in die Lehre geben, so viel Interesse offenbarte der Richter für die Stellmacherei.

„Also, lieber Meister, Sie aßen zu Abend. Was thaten Sie dann?"

„Dann ging ich zum Boden und suchte Felgenholz aus."

„So, Felgenholz! Aber bitte, wollen Sie sich nicht erst setzen? Sie haben doch den Weg zu Fuß gemacht und werden müde sein. Wir können uns ja über die Sache in aller Gemütlichkeit unterhalten. — Also Felgenholz suchten Sie aus. Hatte das nicht Zeit bis zum anderen Morgen?"

„Wie man es ansieht. Am anderen Morgen hätte es mich aufgehalten."

„Wie lange ungefähr?"

„Eine Viertelstunde zum mindesten, vielleicht noch länger. So was berechnet sich nicht nach der Uhr."

„Na, sehen Sie, Meister, das ist doch nicht der Rede wert. Also das Felgenholz hatte Zeit bis zum nächsten Tag. Wären Sie nicht auf den Boden gegangen, hätte es nicht bei Ihnen gebrannt."

Meister Fröhlich schüttelte den Kopf. „Ich bin ein alter Mann, Herr Richter, und mein Geschäft betreibe ich, wie ich's gelernt habe. Mein Vater hat es mir schon in

der Lehre eingeprägt: jede Arbeit, mit der am Morgen begonnen werden ſoll, muß am Abend vorher zurechtgeſtellt und zugerichtet werden. Bei keiner Sache verliert man ſo viel Zeit als beim Herumſuchen nach dem Material. Man bildet ſich ein, etwas zu thun, und kommt doch nicht weiter. Der erſte Schlag mit der Axt, der erſte Sägenſtrich am Morgen muß in die volle Arbeit gehen. Das bringt den Menſchen ganz anders in Schwung. So hat mich's mein Vater gelehrt, ſo habe ich's gehalten, ſeit ich denken kann. Aber wenn ich auch das Holz erſt am anderen Morgen vom Boden geholt hätte, gebrannt hätte es darum doch."

„Wenn Sie das ſo gewiß ſagen, müſſen Sie doch wiſſen, wie das Feuer entſtanden iſt. Das wollte ich nur hören."

„Nein, Herr Richter, das weiß ich eben nicht. Gerade weil mein Thun und Laſſen mit dem Unglück gar nicht in Verbindung ſteht, darum blieb ſich's gleich, ob ich das Holz am Abend oder am Morgen vom Boden holte."

„Aber Sie konnten doch nicht ſehen da oben im Dunklen."

„Ich hatte meine Laterne bei mir."

„Eine Laterne zwiſchen all dem Brennmaterial? Da haben wir's, Meiſter. Ich kenne dieſe Laternen auf dem Dorfe. Zerbrochene Scheiben rundherum; dann kohlt der Docht und will nicht brennen, man muß beſtändig daran herumputzen. Jetzt iſt mir die ganze Geſchichte klar."

„Mir nicht, Herr Richter."

„Na, das iſt doch ſo einfach. Ein Stück von dem glühenden Docht fiel auf die Erde, vielleicht in die Späne. Oder ein Luftzug hat es bis ans Strohdach getrieben. Dort glimmte es weiter. Sie gingen ganz ruhig nach

unten. Eine Viertelstunde später brannte es über Ihrem Kopf.“

Meister Fröhlich schüttelte das graue Haupt. „So kann's nicht gewesen sein. Ich bin ein alter Holzarbeiter, Herr Richter. Manchen Winterabend habe ich bei Licht gearbeitet, ich weiß damit umzugehen. Meine Laterne war in bester Ordnung und wohlverwahrt. Ich habe sie nicht aufgemacht, und umgefallen ist sie auch nicht.“

„Aber wenn man sich sein Pfeifchen anzündet, achtet man doch nicht immer genau auf seine Umgebung.“

„Das ist richtig.“

„Na, sehen Sie wohl. Mir ist es selber schon so gegangen. Ein glimmendes Stück vom Zündholz fällt auf die Erde, oder man verbrennt sich die Finger und schleudert den Rest rasch von sich. Wenn's dann ein Unglück sein soll, ist es da. So wird es wohl gewesen sein, Meister.“

„So könnte es gewesen sein, wenn ich geraucht hätte. Ich halte viel von meiner Pfeife. Aber Arbeit ist Arbeit, und Vergnügen ist Vergnügen, beides zusammen verträgt sich nicht. Abends stecke ich mir in der Stube meine Pfeife an, sonst nicht. Es giebt keinen Menschen, der mich bei der Arbeit mit der Pfeife gesehen hätte, weder in der Werkstelle, noch auf dem Boden, noch im Hause herum.“

„Ja, dann verstehe ich die ganze Geschichte nicht. Haben Sie denn gar nichts bemerkt, als Sie vom Boden heruntergingen?“

„Nichts.“

„Hm. Und wie lange dauerte es etwa, bis das Feuer anfing?“

„Ich trug das Holz in die Werkstelle und ging in die Stube, stopfte meine Pfeife und zündete sie an. Meine Tochter war schon da. Mit ihr habe ich längere Zeit geplaudert, wenigstens eine halbe Stunde. So lange bleibt

ein Feuer im Strohdach nicht verborgen. Als ich den Boden verließ, war alles in Ordnung."

„Hm, hm," machte der Richter abermals. Einen Augenblick sann er nach, dann beugte er sich plötzlich vertraulich zu Meister Fröhlich hinüber, als sei ihm eben ein guter Gedanke gekommen. „Haben Sie denn keinen Verdacht auf irgend jemand?"

Der Stellmacher machte ein erstauntes Gesicht. „Einen Verdacht?"

„Schlechte Menschen giebt es überall," fuhr der Richter mit gedämpfter Stimme fort. „Haben Sie keinen Feind, der Ihnen einen Schabernack spielen könnte?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Sie befanden sich in einer unangenehmen Lage. Die Prämie Ihrer Versicherung wurde erhöht, die Brandkasse hatte von Ihrem Ausschluß gesprochen. Das konnte doch jemand benutzen. Er steckt Ihnen das Haus über dem Kopf an und rechnet, daß der Verdacht auf Sie fällt."

„Ich brauchte nur ein Ziegeldach aufzulegen."

„Das gab einen großen Umbau und doch kein neues Haus. Mit der Versicherungssumme baut sich's leichter."

„Darum steckt kein rechtschaffener Mensch sein Haus an. Und was das Baugeld betrifft . . . Hellweg hätte sich die Sache was kosten lassen."

„Hellweg? Wieso?"

„Er möchte gern das Gartenstück haben, worauf mein Haus stand."

„Hatten Sie es ihm versprochen für den Fall, daß Sie abbrannten?"

„Nein."

„Also er hatte kein Interesse daran?"

„Wenn das Haus weg war, konnte er wenigstens hoffen. Solange es stand, war gar nicht an das Gartenstück zu denken."

„Also Sie haben ihn in Verdacht?“

„Nein.“

„Aber Sie sagten doch eben ...“

„Ein Interesse an einer Sache haben, heißt noch nicht, zum Brandstifter werden, Herr Richter. Nach dem Feuer gab mir Hellweg durch die Blume zu verstehen, ich hätte es wohl angesteckt und müßte ihm deshalb in der anderen Sache zu willen sein. Da wies ich ihn auf sein eigenes Interesse hin. Nachher habe ich es mir überlegt. Selbst wenn man mich in Verdacht behält, Hellweg ist es nicht gewesen. In mein Haus gekommen ist er nicht. Hätte er es von draußen thun wollen, so hätte er sich sicher nicht eine Zeit ausgesucht, als noch Leute auf der Straße waren, die ihn beobachten konnten. Und die Hauptsache ... ich traue es ihm nicht zu. Wegen einer Liebhaberei wird ein Bauer nicht zum Brandstifter.“

Der Richter erhob sich. „Na, dann hilft es nichts, Meister, dann wird die Geschichte wohl überhaupt nicht aufgeklärt werden. Nun können Sie gehen. Grüßen Sie auch Ihre Liesel von mir. Soll ja ein kreuzbraves Mädchen sein. Adieu, Meister!“

Ohne Hast ging der Stellmacher zur Thür.

„Fröhlich!“

Der Richter stand plötzlich wieder vor ihm. Er legte ihm die Hand schwer auf die Schulter und bohrte die Augen durchdringend in die Augen des Alten. „Fröhlich, Sie haben Ihr Haus selber angesteckt!“

Der Meister ertrug den Blick. „Nein, Herr Richter, ich habe es nicht gethan, und Sie glauben das auch gar nicht von mir.“

„Dann gehen Sie mit Gott, Fröhlich.“ Er reichte ihm die Hand.

Als der Meister das Amtszimmer verlassen hatte, legte der Richter nachdenklich die Hand an die Stirn. „Ent-

weder iſt der Alte ein ganz hartgeſottener Sünder oder ſeine Seele iſt lauter wie Gold."

4.

Fritz, Hellwegs einziger Sohn und Erbe, profitierte von Meiſter Fröhlichs Abweſenheit. Vorläufig hatten nämlich der Stellmacher und ſeine Tochter ein Unterkommen in Mietsräumen gefunden, die ſeit längerer Zeit in einem Hofe leer ſtanden. An Wohngelegenheit war überhaupt kein Mangel im Dorfe.

Als nun Lieſel in Abweſenheit ihres Vaters nach ihrer täglichen Gewohnheit der Stätte einen Beſuch abſtattete, wo bis vor kurzem ihr Heim geſtanden hatte, erachtete Fritz die Gelegenheit für günſtig, ein Wort im Vertrauen mit ihr zu reden.

Der Lattenzaun, welcher vordem die beiden Grundſtücke trennte, war während des Brandes umgeworfen worden. Fritz konnte alſo an Lieſel herantreten, ohne erſt über Hinderniſſe klettern zu müſſen. Das gefiel ihm, er wünſchte ſich nichts Beſſeres für alle Zukunft. Und darum meinte er, es wäre höchſt überflüſſig, den Zaun überhaupt wieder aufzurichten.

Selbſtredend war das ſeine rein perſönliche Privatanſicht. Für Lieſel zum Beiſpiel blieb dieſelbe vollſtändig unverbindlich. Im Gegenteil ſchien es Fritz plötzlich ſehr zweifelhaft, ob ſie die Sache überhaupt mit günſtigen Augen betrachtete. Und doch legte er gerade auf ihre Stimme das Hauptgewicht. Er brannte darauf, ihre Meinung zu hören.

Fritz war ein großer, ſtarker junger Mann. Er hatte mit Auszeichnung bei der Garde gedient und fürchtete ſich ſozuſagen vor dem Teufel nicht. Aber jetzt war ihm doch bange. Er fühlte, daß er vor einer inhaltsſchweren Entſcheidung ſtand. In ſeiner linken Bruſthälfte begann es

zu pochen und zu hämmern, als wenn ein Gefangener ausbrechen wollte. Das Blut ſtieg ihm zu Kopfe, und die Kehle wurde ſo eng, daß er nach jedem zweiten Wort ſchlucken mußte, um für die folgenden Platz zu ſchaffen. Dann aber war es heraus, zwar nicht in einem Guß, aber doch von einem Ende bis zum anderen.

„Lieſel ... ich dachte, wir beide brauchen doch keinen Zaun ... Und da dachte ich ... wir wollen ihn gar nicht erſt wieder aufrichten, Lieſel ... Und wenn du ja ſagſt ... oder was denkſt du, Lieſel?"

Nun war die Reihe an Lieſel. Wie mit Purpur übergoſſen ſtand ſie da. Selbſt die zierlichen Ohren hielten es für ihre Pflicht, dem Beiſpiel der Backen zu folgen und das allgemeine Erröten mitzumachen. Antworten konnte ſie nicht ſo raſch. Dazu klopfte erſtlich ihr Herz zu ſehr, und dann will eine Antwort auf ſolche Frage auch wohl überlegt ſein. Aber die Augen ſenkte Lieſel. Gleich nachdem ſie begriffen hatte, was Fritz meinte, ſchlug ſie die Augen nieder. Und die dunklen Wimpern hoben ſich auch dann noch nicht, als er ſchon aufgehört hatte, zu ſprechen. Das geſchah vermutlich, um recht ernſthaft über die Zukunft des Lattenzauns nachdenken zu können.

Weil nun Lieſels Kopf und Herz augenblicklich zu ſehr beſchäftigt waren, blieb ihre Hand ohne Aufſicht und ſpielte mit dem Schürzenband. Dieſer Hand bemächtigte ſich Fritz. Er nahm ſie zwiſchen die ſeinigen, ſtreichelte daran herum und drückte ſie. Und weil die Hand eben unbeaufſichtigt war, ließ ſie ſich das ruhig gefallen.

„Lieſel, ſag doch was!"

Aber Lieſel ſagte nichts. Nur ihre Hand zuckte in Fritzens Hand. Und dann ſchlug ſie die Augen auf, einen Augenblick nur, daß der volle Strahl in ſeine Seele drang.

Fritz bangte nicht mehr. In Lieſels Augen ſah er es

ſchimmern und leuchten. So geht die Morgenſonne auf über einer blühenden Wieſe. Tauſend Tropfen glühen vom himmliſchen Licht, und in den Lüften ein Singen und Klingen, ein Jubel der Lerchen ohne Anfang und Ende.

Sie ſprachen nicht. Die Hände ruhten ineinander. Ueber ihnen der reine, blaue Himmel, rings um ſie her die blühende Welt. Und dann die Herzen ſo voller Seligkeit! Jetzt ſprachen es die Lippen auch aus durch Wort und Kuß.

Wie lange ſie ſo bei einander ſtanden, wer will es ſagen? Fritz ließ die Augen über den Garten ſchweifen. Er gewahrte den Zwerg. An der Mauer ſchlich er entlang, dann verſchwand er am Bienenſtand hinter der Scheune.

„Sieh da, Lieſel, da geht Auguſt. Was mag er bei den Bienen wollen?“

„Laß ihn doch, Fritz. Mir thut der Arme immer ſo leid. Wir wollen recht gut zu ihm ſein — nachher.“

Fritz und Lieſel trennten ſich mit dem Verſprechen, in der Dämmerung noch einmal zuſammenzutreffen, um ſich gegenſeitig Bericht zu erſtatten, wie die beiderſeitigen Väter die Mitteilung von der bevorſtehenden Veränderung aufgenommen hatten. Irgend welche Gründe zum Aufſchub lagen nicht vor. Die perſönlichen Wünſche der jungen Leute ſprachen entſchieden dagegen.

Fritz war guter Dinge. Gegen ſeine Lieſel konnte doch niemand das allergeringſte einwenden. Seit er ihr Jawort hatte, ſchien ihm alles andere leicht. Als er dann aber ſeinem Vater gegenüber ſtand, konnte er eine gewiſſe Befangenheit doch nicht unterdrücken. Er leitete denn auch die Ausſprache möglichſt allgemein ein.

„Du ſollteſt mit Meiſter Fröhlich reden, Vater.“

„Wieſo?“

„Nun, ich meine, dann brauchte der Lattenzaun zwiſchen den Grundſtücken gar nicht erſt wieder aufgebaut zu werden.“

Ohne Zweifel hätte Fritz ſeines Herzens Wunſch und Meinung viel beſtimmter zum Ausdruck bringen können und ſollen. Aber Lieſel hatte ihn ſofort verſtanden. Durfte er ſeinem Vater weniger Einſicht zutrauen? Ihm, dem Fritz, war die Vereinigung der Gärten nur ein Symbol für die Verſchmelzung der Familien, ſonſt nichts. Eins ohne das andere war ihm gar nicht denkbar. Daß ſein Vater jene erſtrebte und dieſe bekämpfte, wußte er nicht.

Und der Bauer? Seine Gedanken waren erfüllt von dem Begehren nach dem Stück Gartenland. Seit dem Brande nun gar hatte nichts anderes in ſeiner Seele Raum. Es that ihm wohl, aus den Worten ſeines Erben ſein eigenes Verlangen herauszuhören. Einen tieferen Sinn zu vermuten, lag ihm vollſtändig fern.

So ſetzte jeder bei dem anderen volles Verſtändnis voraus, und die Unterhaltung ging weiter.

„Du ſollteſt es nur thun, Vater, ſollteſt mit Meiſter Fröhlich reden,“ ſagte Fritz.

„Habe ich ſchon gethan. Der Kerl will ja nicht. Aber er muß. Ich kriege ihn doch. Verlaß dich drauf. Er muß,“ polterte der Bauer.

Fritz fühlte erhebliches Erſtaunen. Daß ſein Vater einwilligen würde, nun ja, daran hatte er im Grunde nicht gezweifelt. Jeder Bauernhof konnte ſtolz darauf ſein, wenn Lieſel als Schwiegertochter einzog. Wie geſagt, das lag auf der Hand, und damit hatte Fritz gerechnet. Aber daß ſein Vater ſeine Wünſche nicht nur vorausgeſehen, ſondern ſchon ſelbſt für ihre Verwirklichung geſtrebt hatte, das ſetzte ihn doch in Erſtaunen.

In ſeine freudige Ueberraſchung miſchte ſich alsbald

ein gut Teil dankbarer Rührung. So sorgte sein Vater für ihn! Und nichts, gar nichts hatte er selbst davon geahnt. Das mußte er Liesel erzählen, die würde sich wundern. Von dem Zwerg hatte sie vorhin gesprochen. Aber auch gegen seinen Vater würde sie gut sein nachher. Der hatte den ersten Anspruch darauf.

Nach allem lag die Sache jetzt nur noch an Meister Fröhlich. Aber Fritz fürchtete nichts mehr. Der Meister hatte ein so gutes, freundliches Gesicht. Wenn der erst hörte, daß Lieselś Glück davon abhing, ließ er sich gewiß erweichen. Sein Vater hatte ihm natürlich von Liesel nichts sagen können, der wußte ja nicht, wie sie zu der Sache stand. Aber er, Fritz, würde davon sprechen. Und da er bereits zweimal im Lauf des Tages so erfolgreich gewesen war, hoffte er auch die dritte Aufgabe mit Leichtigkeit zu bewältigen. Im geheimen that es ihm beinahe wohl, daß sein Vater auf Schwierigkeiten gestoßen war. Man will doch auch selber um sein Glück kämpfen. Nun durfte er beweisen, daß er auch einiges vermochte. In diesem Sinn fiel seine Antwort aus.

„Wenn du nichts dagegen hast, Vater, könnte ich ja mit Meister Fröhlich reden. Ich glaube bestimmt, daß er ja sagt."

„Junge, wenn du das fertig brächtest, ich weiß nicht, was ich thäte."

Dieser Ueberschwang des Bauern war wieder recht auffällig. Aber in seiner gehobenen Stimmung hätte Fritz noch ganz andere Dinge natürlich gefunden. Allerdings hatte er noch nicht bemerkt, daß sein Vater so große Stücke auf Liesel hielt, aber das wollte nichts sagen. Bis zu diesem Nachmittag hatte er ja auch noch nicht gewußt, daß Liesel ihm selber so gut war. Selbst als sie es ihm eingestand, wollte er es nicht gleich glauben. Mehrmals hatte er sich erkundigt, ob's auch ganz gewiß und wahr-

haftig ihr Ernſt wäre. Erſt als ſie es ihm jedesmal beſtätigt und nachher noch etlichemal aus eigenem Antrieb wiederholt hatte, war er überzeugt. Mit ſeinem Vater mochte es wohl ähnlich liegen. Auf ſeinen Vater hatte er die Jahre her lange nicht ſo genau geachtet wie auf Lieſel, kein Wunder, daß er über die Meinung desſelben im unklaren geblieben war.

So gab denn Fritz mit Zuverſicht die Meinung kund, er werde Meiſter Fröhlich ſeine Einwilligung ſchon abgewinnen. „Und wenn er ja ſagt, Vater, dann bringe ich ihn gleich mit. Dann könnt ihr gleich alles bereden miteinander.“

Damit ſchloß die Ausſprache zwiſchen Vater und Sohn.

5.

Meiſter Fröhlich verließ das Gerichtsgebäude mit ſehr geteilten Empfindungen. Er befand ſich zwar auf freiem Fuß, er durfte den Heimweg antreten, aber vielleicht barg die Zukunft noch Herbes für ihn. Was der Amtsrichter mit dürren Worten geſagt, was Hellweg ſehr verſtändlich angedeutet hatte, daheim im Dorf dachten es alle. Und wenn ſie es nicht ſagten, in ihren Mienen, in ihren Augen würde er es leſen, wofür ſie ihn hielten. Konnte er unter ſie treten, erhobenen Hauptes, mit freier Seele, ein gerechter Mann? Wenn einer ſich abwandte, um ihm nicht zu begegnen, wenn einer ihm Gruß und Handſchlag weigerte, was wollte er dann thun, um ſeine Ehre zu wahren?

Meiſter Fröhlich dachte an Lieſel. Sie wußte nicht, was ihn nach der Stadt geführt, keinem Menſchen hatte er ein Wort von der Vorladung geſagt. Er war ſeiner Sache ja ſo ſicher geweſen im Gefühl ſeiner Unſchuld. Aber nun auf dem Wege nach Hauſe fiel es ihm ſchwer und ſchwerer auf die Seele, was hätte geſchehen können.

Wenn ſie ihn nun ins Gefängnis geführt hätten! Ein Grauſen packte ihn bei dem Gedanken, was aus Lieſel geworden wäre, wenn er nicht wieder heimkam.

Aus den Worten des Richters war ihm ſelbſt erſt klar geworden, wie ſich alles aneinanderreihte, Glied um Glied, die ganze Kette. Und am Ende der Kette ſtand er ſelbſt, ohne daß er ſich los zu löſen vermochte. Wenn's nun doch noch kam, wenn ſie ihn nun doch noch gefangen ſetzten in langer Haft? Dann blieb Lieſel allein. Wie würde ſie es tragen, wenn die Stütze zuſammenbrach, an die ſie ſich gelehnt bis dieſen Tag? Würde ſie ſtark ſein in Schimpf und in Schande, im Kampf gegen eine feindliche Welt?

Er hatte unrecht gehandelt, als er ihr verſchwieg, daß er nicht freiwillig zur Stadt ging. Und wenn es auch geſchah, um ſie zu ſchonen, um ihr die Angſt zu erſparen, bis er heimkam, unrecht war es darum nicht minder. Und deshalb gelobte ſich Meiſter Fröhlich, ihr alles zu ſagen, heute noch, damit ſie gewappnet war, wenn das Unheil hereinbrechen ſollte.

Und noch ein zweites gelobte er ſich. Bisher hatte er ſich bei dem Gedanken beruhigen dürfen, daß ein unglücklicher, ein unberechenbarer Zufall die Urſache des Brandes geweſen. Daran glaubte er nicht mehr. Er konnte es nicht. Während der Unterredung mit dem Richter war ein Argwohn in ſeiner Seele aufgeſtiegen. Jetzt mußte er den Schuldigen finden, das war er ſeinem Kinde, das war er ſich ſelbſt und ſeiner Ehre ſchuldig.

Lieſel trat ihrem Vater nicht ohne Befangenheit entgegen. Ihrem Verſprechen am Nachmittag gemäß ſollte ſie denſelben auf die Veränderung vorbereiten, die infolge der Unterredung mit Fritz notwendig eintreten mußte. Aber aller Anfang iſt ſchwer. Lieſel hatte ſich all die Stunden her auf einen guten Anfang zu ihrer Rede mit

anerkennenswertem Fleiß beſonnen, aber befriedigt war ſie nicht von dem Reſultat ihres Nachdenkens. Ja, wenn ſie noch eine Mutter gehabt hätte, der wäre ſie gleich um den Hals gefallen und hätte ihr das glückliche Geheimnis ins Ohr geflüſtert. Aber mit dem Vater iſt das ganz etwas anderes. Einem Vater kann die Tochter doch nicht ſo genau ſagen, was ſie denkt und fühlt, meinte Lieſel. So beſann ſie ſich hin und her, wie die Mitteilung am beſten einzuleiten wäre. Schließlich hatte ſie ſich wohl zurechtgelegt, wie es zur Not gemacht werden konnte, als dann aber der Vater vor ihr ſtand, bekam ſie einen roten Kopf und hatte alles vergeſſen.

Meiſter Fröhlich war zu ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, als daß ihm die Verwirrung ſeiner Tochter aufgefallen wäre. Lieſel dagegen empfand es als ein Glück, daß ſie zunächſt für das Abendeſſen ſorgen konnte. Während ſie dasſelbe bereitete, hoffte ſie den verlorenen Anfang wiederzufinden.

Als Meiſter Fröhlich ſchweigend ſein Mahl begann, rückte Lieſel unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Wenn ſie das Zuſammentreffen mit Fritz nicht verſäumen wollte, mußte ſie jetzt reden. Aber ſie konnte das erſte Wort nicht finden. Schon ſchob der Vater den Teller zurück. Er konnte ſich kaum halbſatt gegeſſen haben.

„Lieſel, ich muß dir etwas recht Trauriges ſagen.“

„Vater! Mein Gott, was iſt denn geſchehen?“

Und nun ſchüttete Meiſter Fröhlich ſein ganzes Herz aus mit all ſeinen Kümmerniſſen.

„Aber Vater, beſter Vater, das iſt ja ſchrecklich! Und was wird Fritz dazu ſagen! Und, mein Gott! nun habe ich ganz vergeſſen, daß wir uns treffen wollten. Aber ich laufe, ich bringe ihn her. Er iſt ſo klug, er wird ſchon Rat wiſſen.“

„Welchen Fritz meinſt du?“

„Nun, Fritz Hellweg. Er wollte heute mit dir reden, ob wir uns heiraten dürfen.“

Jetzt war es heraus ohne Anfang und Vorbereitung. Liesel erschrak lebhaft, als sie sich dessen bewußt wurde. Glühend rot wurde sie. Wie am Nachmittag senkten sich schnell die Augen, und die Hand drehte verloren am Schürzenband.

Meister Fröhlich sah seine Tochter verwundert an. Das hatte er allerdings nicht erwartet — das am wenigsten. „Der!“ klang es befremdet von seinen Lippen. Seine Hand glitt über die Stirn, als wollte sie einen bösen Gedanken verscheuchen.

Während des Verhörs hatte er dem Richter gegenüber den Bauern gegen einen Verdacht verteidigt. Seitdem war der Argwohn in seiner eigenen Seele hoch emporgeschossen. Der Bauer hatte ein Interesse an dem Brande — kein anderer. Und nun kam der Sohn dieses selben Mannes und begehrte seine Tochter von ihm, sein einziges Kind. Das hatte er nicht erwarten können. Wieder glitt die Hand über seine Stirn.

Aber noch ehe Liesel sich von ihrer Bestürzung erholte, und noch ehe Meister Fröhlich einen Entschluß fassen konnte, klopfte es an die Thür.

Fritz hatte die Geliebte auf dem verabredeten Platz nicht angetroffen. Sein Herz war viel zu voll, als daß er ruhig hätte warten mögen. Liesel mußte ja zu Hause sein, und er brachte gute Nachricht. So lief er nach Meister Fröhlichs Wohnung, und nun stand er auf der Schwelle.

„Guten Abend, Meister — guten Abend, Liesel!“

„Guten Abend!“

Fritz wartete auf eine Einladung zum Nähertreten. Sie kam nicht gleich. Liesel stand da mit gesenkten Augen und sagte kein Wort; Meister Fröhlich hielt die Augen

fest auf Fritz gerichtet, als wollte er in sein Inneres schauen. Er sprach auch nicht.

Da fiel es dem jungen Mann plötzlich aufs Herz, was sein Vater gesagt hatte. Meister Fröhlich war dagegen, er wollte ihm Liesel nicht geben.

Still und stiller ward es in Fritzens Brust. Die Liebe machte ihn hellsehend, er verstand plötzlich, daß der Vater seiner Erwählten die Angelegenheit mit anderen Augen ansehen mußte als er selbst und sein eigener Vater. Sie beide empfingen, jener war der Gebende. Sein Bestes und Liebstes sollte er in fremde Hände legen, sein einziges Kind. Da war es kein Wunder, daß er ernstlich erwog, kein Wunder, daß er sich den genauer ansah, der so Großes begehrte.

„Nimm doch einen Stuhl, Fritz," sagte der Meister endlich. Fritz setzte sich. Worte fand er noch immer nicht.

Meister Fröhlich half ihm weiter. „Ich weiß, was dich herführt. Liesel hat es mir gesagt. Kommst du deswegen?"

„Ja, Meister. Und recht von Herzen wollte ich Euch bitten, daß Ihr nicht nein sagt. Durch ein Unglück wurde der Zaun zwischen unseren Gärten umgeworfen, und da haben Liesel und ich gedacht, wir brauchten ihn nicht erst wieder aufzurichten, dann wäre es ein Glück."

Wieder strich Meister Fröhlich mit der Hand über die Stirn. Der Garten! Immer wieder der Garten! Er mißverstand den jungen Mann keinen Augenblick. Liesels Worte vorher enthielten die Deutung. Und was Fritz sagte, und wie er es sagte, das war schon recht und gut. Nur daß die Gedanken des Meisters den umgeworfenen Zaun mit seinem Häuschen verknüpften, das nun in Asche lag. In demselben Augenblick war alles wieder lebendig, was mit dem Brande zusammenhing — alles, auch sein Argwohn.

„Fritz Hellweg, du wärest mir jederzeit als Tochtermann willkommen gewesen. Ich kenne dich. Ich hätte mir für Liesel keinen besseren gewünscht. Früher! Hörst du, Fritz? Aber jetzt ist das vorbei, jetzt geht das nicht mehr."

„Vater!" rief Liesel.

„Meister!"

Fritz wollte noch mehr sagen, aber der alte Mann sprach schon wieder. Ruhig klang die Stimme. Nichts verriet seine innere Qual.

„Mein Haus liegt in Asche, Fritz. Weißt du, daß mich das ganze Dorf für den Brandstifter hält?"

„Nein, Meister. Und es ist auch nicht wahr, daß Ihr es gethan habt. Die Hand lege ich dafür ins Feuer."

„Weißt du, daß ich heute schon vor Gericht gestanden habe? Und wenn ich noch hier vor dir sitze, in Freiheit, an meinem Tisch, so ist es, weil sie mir nichts beweisen konnten. Weißt du, daß sie wiederkommen können jeden Tag, jede Stunde, mich ins Gefängnis werfen vielleicht auf lange? Willst du die Tochter eines Mannes freien, den so etwas bedroht?"

„Und wenn es so ist, wie Ihr sagt, Meister, wenn sie Euch einsperren für etwas, das Ihr nicht gethan habt, muß dann Liesel nicht erst recht jemand haben, der bei ihr steht? Gebt sie mir, Meister."

Der Stellmacher schöpfte tief Atem. „Weißt du, daß dein eigener Vater mich der Brandstiftung beschuldigt hat, daß er mir aufbürden wollte, was er vielleicht selbst ..."

„Meister!"

Der alte Mann hielt schon inne. Das durfte er nicht sagen — das nicht! Mit leichenblassem Antlitz war Fritz aufgestanden. Mit starren Augen sah er dem Stellmacher ins Gesicht.

„Meister — Ihr irrt Euch. Mein Vater ..."

„Hat mich der Brandstiftung beschuldigt — Auge in Auge. Nicht mit klaren Worten; aber ich verstand ihn, und ich habe es ihm zurückgegeben. Er hat mich auch verstanden. Eine Brandstelle liegt zwischen uns, Fritz Hellweg. Sie scheidet hüben und drüben. Darum kann es nicht sein, was du begehrst."

„Nein, Meister, das ist ja nicht möglich, das kann ja nicht sein. Ihr habt meinen Vater mißverstanden. Ein unglückseliger Irrtum ist es, glaubt es mir."

„Weiß dein Vater, daß du hier bei mir bist, und was du hier willst?"

„Ja doch, er weiß es, er hat mich ermuntert dazu. Er weiß nicht, was er thun wird vor Freude, wenn ich Euch jetzt mitbringe, daß ihr alles bereden könnt."

Nun stand Meister Fröhlich ebenfalls auf. „Das hat dein Vater gesagt?"

„Jawohl, das hat er gesagt. Und nun kommt doch, Meister. Du auch, Liesel. Der Irrtum muß sich ja aufklären, und alles wird gut."

Der alte Mann atmete schwer. Wenn es so war, wie Fritz behauptete, wo lag dann der Grund zu dieser Sinnesänderung des Bauern? Wenn er Liesel als Schwiegertochter in sein Haus nahm, dann war sein Zweck wirklich erreicht. Den Garten hatte er dann. Aber dieser Weg stand auch schon früher offen. Weshalb hatte er an jenem Morgen nach dem Brande nichts davon gesagt, weshalb hatte er damals gedroht? Man beschuldigt den Mann nicht der Brandstiftung, dessen Tochter man für seinen Sohn zur Frau begehrt. Oder regte sich das Bewußtsein der Schuld? Vielleicht war's die Furcht vor Entdeckung, die ihn diesen Weg gehen hieß.

Meister Fröhlich atmete schwer. Dann gab er sich einen Ruck. Klarheit mußte werden zwischen ihm und dem anderen — Klarheit um jeden Preis! Dann wollte er handeln.

„Komm, Lieſel, zieh dich an. Wir gehen mit Fritz,“ ſagte er.

— — — — — — — — — — — —

Auf dem Tiſch in der Ecke von Hellwegs Wohnſtube brannte die Petroleumlampe. Die grün angeſtrichenen, hölzernen Fenſterladen waren dicht geſchloſſen; drinnen aber ging der Bauer unruhig auf und ab. Er dachte an ſeinen Sohn Fritz, und was derſelbe von dem Stück Garten geſagt hatte.

„Endlich!“

Mitten im Zimmer blieb Hellweg ſtehen. Draußen auf dem Pflaſter vor dem Fenſter ließen ſich Schritte vernehmen. Der Junge hatte es alſo doch durchgeſetzt. Da draußen kam er, und den Stellmacher brachte er mit. Der Bauer hatte nicht daran glauben wollen und doch längſt auf ihre Ankunft gewartet. Nun waren ſie da. Endlich!

Fritz machte die Hausthür auf. Wie üblich brannte im Flur kein Licht. Er ging daher voran, um auch den Eingang zur Wohnſtube zu öffnen. Meiſter Fröhlich folgte ihm. Den Beſchluß machte Lieſel. In dem Augenblick, als ſie das Haus betreten wollte, huſchte ein kleines Weſen dicht an ihr vorüber. Zu gleicher Zeit drang ihr ein ſcharfer Geruch in die Naſe.

„Auguſt!“ rief Lieſel überraſcht. Seit dem Brande hatte ſich der kleine Mann nicht mehr bei ihr ſehen laſſen.

Schon war er im Abenddunkel verſchwunden. „Lieſel — Lieſel!“ klang es in einiger Entfernung, wie Kinder zu rufen pflegen, wenn ſie ſich neckiſch verſtecken.

Lieſel ließ ihn und folgte den Vorangegangenen. Die Stubenthür war jetzt geöffnet, ſo daß der Lichtſchein aus dem Zimmer auf ihren Weg fiel. Während ſie den Hausflur durchſchritt, lag noch immer der ſcharfe Geruch in der Luft wie von glimmendem Feuerſchwamm, mit dem die Männer ihre Pfeifen in Brand zu ſetzen pflegten. Lieſel

erinnerte ſich nicht, daß ſie Auguſt jemals hatte rauchen ſehen.

„Na, das iſt brav von Euch, Meiſter. Wirklich, das freut mich, daß Ihr kommt," begrüßte Hellweg ſeinen Nachbar. Und daß die Worte Wahrheit waren, ſah man an ſeinem lachenden Geſicht. „Nun ſetzt Euch nur erſt. Du auch, Lieſel. Nachher werden wir gleich einig ſein."

Doch Meiſter Fröhlich blieb ſtehen, auf ſeinen Zügen lag ein beinahe feierlicher Ernſt. Mit den großen, hellen Augen blickte er dem Bauern feſt ins Geſicht. „Iſt das alles nun Eure wirkliche Abſicht, Nachbar Hellweg?"

„Gewiß. Ich habe es Euch doch ſchon früher geſagt."

„Mir?"

„Noch neulich erſt. Und was mir da ſo herausgefahren iſt in der Hitze — na, Ihr müßt nicht mehr daran denken, Meiſter, das war natürlich Unſinn. Kein Menſch glaubt was davon in Wirklichkeit. Es iſt nur, daß die Leute was zu reden haben."

„Aber ich bin heute vor Gericht geweſen deshalb."

„Und nun ſeid Ihr wieder hier. Das iſt doch der beſte Beweis, daß kein Wort wahr iſt von dem dummen Gerede."

„Das ſagt Ihr. Ich aber will wiſſen, wer das Feuer angelegt hat, denn angelegt iſt es. Ich muß das wiſſen, ſonſt finde ich keine Ruhe mehr auf Erden. Ich kann nicht Tag für Tag horchen, ob der Gendarm hinter mir ſteht. Ich will mir nicht nächtens ohne Schlaf den Angſtſchweiß von der Stirne wiſchen, ob er kommt, mich zu holen. Darum muß ich wiſſen, wer mein Haus angezündet hat. Darum komme ich zu Euch, Hellweg. Ehe ich nicht weiß, wer der Brandſtifter iſt, kann mein Kind nicht Eure Schwiegertochter werden."

Das Geſicht des Bauern wurde zur Grimaſſe. „Was ſagt Ihr?"

„Aus einer Heirat zwiſchen den Kindern kann nichts werden, bis die Sache mit dem Feuer aufgeklärt iſt.“

„Wie kommt Ihr denn auf ſo was? Von Freien iſt doch keine Rede — iſt nie die Rede geweſen.“

„Nicht? Da ſteht Euer Sohn. Vor einer halben Stunde hat er bei mir um Lieſel geworben, wie's Rechtens iſt. Ich habe ſie ihm abgeſchlagen. Da hat er mir geſagt, Ihr wißt davon, Ihr habt ihn geſchickt. Drum mußtet Ihr die Gründe wiſſen für mein Nein. Euch die zu ſagen, bin ich hier. Und nun ſagt Ihr, davon war keine Rede. Glaubt Ihr, ich komme her, Euch meine Tochter anzubieten? Da ſteht Euer Sohn, fragt ihn nur.“

Der Bauer war rot vor Zorn im Geſicht. „Gelogen hat er, daß Ihr's wißt. Von dem Garten war die Rede, nicht vom Freien. Den Garten will ich von Euch haben. Dazu hat er Euch hergebracht. Von Eurer Tochter iſt kein Wort geſprochen worden, keine Silbe. Die Tochter eines Brandſtifters kommt mir nicht ins Haus ... Niemals!“

„Vater, was ſprichſt du da! Meiſter Fröhlich hat es nicht gethan,“ rief Fritz aufs heftigſte erſchrocken.

Mit blitzenden Augen richtete der Stellmacher ſich auf. „Das weiß er ſelbſt am beſten, weil er es ſelbſt geweſen iſt.“ Jedes Wort klang meſſerſcharf.

„Vater!“ rief angſtvoll auch Lieſel.

Die Augen der beiden Alten flammten. Sie wären aufeinander los geſtürzt, hätten ſich nicht Fritz und Lieſel zwiſchen ſie geworfen.

Plötzlich machte der Zorn in den Geſichtern der Männer, die Angſt in den Augen ihrer Kinder dem Ausdruck einer grenzenloſen Beſtürzung Platz. Keiner ſprach mehr ein Wort, keiner wagte ſich zu regen.

Von draußen drang es herein — ſchrill, zitternd, jeder Ton in die Nerven ſchneidend. Die Sturmglocke klang durch das Dorf. Auf der Straße ſcholl der Feuerruf.

6.

Eine dumpfe Spannung lag über dem Dorfe. Seit Wochen wiederholten ſich die Brände mit größter Regelmäßigkeit. In der Stellmacherei des Meiſters Fröhlich hatte es angefangen; darauf braunten die Wirtſchaftsgebäude eines Bauern nieder. In regelmäßiger Folge ging es weiter. Bald hier, bald da flammte es auf. Wer heute noch ein Dach über ſich hatte, mußte darauf gefaßt ſein, daß er morgen vor rauchenden Trümmern ſtand. Und immer begann es um dieſelbe Zeit, bald nach Eintritt der abendlichen Dunkelheit; immer flammte es an derſelben Stelle auf, im Dach der Gebäude.

Wie die Sache jetzt ſtand, war jeder Gedanke an Zufall ausgeſchloſſen. Es lag böswillige Brandſtiftung vor, das ließ ſich nicht mehr bezweifeln. In Bezug auf Meiſter Fröhlich war die öffentliche Meinung in dem Augenblick umgeſchlagen, als ſich herausſtellte, daß die Vernichtung ſeines Hauſes nichts weiter war als das erſte Glied in der Kette einer Reihe gleicher Kataſtrophen. Aber wo hatte man den Thäter zu ſuchen? Es kam bald dahin, daß jeder den anderen mit mißtrauiſchen Augen bewachte.

Der Gendarm des Bezirks nahm Quartier im Ort. Die jungen Leute richteten einen regelmäßigen Wachtdienſt ein. In Trupps von drei Mann durchzogen ſie vom Eintritt der Dämmerung an die Dorfſtraße und die Gärten. Gebeſſert wurde dadurch nichts. Es brannte hier und brannte dort. Als aber der Fall eintrat, daß das Stallgebäude eines Bauern juſt in dem Augenblick in Flammen aufging, als der Wachtpoſten von drei jungen Leuten dicht daneben ſtand, da bemächtigte ſich abergläubiſche Furcht der Gemüter.

Zwiſchen Hellweg und ſeinem Sohn war ſeit jenem Abend in betreff Lieſels kein Wort mehr gewechſelt worden.

Das schloß natürlich nicht aus, daß jeder für sich der Angelegenheit nachsann. Der Umschlag der öffentlichen Meinung zu Meister Fröhlichs Gunsten konnte dem Bauern nicht verborgen bleiben. Mußte er doch auch selbst jeden Gedanken an ein Verschulden des Stellmachers fahren lassen. Damit schwand aber das Mittel, einen Druck zum Zweck des Landtausches auszuüben, und in demselben Augenblick bekam das Verhältnis seines Sohnes zu Liesel ein anderes Gesicht. Er hatte sich gegen die Möglichkeit solcher Beziehungen gewehrt; nun bestanden sie doch. Fritz hatte um Liesel in aller Form geworben und erklärt, er werde nicht von ihr lassen. Und Hellweg hatte keinen anderen Erben.

Der Bauer begann zu rechnen, was Lieſels Erbe wert sein könnte. Natürlich hatte er von seiner Schwiegertochter eine größere Mitgift erwartet, aber eine Bettlerin war Liesel auch nicht. Mancher Bauer würde sich freuen, wenn sie in sein Haus zog. Fröhlichs Nachbar auf der anderen Seite hatte auch einen Sohn. Wenn Liesel den freite, fiel dort der trennende Zaun. Das Gartenstück, das zum Hofe der Hellwegs gehörte, ging auf ewig verloren. In alle Ewigkeit würde man sie Zweidrittelsbauern heißen. Ohne Liesel war der Besitz nicht auf seine frühere Ausdehnung zu bringen. Und nun hatte sich Hellweg mit ihrem Vater verfeindet, daß kaum ein Ausgleich möglich war.

Fritz sah seine Liesel nur selten und immer nur auf einen Augenblick. Es war besser so, und ihrer Liebe geschah dadurch kein Abbruch. Bei einer solchen Begegnung war es, daß Liesel einer Besorgnis Ausdruck gab.

„Ich weiß nicht, was jetzt mit August ist. Er benimmt sich so seltsam. Wenn er mich sieht, schleicht er sich weg. Er ruft mich beinahe gar nicht mehr an, und früher durfte er mich nur sehen, dann kam er gelaufen.

Als wir damals zu euch gingen — du weißt ja — huſchte er in der Hausthür an mir vorbei. Er roch nach glimmendem Schwamm, und er raucht doch nicht. Gleich darauf hat es gebrannt. Fritz, Fritz, ich weiß nicht —"

Die jungen Leute ſahen ſich in die Augen. Eines las die Gedanken des anderen. „Aber das iſt ja unmöglich, Lieſel," ſagte Fritz dann leiſe.

„Ich behaupte ja nichts. Aber achte auf Auguſt. Er iſt nicht mehr derſelbe wie früher."

Fritz konnte die Befürchtung nicht teilen, aber er wollte die Geliebte beruhigen, darum hatte er ein Auge auf den Zwerg. Dabei fielen ihm ſelbſt mancherlei Dinge auf. Auguſt wich ihm aus, was er ſonſt nicht gethan hatte. Das war das erſte.

Eines Abends brannte ein Heuſchober hinter dem Dorf. Als Fritz durch den Garten eilte, ſtieß er unvermutet auf den Zwerg. Hinter einer Hecke verſteckt, lag dieſer im Graſe und ſtarrte in die lohenden Flammen. Seine ſonſt ſo ausdrucksloſen Züge zuckten von wilder, trunkener Luſt. So verſunken war er in den Anblick, daß er die Schritte des Nahenden überhörte.

„Onkel, was thuſt du hier?" fragte Fritz.

„Das iſt ſchön! Das iſt ſchön!" jubelte der Zwerg wie berauſcht. Dann ſchien er ſich zu beſinnen und ſchlich ſcheu davon. Von dieſem Augenblick an verdoppelte Fritz ſeine Wachſamkeit.

Am nächſten Tage ſah er Auguſt hinter dem Bienenſtand verſchwinden. Er erinnerte ſich, daß ihm dasſelbe ſchon früher aufgefallen war. So ging er ihm nach.

Auguſt ſtand vor einem kleinen Holzſchuppen, in welchem ſich allerhand Gerätſchaften für die Bienenzucht befanden. Soeben ließ er eine Blechdoſe aus der Hand. Ohne ein Wort zu ſagen, ſchritt Fritz darauf zu. Er öffnete den Behälter und erſchrak bis ins innerſte Herz.

Wenn Hellweg alte Bienenvölker abtöten wollte, grub er ein Loch in die Erde. Dort hinein hing er brennende Schwefelfäden und stellte den Bienenkorb obenauf, bis alles vollendet war. Diese Schwefelfäden bewahrte er in der Blechdose auf. Und diese Dose hatte der Zwerg soeben in der Hand gehalten.

Als Fritz sich umsah, war der Zwerg verschwunden. Von Angst erfaßt, stürzte der junge Mann ihm nach und rief nach ihm. Es kam keine Antwort.

Fritz eilte zum Wirtschaftshof. Einer der Knechte hatte den Zwerg vorüberhuschen sehen; wo derselbe geblieben, wußte er nicht.

„Sucht ihn, laßt alles stehen und liegen! Wir müssen ihn haben, sonst giebt es ein Unglück."

August war nirgends zu finden.

Fritz lief ins Haus, um seinen Vater zu benachrichtigen. Der Bauer war nicht da. Er sei ins Dorf gegangen, sagte die Magd, vor einer Stunde schon. Aber von August wußte sie etwas. Er war zum Boden hinaufgestiegen. Wie lange es her war, konnte sie nicht sagen.

Fritz stürmte die Treppe hinauf. August war nicht zu sehen, aber hinten im äußersten Winkel lief etwas Gelbes knisternd über das Dachstroh zum First hinauf. Gierig fraß es um sich. Es füllte den Boden mit seinem grauen, atembeklemmenden Hauch.

Fritz stürmte die Treppen hinunter. Draußen wußten sie es schon. Die Flammen schlugen aus Hellwegs Dach.

Vor dem Hause sammelte sich die Menge und schaute nach oben. Sie kannten es schon alle, wie die Vernichtung arbeitete. Plötzlich regte sich's oben an der Bodenluke. Ein Kopf ward sichtbar, eine gnomenhafte Gestalt.

Liesel stand in dem Haufen. Sie stieß einen Schrei aus. „August ist drinnen! Dort oben an der Luke. Rettet ihn, Leute!"

Im Begriff, den Boden zu verlaſſen, hörte der Zwerg Fritz die Treppe heraufſtürmen. Er verkroch ſich in einem Verſteck. Die Stimme des Rufenden hielt ihn in demſelben feſt. Als er endlich hervorkam, war es zur Rettung zu ſpät. Die Treppe brannte bereits.

Unten aber ſperrten Rauch und Flammen den Zugang. Was ſich noch im Hauſe befand, war dem Untergang geweiht.

„Lieſel — Lieſel!“ klang ſeine dünne Stimme von oben herab.

„Rettet ihn, Leute!“

Niemand rührte ſich. Wer wagt ſein Leben ohne Ausſicht auf Erfolg um das eines Geiſtesſchwachen?

„Auguſt, ſteig in die Luke und ſpringe herunter! Wir fangen dich auf.“ Lieſel rief es voll Todesangſt. Sie drängte nach vorn und breitete die Arme aus.

Der Zwerg hatte ſie verſtanden. Hinter ihm lohte die Glut. Es blieb kein anderer Weg. Schon ſaß er in der Luke. Der Dorfſchmied ſchob Lieſel zurück und nahm ihren Platz ein.

Ein Schreckensſchrei! Die Geſtalt dort oben löſte ſich los. Sauſend fuhr der Körper herab. Aber die Arme des Schmieds blieben leer. Sei es, daß er die Entfernung nicht richtig bemeſſen hatte, ſei es, daß er in unwillkürlicher Bewegung zurückgewichen war, er konnte den Stürzenden nicht faſſen.

Man hob den Bejammernswerten auf und trug ihn zur Seite. Lieſel nahm ſein Haupt auf ihren Schoß.

Noch einmal ſchlug er die Augen auf. „Lieſel — Lieſel!“

Sie ſtreichelte ſeine Stirn. „Sei ſtill! Sprich nicht, Auguſt! Es wird ſchon wieder beſſer.“ — Und dann nach einer Weile: „Haſt du es gethan, Auguſt?“

„Er hat mich geſtoßen. Sein Haus ſollte brennen.

Die Sperlinge flogen immer wo anders hin. Erſt zu dir . . . Und das Feuer war ſo ſchön!"

Die brechenden Augen hingen an den lohenden Flammen, die in ſchauriger Pracht zum Himmel aufſchlugen. „So ſchön! So ſchön!" murmelten die erblaſſenden Lippen.

Als Hellwegs Haus in ſich zuſammenſtürzte, war das Leben aus dem zerbrochenen Körper entflohen.

Was noch unklar war an den Worten des Zwerges, ein toter Sperling, den man in ſeiner Taſche fand, klärte es auf. Im Sturz hatte er das Tier zerdrückt. Um den Rumpf des Vogels ſchlang ſich ein Schwefelfaden. Ein Stück Feuerſchwamm hing daran feſt. Wenn dieſer Schwamm angezündet wurde, mußte auch der Schwefel allmählich in Brand geraten. Die geängſtigten Sperlinge flüchteten in einen Schlupfwinkel, und das Verderben ging ſeinen Gang.

Erſchüttert ſtand Klaus Hellweg vor dem entſeelten Körper ſeines Bruders. Und dieſe Erſchütterung dauerte auch noch an, als er ihn am dritten Tage zur letzten Ruhe geleitete. Freudlos war das Leben des Verblichenen geweſen, freudlos und liebeleer. Hatte es ſo enden müſſen? Hellweg ſchlug die Augen nieder vor dem kleinen Sarg, den ſie hoch auf den Schultern vor ihm her trugen. Und als er die letzte Handvoll Erde darauf ausſtreute, geſchah es mit dem Vorſatz, den Lebenden zu geben, was er dem Toten nun nicht mehr geben konnte: Liebe.

Am Abend des Begräbnistages ſuchte er Meiſter Fröhlich in ſeiner Wohnung auf. „Tragt mir's nicht nach, Nachbar, was ich Euch Leides gethan. Ich bereue es und möchte es ungeſchehen machen."

Meiſter Fröhlich reichte ihm tiefbewegt die Hand, die der Bauer feſthielt. „Und noch eins, Nachbar. Ich will nicht fragen jetzt. Heute iſt nicht der Tag dazu. Aber

ich werde wiederkommen. Nur um eins bitt' ich Euch: grüßt Enere Lieſel von meinem Fritz und auch von mir."

— — — — — — — — — — — —

Noch ehe der Winter kam, blühte im Dorfe nach des Dichters Wort neues Leben aus den Ruinen, und gar freundlich leuchteten die roten Ziegeldächer im Sonnenſchein. Aber das kleine Stellmacherhäuschen wurde nicht wieder aufgerichtet, und die Reſte des umgeworfenen Lattenzauns räumte man ganz hinweg. Meiſter Fröhlich arbeitete jetzt im Hellwegſchen Hofe, wo man in einem Seitengebäude eine Werkſtatt für ihn eingerichtet hatte. „Was ſoll mir ein Haus, wenn ich in meinem Handwerk keinen Nachfolger habe?" pflegte er zu ſagen.

Als aber der Frühling ins Land zog, da ſtand Lieſel an Fritz Hellwegs Seite vor dem Altar. Ein ſchönes Paar war es, und das ganze Dorf hatte man geladen, um Zeuge zu ſein ihres Glückes. Hellweg wollte es ſo. „Zwei getrennte Gärten ſind vereinigt, zwei Nachbarn verſöhnt, zwei Liebesleute ein Paar. Das iſt ein dreifaches Feſt, da darf keiner fehlen."

So redete er, und ſo geſchah es.

Jahre ſind ſeitdem vergangen, und manches iſt anders geworden in der Zeit, aber das Glück blieb wohnen bei den jungen Leuten. Wenn man im Dorfe Rühmens macht von Eheleuten, dann ſagt man, ſie leben wie Fritz Hellweg und ſeine Lieſel.

Im Gebiet der Sarca.

Südliche Wanderbilder. Von **Adolf Claſſen.**

Mit 5 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Mitten durch Welſchtirol oder das Trentino, wie es die Italiener benennen, hindurch zieht ſich das meiſt beiderſeits von hohen Bergen eingeſchloſſene Etſchthal, in dem die beiden Städte Trient und Roveredo liegen. Von Oſten her laufen zwei lange und ſchöne Thäler in die Etſchniederung aus: das Val di Fiemme oder Fleimſer Thal und das Suganathal, durch das jetzt bis Tezze von Trient aus eine äußerſt intereſſante Bahn führt. Der weſtliche Teil der Landſchaft wird durch die Flußgebiete des Noce und der Sarca gebildet, von denen der erſtere die Thäler des Sulz- und Nonsberges (Val di Sole und Val di Non) durchſtrömt, um bei San Michele in die Etſch zu münden. Die aus den Preſanellagletſchern hervorbrechende Sarca fließt in den Gardaſee, den ſie als Mincio wieder verläßt, um ſich in den Po zu ergießen.

Die Straße, welche von der altehrwürdigen Biſchofsſtadt Trient mit ihren zahlreichen Türmen und Marmorpaläſten in das Sarcathal und dann weiter nach Tione, Pinzolo und Campiglio führt, geleitet den Touriſten zu

köstlichen südlichen Landschaften und großartigen Hochgebirgsscenerien und hat deswegen auch einen von Jahr

Der Lago di Toblino.

zu Jahr steigenden Fremdenverkehr aufzuweisen. Wenn man keinen Mietwagen in Trient nehmen will, so stehen Fahrpost und Stellwagen zur Verfügung. Erstere geht im Sommer zweimal täglich vom Trienter Bahnhof, hinter

dem sich das imposante neue Dante-Denkmal erhebt, ab und fährt in neun Stunden nach Pinzolo (61 Kilometer) und von da in drei Stunden nach Campiglio (11,5 Kilometer), der prächtigen von Jahr zu Jahr mehr besuchten Sommerfrische.

Bei der rötlichen Torre Vanga, die von dem Trientiner Bischof Friedrich v. Wangen, der sie erbaut hat, den Namen trägt, fahren wir über die Bahn und die stattliche neue eiserne San Lorenzo-Brücke auf das rechte Etschufer. Die aus der Vorstadt Piedicastello gegen Westen steil aufsteigende Straße umzieht die Südwestseite des befestigten Felshügels Verruca (das heißt Höcker) oder Doß Trento, von dessen Höhe man eine entzückend schöne Aussicht auf die in ihrem Aeußeren wie der Sprache ihrer Bewohner nach bereits vollständig italienische Stadt und deren reizvolle Umgebung hat. Dieser Felsenhöcker beherrscht die ganze Gegend, er galt deswegen auch bereits den Römern und Goten für den Schlüssel Italiens und wurde befestigt. Später machten die Bischöfe einen Lust- und Tiergarten daraus, in dem sie Hirsche und Rehe hielten; in diesem Jahrhundert aber ist wiederum eine Festung daraus geworden.

Dann geht unsere Straße nordwestlich über die Berglehne steil hinan, wendet sich weiter oben, wo man einen schönen Rückblick auf Trient und das Etschthal hat, ganz nach Westen, um dann in eine wildromantische und zum Teil bewaldete Schlucht, Buco di Vela geheißen, einzutreten, durch die sie sich hoch über dem Bache an den Felswänden hinzieht, in die sie vielfach eingesprengt ist. Am oberen Ende wird diese Schlucht durch ein Fort gesperrt; die Straße führt hindurch, und links oben gewahrt man ein zweites Fort. Durch Weingelände geht es zu dem Dörfchen Cadine, dann in einer großen Kehre zur Paßhöhe (492 Meter) und alsdann, scharf nach Südwesten

Tione.

umbiegend, allmählich bergab. Zur Rechten erblickt der Reisende tief unten im Thale den langgestreckten, schmalen Terlagosee und das gleichnamige Dorf mit Schloß, überragt von den steilen Kalkfelswänden des Monte Gazza (1990 Meter). Immer weiter südwestwärts bergab gelangen wir über Vigolo, an einem gewaltigen Gletschertopf vorüber, nach dem weinreichen Vezzano.

Alle diese Ortschaften versetzen uns schon ganz und gar nach Italien. Häuser und Hütten, Villen und Ställe stehen ordnungslos unter- und übereinander, oft thür- und fensterlos und stark verwittert. Stets aber bilden sie mit dem Weingerank und dem Feigengebüsch ihrer Gärten malerische Bilder, die den Reiz der an sich schönen Landschaft noch bedeutend heben. Ruinenhaft und doch anheimelnd ist auch Padergnone an der Mündung des Cavedinethals, wo die ersten Olivenbäume sichtbar werden. Wir achten jedoch kaum darauf, denn der Blick abwärts auf den kleinen Massenza- und den größeren Toblinosee, auf die üppigen Kulturen an ihren Gestaden und den Ufern der Sarca, die sich drüben in enger Schlucht den Bergriesen Judikariens entwindet, hält unsere ganze Aufmerksamkeit gefesselt.

Die Poststraße überschreitet auf einem Damm und einer Brücke die Enge zwischen den beiden vorhin genannten Seen. Der eine halbe Stunde lange Lago di Toblino ist von grauen Bergwänden umhegt und wird von unter Nuß- und Kastanienbäumen herabströmenden Gießbächen gespeist. Halbinseln und Buchten geben ihm eine überaus malerische Form. Auf einer dieser Halbinseln erhebt sich, im Hintergrund von der kahlen Gebirgswand des Monte Casale überragt, das altersgraue Gemäuer des Kastell Toblino, das urkundlich bereits im Jahre 1124 vorkommt. In diesem Schloß, dessen Rundturm und Zinnenmauer sich in dem stillen See spiegeln, hatte das

gräfliche Geſchlecht der Madruzz ſeinen Stammſitz, aus dem von 1539 bis 1658 vier Grafen einander auf dem fürſtbiſchöflichen Stuhle in Trient folgten. Der letzte in dieſer Reihe, Karl Emanuel, war auch der Letzte ſeines Geſchlechts und ging deswegen den Papſt an, ſich mit der ſchönen Trientinerin Claudia Porticella vermählen zu dürfen. Der heilige Vater verweigerte ihm aber den Dispens, und ſo iſt jenes Adelsgeſchlecht mit dem genannten Prälaten erloſchen.

Jetzt iſt das Schloß im Beſitz der Grafen v. Wolkenſtein. Ein Kaſtellan wohnt darin, der auch Fremden Unterkunft gewährt und ihnen den trefflichen Vino santo kredenzt. Dieſer „heilige Wein" oder „Vino di natale" (Weihnachtswein) wächſt auf den Hügeln und Hängen der Umgegend, beſitzt einen tokayerartigen Wohlgeſchmack und hat ſeinen Namen daher, weil er erſt gegen Weihnachten gekeltert wird.

Jenſeits des Toblinoſees zieht ſich die Straße weiter nach Sarche, wo rechts die Sarca aus einer tiefen Schlucht hervorbricht, während links die Straße nach Arco abgeht. Das Sarcathal, dies ſüdliche Paralleltal des Nonsthales, zerfällt in vier Thalſtufen, deren unterſte von Sarche bis zur Mündung des Fluſſes in den Gardaſee (bei Torbole) reicht. Bei Sarche wendet ſich das Thal weſtwärts; die Schlucht, der die Sarca hier entſtrömt, öffnet ſich erſt oberhalb Comano zu einer breiteren Mulde, um ſich bei Stenico nochmals zuſammenzuziehen. Bei Tione beginnt die dritte Stufe; das Thal biegt nach Norden um und heißt auf dieſer fruchtbaren, dichtbevölkerten Strecke Val di Rendena. Bei Pinzolo wendet es ſich endlich als Val di Genova wieder weſtwärts, um als eines der großartigſten Hochgebirgsthäler in den Felswildniſſen der Adamello-Preſanellaalpen zu endigen.

Wir paſſieren die Sarca und ſteigen dann in weiten

Windungen aufwärts, während unten der Fluß zwiſchen 300 bis 400 Meter ſteil abfallenden Felswänden brauſt, und die Scenerie immer großartiger wird. Noch lachen die Weingefilde um den Toblinoſee zu uns herauf, und ſchon erblicken wir nach einer Wegbiegung die Gebirgsmaſſen der Brenta und die Schnee- und Eisfelder des Adamello.

Von der Höhe ſenkt ſich die Fahrſtraße hinab in das Gebiet von Judikarien (italieniſch: Giudicaria). Dieſen Namen trägt der ſüdweſtliche Teil Tirols, der das Sarcathal in ſeinem mittleren, nach Oſten gerichteten Lauf und deſſen ſüdweſtliche Fortſetzung, das Thal des Chieſe, umfaßt und durch landſchaftliche Schönheit wie durch Fruchtbarkeit ſich auszeichnet. Die Hauptorte ſind: Stenico, Tione, Condino und Pinzolo. Dieſes Bergland beſaß im Mittelalter ſeine eigene Gerichtsbarkeit und eigene Richter (judices), davon der Name.

Zunächſt gelangen wir nach Comano, deſſen Quelle, hauptſächlich von den Bewohnern jener Gegenden, gegen Hautkrankheiten ſkrofulöſer Natur benutzt wird. Schon den Römern war die Heilkraft dieſer Therme bekannt. Sie hatten hier Bäder errichtet, die dann vermutlich durch einen Bergſturz verſchüttet und erſt 1820 durch einen Zufall wieder entdeckt wurden. Man fand bei den Ausgrabungen die antiken irdenen Rohrleitungen und Baderäume wieder auf, auch zahlreiche römiſche Münzen.

Ueber die aus dem Marzothal niederfließende Duina geht es nach der Straßenkreuzung Ponte alle Arche, von wo die auf dem rechten Sarcaufer wieder anſteigende Straße in ein enges, waſſerreiches Felſenthal führt. Sie durchzieht Galerien und einen Tunnel und ſenkt ſich dann in dem weiter werdenden Thal nach Tione hinab. Dieſer Ort, an der Mündung des Arnobaches in die Sarca, hat eine überaus reizende Lage und trägt wiederum einen

Blick auf die Brentagruppe.

durchaus italieniſchen Charakter. Er iſt der Hauptort von Inner-Judikarien, Sitz der Bezirkshauptmannſchaft, mit Bezirksgericht, Modellierſchule und kleiner Garniſon.

Etwa die Hälfte des Weges nach Campiglio liegt nun hinter uns. Die Straße verzweigt ſich hier nach Süden wie nach Norden; erſtere führt durch das Chieſethal zum Idroſee und Gardaſee (von Tione nach Riva in ſieben Stunden). Die gegen Norden immer an der Sarca fortlaufende Straße, der wir folgen, bringt uns durch das Val di Rendena nach Pinzolo und weiter nach Madonna di Campiglio.

Man hat das Rendenathal (das Thal der oberen Sarca) nicht unzutreffend „das Zillerthal Welſchlands" geheißen, weil es gleich dieſem faſt eben ſich hinzieht, rechts und links ſchöne Berghänge und im Hintergrunde Gletſcher hat. Es iſt zwiſchen die gewaltigen Bergmaſſen der Adamello- und Preſanellaalpen und der Brentagruppe eingebettet. Das Thal iſt ſehr bevölkert, Ortſchaft reiht ſich an Ortſchaft, und zahlloſe Alpenwirtſchaften werden an den wald- und wieſenreichen Berghängen weit hinauf ſichtbar, während die Straße ganze Wäldchen von Nußbäumen, Edelkaſtanien und Maulbeerbäumen durchzieht. Die wackeren, kernigen Bewohner ſind lebensfrohen Gemütes; die ſauberen Häuſer fallen angenehm auf. Ihre Sprache iſt wie in allen drei Thälern von Judikarien eine italieniſche Mundart, welche noch zahlreiche Wörter der lombardiſchen und ladiniſchen Mundart aufzuweiſen hat. Einſt blühte hier eine ganz eigenartige Poeſie, „Le Maitinade di Rendena", von den dörflichen Dichtern erſonnene Liebeslieder, die abends beim Klange der Guitarre vor den Fenſtern der Schönen ertönten.

Durch eine ganze Reihe von freundlichen Ortſchaften gelangen wir nach Pinzolo, dem Hauptorte des Thales, zwiſchen reichkultivierten Feldern und Baumgärten, an

der Vereinigung der beiden oberen Sarcathäler: nordweſtlich Val di Genova, nordöſtlich Val Nambino. Eine Viertelſtunde nördlich am Wege nach Campiglio liegt die merkwürdige Friedhofskirche San Vigilio, die an der Außenwand einen ſogenannten Totentanz aus der erſten

Blick auf die Bocca di Brenta.

Hälfte des 16. Jahrhunderts mit italieniſchen Verſen trägt. Die Gemeindeſtraße führt am linken Sarcaufer hinan zu einer Brücke, wo von Norden her das vom Nordarm der Sarca durchfloſſene Val Nambron in das vom Nordoſten her vom rechten Sarcaarm durchfloſſene Val Nambino einmündet, dem nun die Straße am rechten Ufer

folgt. Hier beginnt jene großartige Aussicht gegen Osten auf die Dolomittürme und Pyramiden, Kegel und Nadeln der Brentagruppe, wie nach Westen und Südwesten auf die riesigen Schnee- und Eisfelder des Adamello und der Presanella, welche diese Straße den berühmtesten Alpenstraßen an die Seite stellt. Wenn wir nach Süden zurückschauen, überblicken wir noch einmal das ganze, dunkelgrüne Rendenathal, das in der blauen Ferne die Berge des Idro- und Gardasees abschließen.

Am meisten hält uns im allmählichen Ansteigen die Brentagruppe gefesselt, in die wir von St. Antonio di Mavignola und über die Malga di Frate so recht frei hineinschauen können. Immer großartiger entfaltet sich das Panorama, das zumal in der Beleuchtung der untergehenden Sonne von geradezu berauschender Pracht ist. Besonders herrlich ist der Ausblick auf die Bocca di Brenta, einen unten breiten und bewaldeten, dann sich verengenden, mit chaotischen Felstrümmern bedeckten und endlich ganz oben von einem schimmernden Schneefelde ausgefüllten Einschnitt zwischen Cima Brenta alta (2967 Meter) und Cima Brenta bassa (2808 Meter), durch den der mühsame, aber höchst lohnende Jochübergang nach Molveno führt.

Bei einer Sägemühle überschreitet man die klare Sarca di Nambino und erblickt endlich in idyllischer Lage die Häusergruppe des Höhenkurortes Madonna di Campiglio (1515 Meter), der von dem alten, der Gottesmutter geweihten Kirchlein des ehemaligen Hospizes seinen Namen erhalten hat. Wo jetzt das „Grand Hôtel des Alpes" steht, befand sich einst ein Hospiz. Schon Bischof Konrad II. von Beseno (1188—1205) spricht davon als der Gründung eines Laien, zu seinem Seelenheil, zu Ehren Mariä und zur Pflege der Kranken, sowie zum Schutze der Reisenden in der unsicheren Paßgegend errichtet. 1212 kam es unter das Patronat der Bischöfe von Trient und

gewann an Ausdehnung und Beſitztum, ſo daß es in Arco, am Tonalepaß, in Pinzolo, bei Dimarò und an anderen Orten Filialen errichten konnte. In ſpäteren Jahrhunderten wurde aus dem Hoſpiz ein Beneſiziat für Weltgeiſtliche adeliger Abkunft, dann eine Pfründe des Domkapitels und zuletzt ein Zufluchtsort für arme Hirten, Köhler und Holzſchläger der Umgegend. Die Gebäude zerfielen, da kaufte ſie 1868 G. B. Righi aus Pinzolo an, der dann in den Baureſten des Hoſpizes ein beſcheidenes „Stabilimento alpino“ errichtete. Dieſe Alpenwirtſchaft brannte aber 1877 nieder, worauf Righi zwei Jahre ſpäter ein neues großes Haus unter teilweiſer Benutzung der alten Mauern aufführen ließ. Von ſeinen Erben kaufte es F. J. Oeſterreicher, der Beſitzer des „Hotel Trento“ in Trient, und ſchuf es zu einem Kurhotel um, das jährlich von mehr als 1200 Perſonen beſucht wird. Die anderen Gaſthäuſer des Ortes ſind im Hochſommer meiſt ebenfalls von Gäſten des „Grand Hôtel“ beſetzt. Das jetzige große Alpenhotel iſt um die alte Hoſpizkapelle angelegt, die nach den Kaufverträgen erhalten bleiben muß; die neue Kirche wurde 1895 eingeweiht.

Campiglio liegt höchſt anmutig auf einem grünen Wieſenplan, den dunkle Nadelwälder, von hübſchen Promenadenwegen durchzogen, und langgeſtreckte Bergrücken rings umgeben; eine Viertelſtunde unterhalb der Paßhöhe des Campo di Carlo Magno. Hier ſoll Karl der Große, deſſen Heerſcharen gleich denen Friedrich Barbaroſſas über dieſen Höhenrücken der Sage nach in das Land Italia zogen, ein feſtes Lager gehabt haben. Dieſer Paß bildet den Querſattel zwiſchen dem nördlichen Waldthal des Meledrio, das zum Val di Sole niederzieht, und dem ſüdlichen Nambinothal von Campiglio. Auf dem Boden des letzteren ſteht der Kurort. Zu ſeiner weſtlichen Begrenzung hat das Nambinothal den waldigen, ſteilen

Monte Spinale, zu ſeiner öſtlichen zwei Ausläufer des Preſanellaſtockes, den Monte Pancungolo und Monte Ritorto; mit einer Weſtwendung vereinigt es ſich mit dem Rendenathal. Der nahe Paßſattel bietet ſicheren Schutz gegen die Nordſtrömung, iſt durch das gegen Süden offene Hochthal dicht unter der Höhe einer vollen, langdauernden Beſonnung zugänglich und bewirkt durch die von ihr hervorgerufene tägliche Bewegung der Lokalwinde eine immerwährende erfriſchende und reinigende leichte Ventilation. In dem von der Sarca di Campiglio durchfloſſenen Thale wechſeln kräftige Alpenwieſen und Nadelholzwälder miteinander ab, ſtaubfreie und ſanft anſteigende Spaziergänge führen zu nahegelegenen Ausſichtspunkten auf die Gletſcher der großartigen Adamello-Preſanellagruppe und andererſeits auf die wildzerriſſenen Dolomitſtöcke der Brentagruppe.

Die geſamte Umgebung von Campiglio iſt ſo reich an Spaziergängen und näheren oder weiteren Ausflügen, daß wir nur einzelne davon hier hervorheben können. Ein bequemer Spaziergang führt uns auf das vorhin erwähnte Campo di Carlo Magno. Der Paß bildet ein Plateau und iſt die Waſſerſcheide zwiſchen Val di Sole und Val di Rendena. Auf ihm befindet ſich eine große Malga (Sennhütte) und ein kleiner See zu Füßen des ſteilen Mondifra; im Juni und Juli entfaltet ſich hier eine prächtige Alpenflora. Andere Spaziergänge führen uns zur Sarcaſchlucht mit Blick auf die Cima Toſa, zur Leipziger Bank mit ſchöner Ausſicht auf den Laresgletſcher und etwas weiter zu den verſchiedenen Ausſichtspunkten auf die Brentakette, zum Beiſpiel dem Meurerblick (eine Stunde ſüdlich). Man geht auf der alten Straße nach Pinzolo bis zum hölzernen Kreuz, wo man einen Prachtblick auf die gegenüber liegende Brentakette hat; von dort hat man noch zehn Minuten zum Meurerblick, wo man auf der einen

Aus der Umgegend von Madonna di Campiglio.

Seite die Brentakette und auf der anderen den Laresgletscher hat. Fünf Viertelstunden südlich von Campiglio befindet sich der Kaiserin Friedrichplatz (1282 Meter).

Der Weg dorthin führt südöstlich zum Albergo Romeo in Palù, hier nach links durch das Gehöft und gleich darauf rechts in südlicher Richtung den Saumpfad am linken Ufer der Sarca di Nambino abwärts, bald in den Wald an der Berglehne des Monte Spinale ob der Sarca, wo die Bärenquelle (mit Aussicht auf die Bocca di Brenta) entspringt. Hier geht es von der Sarca links ab, bei der Wegteilung rechts über den Wiesenplan und diesseits der Malga Frate einige Schritte links zu einem Platz mit Baumgruppe. Er bildete das Lieblingsziel der jetzigen Kaiserin Friedrich, während sie im Sommer 1885 noch als Kronprinzessin längere Zeit in Campiglio weilte. Von hier aus hat man die malerisch schönste Aussicht auf die über dem Nadelwalde aufsteigenden Felsenkolosse: links im Vordergrund die bewaldeten Hänge des Monte Sabione (2100 Meter), im Südwesten der Laresgletscher mit dem felsigen Crozzon del Diavolo (3015 Meter), weiter westlich die Cima di Lares (3354 Meter), gegen Süden hin der Corno di Lavento (3400 Meter), Monte Folletto (3296 Meter) und die Firnspitze des Carè alto (3465 Meter). Nach Südosten hin überschaut man die Brentagruppe, die firngekrönte Cima Tosa (3176 Meter), dem höchsten Gipfel der Brentagruppe; davor die jähen Wände des Crozzon di Brenta (3123 Meter), gegen Südosten zurücktretend das Thor der Bocca di Brenta (2553 Meter), über dem Beschauer im Südosten die Cima di Campiglio (2967 Meter) und hinter ihr auf dem gleichen Massiv die weiße Cima Vallesinella (3121 Meter).

Durchaus bequem ist auch der Weg zu den drei Wasserfällen im Vallesinella, auf dem man die eine Eigenart der Gegend bildenden urwaldartigen Dickichte kennen lernt.

Die bis zum Boden ſich herabſenkenden Aeſte der Rieſentannen und Arven ſind über und über mit Moos und Flechten behangen, und dies Gewirr iſt ſtellenweiſe völlig undurchdringlich. Herrliche Ausflugspunkte bilden auch die verſchiedenen Seen der Umgegend, der Nambino-, Ritorto- und Malghettoſee, von denen der letztere der bedeutendſte und ſchönſte und in etwa 2¾ Stunden zu erreichen iſt. Alle drei liegen in hochalpiner Felſenwildnis, einſam und weltabgeſchieden. Die beliebteſte Bergtour der Kurgäſte bildet die in anderthalb Stunden zu bewerkſtelligende Erſteigung der Weſtſpitze (2103 Meter) des Monte Spinale, die ganz und gar nicht anſtrengend iſt und den Beſucher zu einer der ſchönſten Ausſichten in ganz Südtirol bringt. Das Panorama, das von dort oben ſich vor unſeren entzückten Blicken ausbreitet, reicht im Nordweſten bis zu den ſchneeleuchtenden Ortler- und Oetzthaler Alpen. Madonna di Campiglio bildet aber zugleich auch einen der günſtigſten Standorte für die Hochtouriſten.

Berühmte Eisenbahnunfälle.

Skizze aus dem Verkehrsleben. Von **E. D. Hopp.**

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die letzten Jahre zeichneten sich in Deutschland höchst unliebsam durch zahlreiche Eisenbahnunfälle aus, und die Presse erhob darob laute Klage. Man bedenkt bei der Kritik dieser traurigen Ereignisse aber gewöhnlich nicht, daß heutzutage so viele Millionen reisen, wie früher Hunderttausende, daß der Verkehr von Jahr zu Jahr steigt und mit ihm naturgemäß die Unglücksfälle. Es ist im Gegenteil zu verwundern, daß verhältnismäßig so wenig Reisende umkommen, viel weniger als einst zur Zeit der Postkutsche. Im ganzen hat sich die Sicherheit für Leib und Leben auf den Eisenbahnen beständig vermehrt. Im Jahre 1860 wurde nach statistischer Berechnung von 8,708,411 Eisenbahnpassagieren einer durch Unfall getötet; heute nur noch einer von 26½ Millionen Reisender.

Falsche Weichenstellung, Achsenbruch, Entgleisung bei starken Kurven, besonders bei S-förmigen Krümmungen des Eisenbahnkörpers, Zusammenstoß durch falsche oder

mißverſtandene Signale oder bei ſtarkem Nebel ſind die gewöhnlichſten Urſachen. In Amerika, wo es nur Privatbahnen giebt, iſt einesteils der Mangel an Ordnung und Pünktlichkeit, andernteils aber auch das ſchlechte Material und die zu leichte Konſtruktion des Unterbaues der Grund für zahlreiche Eiſenbahnunfälle. Das Einſtürzen von Brücken, während ein vollbeſetzter Zug darüber fährt, iſt eine beſondere Spezialität der amerikaniſchen Eiſen-

Entgleiſung bei Heathfield.
Nach einer Photographie von Lankeſter, Tunbridge Wells.

bahnunfälle. In England waren Bahnunfälle in den ſechziger Jahren ſo häufig, daß die Königin einen Brief an die Bahndirektionen richtete und ſie erſuchte, auf die Erhaltung des Lebens der Bahnpaſſagiere ihr Augenmerk ſo ſorgſam zu richten, als ob es ſich um ihr eigenes Leben handle.

In der That haben ſich ſeitdem dort die großen Unfälle in bemerkenswerter Weiſe vermindert. Doppelte Geleiſe, Vermeidung von Kurven, verbeſſerter Signaldienſt,

aufmerksame telegraphische Benachrichtigung, Vermehrung und Neuerfindung von Bremsvorrichtungen, solider Unterbau und manche andere Verbesserungen und Umgestaltungen haben im Laufe der Jahre solche Fortschritte im Eisenbahnwesen hervorgerufen, daß große Unfälle zu den Seltenheiten gehören. Ganz werden sie sich ja nie ver-

Die Kurve bei Heathfield, wo das Unglück geschah.
Nach einer Photographie von Lankester, Tunbridge Wells.

meiden lassen; je zahlreicher das Publikum die Bahnen benutzt, desto schwieriger wird es, sie völlig zu verhindern.

Eine Sammlung englischer, an Ort und Stelle aufgenommener Photographien ermöglicht es uns, interessante Bilder der Hauptunfälle zu geben, die sich in Großbritannien und Irland im Laufe der letzten Jahrzehnte ereigneten.

Zwischen Heathfield und Mayfield an der Eastbourne-Teilstrecke der London-Brighton- und Südküsten-Eisenbahn schlängelt sich der Eisenbahndamm in vielfachen Windungen durch die anmutig grünen Thäler. Die scharfen Krümmungen, die dort zur Umgehung der teilweise steilen Hügel aufeinander folgen, wurden im Jahre 1876 Ver-

Das Unglück bei Armagh.
Nach einer Photographie von Hunter & Co in Armagh.

anlassung zu einem schweren Unfall. Der größere Teil des Zuges lief nämlich beim Passieren einer Kurve die steile Böschung hinab. In welcher Verfassung die Wagen unten anlangten und zersplittert wurden, zeigt unsere Abbildung. Glücklicherweise war die Lokomotive sofort umgesunken, so daß wenigstens kein Feuer ausbrechen konnte. Die Kurve, welche die Ursache dieser Entgleisung wurde, zeigt die folgende Abbildung. Obwohl fünf Wagen hierbei zertrümmert wurden,

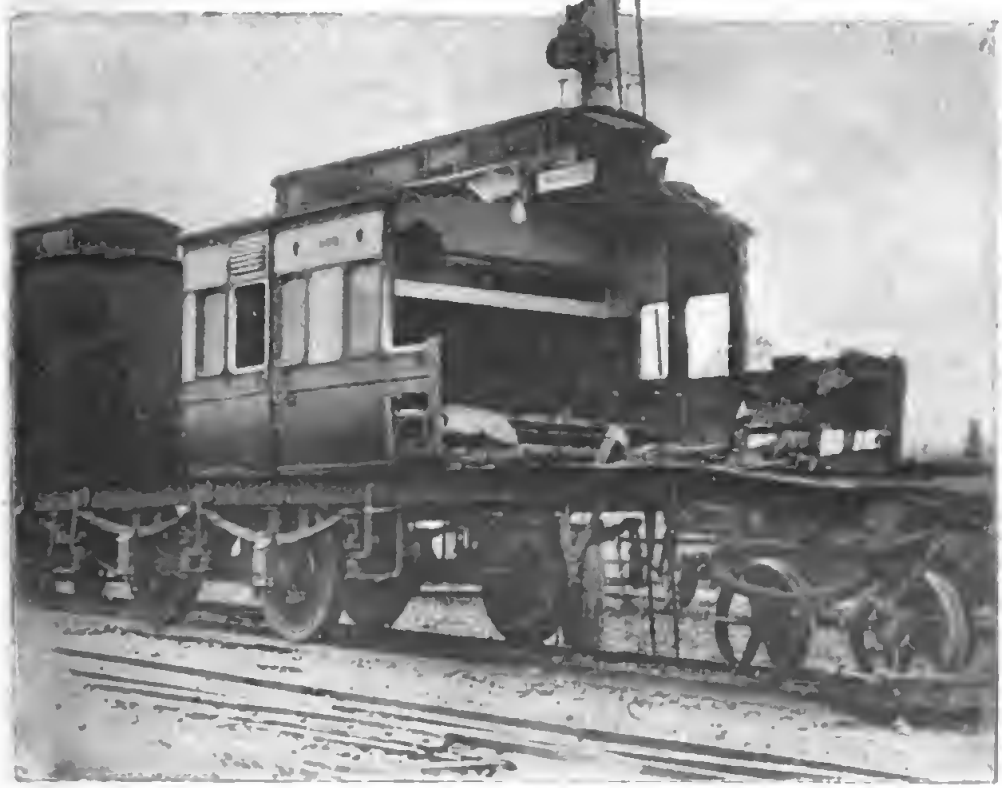
ward doch nur der Lokomotivführer getötet; zwar erlitten viele Passagiere ernsthafte Verletzungen, Arm- und Beinbrüche, und die Gesellschaft mußte nach deutschem Gelde für 260,000 Mark Entschädigungen zahlen, doch darf man vom Glück im Unglück reden. Bei der Höhe des Dammes wäre ein großer Menschenverlust ebensowohl möglich ge-

Zusammenstoß bei Norton Fitzwarren: Die Lokomotiven der beiden Züge.
Nach einer Photographie von Petherick in Taunton.

wesen. Der Lokomotivführer büßte sein Leben ein, weil er zur unrechten Zeit absprang, er wäre vielleicht gerettet worden, wenn er auf seiner Maschine geblieben wäre. Die Passagiere wurden fürchterlich umhergeschleudert und durcheinander geworfen, die meisten kamen indessen mit Hautabschürfungen und blauen Flecken davon.

Viel trauriger war das Armagh-Eisenbahnunglück,

das 1889 am 12. Juni in Irland ſtattfand. Nach dem Einſturz der Firth of Forth-Brücke, die 74 Menſchen das Leben koſtete, iſt der Armagh-Fall ſeit vielen Jahren der verluſtreichſte und jämmerlichſte gewesen. — Die Sonntagsſchulen der Stadt Armagh im nördlichen Irland hatten an dieſem Tage einen Ausflug nach Warren-point an der Carlingford-Bai unternommen. Die Zahl der Kinder, die ſich dabei beteiligten, betrug 1178,



Zuſammenſtoß bei Norton Fitzwarren: Ein Wagen des Schnellzuges.
Nach einer Photographie von Petherick in Taunton.

dazu kamen dann noch Lehrer und Lehrerinnen, ſo daß im ganzen 1207 Perſonen zu befördern waren. Die dreizehn Wagen, die zu dem Zuge benutzt wurden, konnten indeſſen nur 940 faſſen, obwohl man die einzelnen Abteile möglichſt ſtark beſetzt hatte. In Armagh zweifelte ein Eiſen-

bahnbeamter daran, daß eine einzige und noch dazu alte und verbrauchte Maschine den Zug zu schleppen im stande sei, zumal, da hinter dem Annaclare-Flüßchen eine starke Steigung überwunden werden mußte; aber der Lokomotivführer glaubte, die Maschine würde es leisten können, und machte sich trotz aller Mahnungen des erwähnten

Die in Brand geratenen Trümmer des „fliegenden Schotten" bei Thirsk.
Nach einer Photographie von Clarke in Thirsk.

Beamten auf die Reise, die in langsamem Tempo vor sich ging.

Es kam indessen, wie der Beamte es vorausgesagt hatte; an der Steigung versagte die alte Lokomotive, und bei dem Versuche, die Höhe zu erklimmen, ging der über die Maßen schwer beladene Zug zuerst langsam, dann immer rascher zurück und stieß endlich, da die Bremsen völlig versagten, auf den gewöhnlichen Passagierzug, der unterdessen von Armagh abgegangen war. Die Folgen waren entsetzlich. Alle Wagen des Vergnügungszuges

wurden zerstört, an 400 Personen, meistens Kinder, wurden mehr oder weniger stark verletzt und 80 getötet. Zwischen den Trümmerhaufen lagen die kleinen Leichen, viele zerrissen und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und bald nach Bekanntwerden des Unglücks wälzte sich eine jammernde Volksmenge von Tausenden aus den Thoren der Stadt Armagh. Das Rettungswerk war schwer und

Die Reste des Schlafwagens nach dem Unglück bei Thirsk.
Nach einer Photographie von Clarke in Thirsk.

konnte nur langsam und vorsichtig verrichtet werden; denn von den noch Lebenden waren viele in den Trümmermassen eingekeilt und wurden von ihnen gleichsam gefangen gehalten, so daß sie nur nach langen Arbeiten befreit werden konnten.

Ein Soldat, Namens Cox, der den Zug der Ausflügler begleitet hatte, benahm sich kurz vor der Katastrophe, deren Eintritt er vorausgesehen hatte, mit großer Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Er öffnete eine der Thüren, stellte

sich auf das Trittbrett und ließ die Kinder, die sich in seinem Abteil befanden, eines nach dem anderen vorsichtig auf die Böschung niederfallen. Auf solche Weise rettete er elf Kinder; die Kleinen fielen in das Gras und wurden fast gar nicht beschädigt. Er selbst sprang kurz vor dem Zusammenstoß noch zur rechten Zeit ab. Uebrigens wird in amerikanischen Schulen, wie wir hier beifügen wollen, die richtige Art des Abspringens von einem in Bewegung befindlichen Zuge vielfach geübt.

Die Lokomotive nach dem Zusammenstoß bei Thirsk.
Nach einer Photographie von Clarke in Thirsk.

Das Geheimnis, abzuspringen, ohne sich zu schädigen, besteht darin, daß man zusammengekauert und gebückt, wie ein Sack, den man fallen läßt, niedergleitet; nach einiger Uebung läßt sich dies unschwer erreichen; besonders leicht und gefahrlos kann der letzte Wagen eines Zuges auf solche Weise verlassen werden.

Im November des Jahres 1890 stieß bei Norton Fitzwarren in der Nähe von Taunton der von Plymouth kommende Schnellzug auf einen Güterzug. Es war gegen zwei Uhr morgens; der Signalbeamte erhielt das Zeichen,

daß der Schnellzug nahe. Ohne an den Güterzug zu denken, der noch kurz vor dem Bahnhofe auf demſelben Geleiſe hielt, gab er das Zeichen, daß das Geleiſe frei ſei. Dieſer verhängnisvolle Irrtum veranlaßte einen entſetzlichen Zuſammenſtoß. Der Schnellzug ſauſte mit voller Wucht in den ſchweren Güterzug hinein. Die Lokomotiven

Eiſenbahnunfall bei Dunbar.
Nach einer Photographie von W. Crooke in Edinburgh.

der beiden Züge keilten ſich feſt ineinander, eine Anzahl Wagen wurde zerſchmettert. Fünf Südafrikaner, die eben in Plymouth angelangt waren und nach London reiſten — ſie kamen aus den Goldminen und brachten reichen Gewinn nach Hauſe — wurden ſofort getötet, ebenſo vier Kartenſpieler im zweiten Abteil. Der fünfte, der mitgeſpielt hatte und tüchtig gerupft worden war, hatte ſich

aus Aerger über seinen Verlust vor kaum fünf Minuten in das Rauchcoupé begeben. Das rettete ihm das Leben. Der Lokomotivführer, der schon zweimal an einem Unfall teilgenommen hatte, wurde schwer verwundet, kam aber auch diesmal mit dem Leben davon. Die Gewalt des

Der Zusammenstoß in Chelmford.
Nach einer Photographie von Leech in Macclesfield.

Zusammenstoßes wird durch unsere beiden photographischen Aufnahmen klargestellt; die eine zeigt den Zustand der beiden Maschinen, die andere giebt eine Darstellung des Wagens, in dem die Südafrikaner und die Kartenspieler saßen. Wunderbarerweise blieb im nächsten Wagen ein Abteil so gut wie völlig unversehrt, selbst die Fenster waren nicht entzwei gegangen, und die Frauen und Kinder,

die in demſelben geſeſſen hatten, erlitten keinerlei Beſchädigungen.

Bei Thirsk auf der nordöſtlichen Bahn ſtießen am 2. November 1892 in ganz ähnlicher Weiſe zwei Züge zuſammen, ein noch im Bahnhofe ſtehender Güterzug und der ſogenannte „fliegende Schotte“, der von Edinburgh nach London fährt, der ſchnellſte Zug, den es in Großbritannien giebt. Diesmal war teils dichter Nebel, teils die Schläfrigkeit des Signalbeamten die Schuld. Der „fliegende Schotte“ hatte ſoeben ſeine größte Schnelligkeit, die einige 90 Kilometer in der Stunde ausmacht, erreicht, und dementſprechend waren die Folgen des Zuſammenſtoßes gräßlich. Die Wagen wurden mit Ausnahme eines langen Schlafwagens ſämtlich in eine formloſe Maſſe von zerſplitterten Holz- und Eiſenteilen zuſammengeworfen. Dazu brach noch Feuer aus, das in kurzer

Entgleiſung bei Bullhouſe Bridge.
Nach einer Photographie von Bamforth in Holmfirth.

Frist das Zerstörungswerk vollendete. Der schuldige Signalbeamte führte zu seiner Entlastung an, er sei seit sechs Uhr morgens ohne Unterbrechung im Dienst gewesen, auch sei sein Kind in der Nacht vorher gestorben, so daß er an völliger physischer und geistiger Erschöpfung litt. Er hatte dem Stationsvorsteher dies gemeldet, hatte aber seinen Dienst trotzdem weiter versehen müssen, da sich kein Stellvertreter für ihn fand. In der Untersuchung, die angestellt wurde, erhielt die Eisenbahnverwaltung einen scharfen Verweis wegen mangelnder Umsicht und Arbeitsüberbürdung des Beamten. In der That sind gerade die Eisenbahnbeamten oft so stark überlastet, daß die Schuld nicht allein sie trifft, sondern in weit höherem Maße allzu sparsame Verwaltungen der Bahnen, die auf hohe Dividenden an die Aktionäre versessen sind und darum das Leben von Hunderten leichtsinnig gefährden.

Wie bei so vielen Unfällen, spielt auch bei den Eisenbahnzusammenstößen und -entgleisungen der Zufall eine merkwürdige Rolle. Bei dem Unglück in Dunbar, das dadurch verursacht worden war, daß sich ein Güterwagen, der schlecht angekoppelt war, losgemacht hatte und nun im Wege stand, ereignete es sich, daß die erste Lokomotive verhältnismäßig nur geringen Schaden erlitt, während die zweite völlig zerstört wurde. Von zwei Schwestern, die nebeneinander saßen und soeben ihren Platz getauscht hatten, wurde die am Fenster befindliche sofort getötet, während die andere unversehrt blieb.

Das Eisenbahnunglück bei Dunbar forderte merkwürdigerweise wenig Opfer; bei einem ganz ähnlichen, das sich vier Jahre zuvor bei Chelmford ereignet hatte — der Sturm hatte einen Güterwagen auf das Hauptgeleise getrieben — waren die Folgen weit schlimmer. Der Schnellzug stieß auf den Wagen, der im Wege stand, hüpfte förmlich über ihn weg und sank dann zum Teil als form-

loſe Maſſe zuſammen. Die Zerſtörung, die hierdurch angerichtet wurde, war unbeſchreiblich. Der Lokomotivführer wurde wie ein Ball über eine Hecke weg in ein eben ge-

Zuſammenſtoß in New Croß.
Nach einer Photographie von Thiele.

pflügtes Ackerfeld hineingeſchleudert und kam mit einigen leichten Verletzungen davon. Ein Teil des Stationsgebäudes wurde eingeſtoßen. Einige Wagen erlitten nur geringfügige Beſchädigungen, während andere gänzlich zer-

schmettert wurden. Einige Räder fand man siebzig Fuß entfernt am Wege liegen. Vierzehn Personen wurden getötet und siebenundvierzig mehr oder minder schwer verletzt; es war fast ein Wunder, daß nicht alle ums Leben kamen.

Die Entgleisung bei Bullhouse Bridge, die vierzehn Menschen das Leben kostete, entstand dadurch, daß der Zugführer, der einen Güterzug auf ein zweites Geleise zu leiten hatte, der Meinung war, dies sei geschehen. Der Sturm heulte, und der Schnee fiel in großen Flocken herab, auch war die Beleuchtung eine unzureichende. So kam es, daß zwei Wagen auf dem Geleise verblieben, das der Schnellzug zu kreuzen hatte. Die Lokomotive mit dem Tender und vier Wagen sprang die Böschung hinab und blieb zerschmettert liegen. Sonderbarerweise ereignete sich zehn Minuten später ein zweiter Unfall. Eine Lokomotive wurde abgesandt, um von der nächsten größeren Station Hilfe herbeizuholen, und stieß mit dem von Leeds kommenden Schnellzug zusammen. Die Linie geriet so in Verruf, daß der Verkehr wochenlang ins Stocken geriet.

Daß übrigens nicht nur bei schnellfahrenden, sondern auch bei langsamen Personenzügen durch Zusammenstoß großes Unheil angerichtet werden kann, bewies ein neuerlicher Unfall in New Croß. Bei Regen und Nebel fuhren zwei Züge gegeneinander, und obwohl beide mit aller Kraft bremsten und in langsamstem Tempo anstießen, wurde doch der letzte Wagen des einen Zuges wie ein Kartenhaus eingestoßen. Drei Personen fanden dabei ihren Tod.

Werden sich, wie schon eingangs erwähnt, derartige Katastrophen auch nie ganz verhindern lassen, so ist es doch Pflicht einer jeden Bahnverwaltung, alles, was in ihrer Macht steht, zu thun, um derartige traurige Vorkommnisse immer seltener zu machen.

Mannigfaltiges.

Eine Menschen- und Hundegeschichte. — Gerade die scheinbar kleinsten Ursachen sind oftmals Veranlassung, im Leben eines Menschen einen Wechsel herbeizuführen, von dem sich der Betreffende niemals hätte etwas träumen lassen. Eine hübsche, in dieses Kapitel einschlägige Geschichte ist folgende.

Einer der beliebtesten russischen Dramatiker schrieb ein Schauspiel, das den sonderbaren Titel „Hundegebell" trug und für das Nationaltheater in Moskau bestimmt war. Bei dem hervorragenden Namen des Verfassers sah man dem Erscheinen des Stückes mit großem Interesse entgegen. In den spannendsten Scenen sollte, wie unter anderem auch schon der Titel verriet, ein Hund mitwirken, der durch sein Gebell die interessantesten Verwickelungen der Handlung zu lösen hatte. Wie dies aber anfangen, darüber war sich der Dichter vorläufig noch nicht klar. Ein Tier abzurichten, damit es bei dem Stichwort auf die gegebene Sekunde seine Hundesprache hören ließe, hatte sich trotz aller Versuche bisher als unmöglich erwiesen. Kurz: guter Rat war teuer. Ganz Moskau sprach von dem „Hundegebell" und den sich seiner Aufführung entgegenstellenden Schwierigkeiten.

Da ließ sich eines Tages bei dem Verfasser ein junger Mensch anmelden, der ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünschte. Der Fremde wurde vorgelassen und stellte sich vor den Schreibtisch, an dem der Dichter saß.

„Wer sind Sie und was wünschen Sie?"

„Entschuldigen Sie," brachte der Unbekannte mit zaghafter Stimme hervor, „ich bin ein Kulissenschieber vom Nationaltheater und weiß also, in welcher Verlegenheit Sie wegen der Aufführung Ihres „Hundegebells" sich befinden."

„Das ist leider so. Es ist eben absolut nichts zu machen."

„Vielleicht doch. Ich möchte mich Ihnen nämlich als Hund anbieten," sagte der Fremde schüchtern. „Sehen Sie," fuhr er fort, „ich kann nämlich bellen, so natürlich wie ein Hund. Sie sollten nur einmal die Hunde sehen in der Krutitzkajastraße, wo ich wohne. Wie toll gebärden sie sich, schon wenn sie mich erblicken und ich ihnen dann ihre Sprache nachahme."

Hier machte er eine Probe, und diese bestätigte, was er gesagt, vollkommen.

„Gut," sagte der Dichter, „Sie sind engagiert. Ich werde Ihnen Nachricht geben, sobald die ersten Proben stattfinden."

Der junge Mensch war glückselig. „Ein Meisterstück soll's werden, Herr! Verlassen Sie sich darauf."

„Hoffen wir das," versetzte der Dichter.

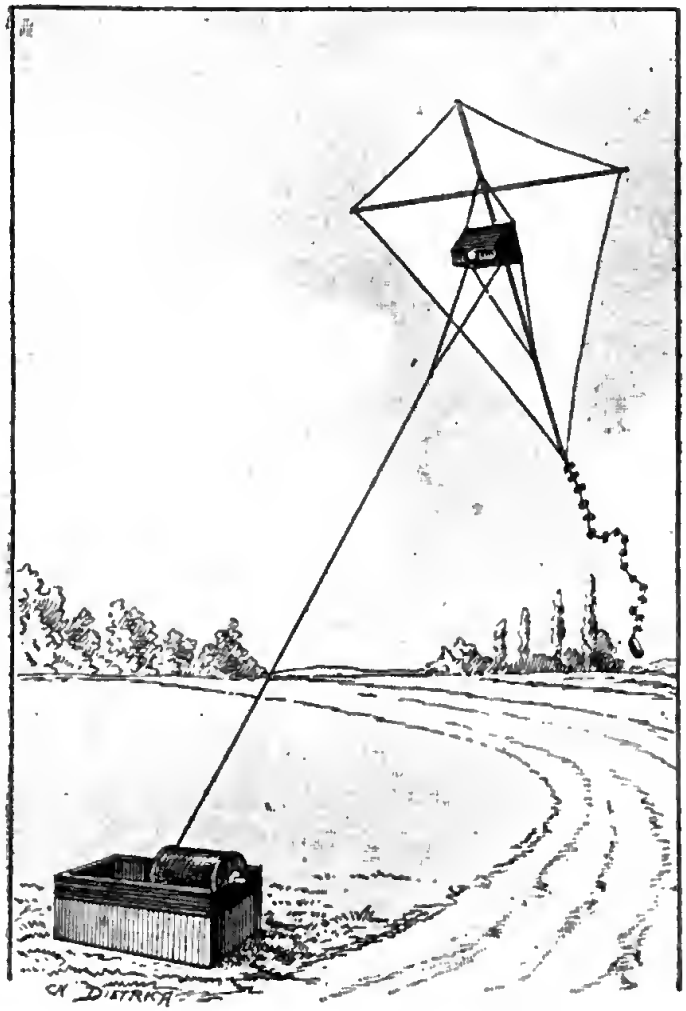
Und in der That — das Stück gelang glänzend. Das „Hundegebell" stand lange Zeit hindurch auf dem Repertoire und erlebte Hunderte von Wiederholungen.

Den größten Beifall erntete der Hund. Zwar war er für das Publikum nicht sichtbar, aber in der täuschenden Art und Weise und besonders in der Präzision, mit der er sein „Hundegebelfer" wiedergab, lag der Haupterfolg des Stückes.

Durch die Gabe, daß der Mann bellen konnte wie ein Hund, hatte sich ihm ein Erwerb erschlossen, der aller Not mit einem Schlage ein Ende setzte. Dadurch ermutigt, hing er seinen bisherigen Beruf an den Nagel, und aus ihm, der mit der Rolle eines Hundes hinter den Kulissen angefangen hatte, wurde der spätere berühmte russische Komiker Orlansky. —ll.

Neue Erfindungen: I. Der Flugdrache als Photograph. — Man hat in den letzten Jahren begonnen, den Flugdrachen, das bekannte Spielzeug unserer Knaben, nicht nur bei meteorologischen Untersuchungen der höheren Luftschichten zu verwerten, sondern ihn auch an Stelle des Fesselballons zum Auskundschaften der feindlichen Stellungen und zum Geben von

Signalen der Kriegstechnik dienstbar zu machen. Im Heere der nordamerikanischen Union benutzt man zum Signalisieren den malaiischen Drachen, der unserem Kinderdrachen ganz ähnlich sieht, aber keinen Schwanz hat, und den der Amerikaner Eddy mit einigen Verbesserungen in der Konstruktion versah. Man



Der Flugdrache als Photograph.

läßt mehrere solcher Drachen von verschiedener Steigkraft nacheinander auf, wobei einer immer mit dem nächsten verbunden, bis der nötige Zug vorhanden ist, das heißt bis die Drachen im stande sind, ein ansehnliches Gewicht zu tragen, ohne aus ihrer Höhe herabzusinken. Von drei bis fünf Drachen (Größe: 2 bis 5 Meter) kann schon ein ziemliches Gewicht getragen und

eine Höhe bis zu 1000 Meter erreicht werden. An dem Klaviersaitendraht, den man ſtets an Stelle der Leine gebraucht, wenn es ſich um größere Höhen handelt, wird nun unterhalb des letzten Drachens ein Bambusgeſtell angebracht, an dem man Flaggen wie an einem Schiffsmaſt hinauf- und hinunterziehen kann. Auf dieſe Art laſſen ſich ohne weiteres alle in der Marine üblichen Signale geben; bei Nacht tritt natürlich an Stelle der Flaggen das Licht. In ähnlicher Weiſe kann man nun auch den Drachen bei Tage einen photographiſchen Apparat mit in die Höhe nehmen laſſen, der die feindlichen Stellungen aufnehmen ſoll. Der Apparat hängt an dem Geſtell des Drachens und wird durch den iſolierten Leitungsdraht (überſponnener Kupferdraht) von unten in die nötige Richtung eingeſtellt, auch das Auslöſen des Verſchluſſes erfolgt auf elektriſchem Wege. Ob die Aufnahmen gut ausfallen, hängt weſentlich von der Steigrichtung und dem Stande der Sonne ab. Ein Druck unten, alsdann öffnet ſich das Objektiv der mit dem Drachen in den Lüften ſchwebenden Camera obſcura, und eine Momentaufnahme iſt gemacht. Nachdem man den Drachen mittels der Kurbelvorrichtung wieder zur Erde gezogen und die Bromſilber-Gelatineplatte entwickelt hat, ſieht man auf der Platte getreulich alles, was das künſtliche Auge des Drachen aus der Höhe erblickt hat.

E. Wenz hat neuerdings einen etwas vereinfachten Apparat dieſer Art hergeſtellt, den unſere Abbildung zur Anſchauung bringt, und der ſich auch für Privatzwecke vorteilhaft verwenden läßt. Hierbei gelangt nur ein einziger Drache zum Aufſtieg; er beſteht aus einem etwa 2 Meter langen Bambuskreuz, das mit gefirnißtem Kattun beſpannt iſt und unten einen Schwanz mit eingeknoteten Zeugſtücken trägt. Der Momentapparat hängt an dem Kreuzungspunkte der Stäbe. Sein Verſchluß wird durch einen Faden feſtgehalten, der nach einer vorher genau zu beſtimmenden Zeit durch einen beim Auflaſſen angezündeten Zündfaden verbrennt. Dies iſt einfacher und weniger koſtſpielig wie das Auslöſen des Verſchluſſes auf elektriſchem Wege. Man erhielt auf dieſe Weiſe vorzügliche Geländeaufnahmen aus der Vogelperſpektive. Fr. R.

II. Der Freya-Kamm. — Ein in der Damenwelt längſt gefühltes Bedürfnis befriedigt ein unter dem Namen „Freya-Kamm" von der Firma Moosdorf & Hochhäusler in Berlin vor kurzem in den Handel gebrachtes Inſtrument. Es trocknet das Haar in kürzeſter Zeit. Die beſte Pflege des Haares iſt Reinlichkeit durch öfteres Waſchen. Alle Oele und ſonſtigen zur Pflege der Haare dienenden Ingredienzien können das Gegenteil von dem bewirken, was ſie ſollen, wenn ſie mit Staub vermiſcht in Zerſetzung übergehen und dem im reinlichen Zuſtande ſo angenehm duftenden Haare einen widerlichen Geruch verleihen.

Der Freya-Kamm.

Das tägliche Waſchen und raſche Trocknen der Haare iſt nun eine leichte Mühe, wenn man ſich des Freya-Kammes bedient. Derſelbe beſteht aus einem vernickelten Behälter, gefüllt mit einer chemiſchen Subſtanz, welche bei Erwärmung ſchmilzt, hierauf eine große Menge Wärme abſorbiert und dieſelbe auf lange Zeit gebunden hält. Der Apparat wird 5 Minuten in kochendes Waſſer gelegt und bleibt über eine Stunde warm. Eine Erneuerung der chemiſchen Subſtanz iſt nie notwendig, da dieſelbe ihre Wirkung nicht verliert.

Das hochnotpeinliche Halsgericht. — Der Menſch iſt gern geneigt, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen und ſich in die Zeit früherer Jahrhunderte zurückzuverſetzen. Meiſt iſt es auch die ſogenannte „alte gute Zeit", an der in dieſer Hinſicht viel geſündigt wird. Die meiſten der in früheren

Zeiten geübten Gebräuche würden uns heute ſicherlich nicht mehr gefallen; welch ein gewaltiger Unterſchied beſteht zum Beiſpiel zwiſchen dem früheren Gerichtsverfahren und unſerem heutigen Strafgeſetzbuch!

Schauerlich intereſſant iſt es, wenn wir heute Karls V. „hochnotpeinliches Halsgericht", genannt Karolina, betrachten, welches in einigen deutſchen Ländern noch bis in unſer Jahrhundert Gültigkeit hatte.

Das „Hochnotpeinliche" huldigte der ſogenannten „Abſchreckungstheorie"; ſchon geringe Vergehen wurden mit dem Strange beſtraft, auf Mord, an einem Kinde begangen, ſtand Lebendigbegrabenwerden und Pfählen, auf Ehebruch das Säcken, auf Brandſtiftung Lebendigverbrennen, und ſo waren alle Strafen „peinlich", das heißt es waren ſolche, die am Leibe Pein verurſachten.

Wenn man bedenkt, daß die Angeklagten zu jener Zeit durch die Folter zum Geſtändnis gezwungen, daß ſie vor der Hinrichtung mit glühenden Zangen zerfleiſcht wurden und daß dem Todesſtreiche die Todespein, das hochnotpeinliche Halsgericht, vorausging, ſo kann man es nur ein Glück nennen, daß dieſes Verfahren eingeſtellt iſt. In einer — das ſei zugegeben — an Kriegen und Roheiten überreichen Zeit, wo Leben und Eigentum keine Achtung hatten, bedurfte es ja allerdings ſtrenger Maßnahmen, und wir laſſen es dahingeſtellt, ob die Karolina für jene Zeit nicht eine Notwendigkeit war.

Einer jedesmaligen Hinrichtung ging, wie geſagt, das hochnotpeinliche Halsgericht voraus. Es war dies ein öffentliches Anklageverfahren, welches gegen den Angeklagten unter freiem Himmel ſtattfand. Betrachten wir an Hand eines noch vorhandenen Aktenmaterials ein ſolches Halsgericht, welches am 20. Auguſt 1748 in einem ſächſiſchen Städtchen vollzogen wurde.

Der genannte Tag war feſtgeſetzt zur Vollſtreckung des Todesurteils an einer des Diebſtahls bezichtigten Magd; auf öffentlichem Markte ſollte beſtimmungsgemäß die Exekution vor ſich gehen. Demzufolge hatte ſich des Morgens früh ſechs Uhr das zuſtändige Landgericht, beſtehend aus drei Perſonen desſelben und vier Landgerichtsſchöffen, dorthin begeben, wo dann vor dem

Rathause zur Abhaltung des hochnotpeinlichen Halsgerichts ein schwarzbehängter Tisch nebst Stühlen aufgestellt war. Auf dem Tisch lagen ein eiserner Handschuh, ein Schwert in der Scheide und ein weißer Stab. Die Herren des Landgerichts setzten sich so nieder, daß der Landrichter den Rücken zum Rathause wendete, an den Querseiten sich die Beisitzer gegenüber saßen und der Protokollführer an der anderen Breitseite Platz nahm.

Als nun die Sünderin, Anna Stechbach, durch das dazu ernannte Kommando der Bürgergarde unter Begleitung des Geistlichen, mit Vorsingen der Schulkinder, auf den Markt und in den Kreis der bewaffneten Bürgerschaft gebracht worden war, so nahm die „Hegung des Hochnotpeinlichen" ihren Anfang. Der Landrichter und die zur Linken sitzenden Schöffen hielten folgende Zwiesprache.

Landrichter: „Ich frage die Herren Gerichtsschöffen, ob es Zeit sei, daß ich das hochnotpeinliche Halsgericht hegen möge, jeder nach seinem Recht, nach peinlicher Art?"

Erster Schöffe: „Herr Landrichter, derweil Ihm die Gerichte anbefohlen und heute vorhanden sind, welche hochnotpeinlich Halsgericht begehren, so ist es an der Zeit, daß es endlich gehegt werden möge, einem jeden zu seinem Rechte, nach peinlicher Art."

Landrichter (zum zweiten Schöffen): „Herr Gerichtsschöffe, ich frage Ihn, wie das hochnotpeinliche Halsgericht ich hegen soll, einem jeden zum Rechte, nach peinlicher Art?"

Zweiter Schöffe: „Herr Landrichter, hege Er selbiges mit Urteil und Recht zum erstenmal, mit Urteil und Recht zum zweitenmal, mit Urteil und Recht zum drittenmal. Er gebiete Recht und verbiete Unrecht und Dinges Unlust, und daß niemand eines anderen Wort vor Gericht rede, er thue es denn mit Gerichts Urlaub."

Darauf erhob sich der Landrichter mit den Schöffen, ersterer legte den eisernen Handschuh an, ergriff das Schwert und ließ die Scheide von dem Gerichtsdiener hinter sich abziehen. Dann nahm er das entblößte Schwert samt dem weißen Stab in die rechte Hand und hegte stehend folgendermaßen Gericht: „So hege ich demnach ein hochnotpeinliches Halsgericht mit Urteil und

Recht zum erſten-, zum zweiten-, zum drittenmal; ich gebiete Recht und verbiete Unrecht und Dinges Unluſt, nur daß niemand vor gehegte Bank trete und ſein ſelbſt oder eines anderen Wort rede, er thue es denn mit Gerichts Urlaub."

Nach weiteren Geſprächen mit den Schöffen wurde der Fron gerufen, der das Urteil der Menge mit lauter Stimme verkündete.

Nachdem dies geſchehen war, trat der Scharfrichter vor, der alſo ſprach: „Herr Landrichter, ich bitte um Gunſt und Urlaub, daß vor dieſes hochnotpeinliche Halsgericht ich treten und reden möge, wie Recht iſt."

Landrichter: „Es ſei dir vergönnt."

Scharfrichter: „Herr Richter, ich klage peinlich an gegenwärtige Sünderin Anna Stechbach, ſo ſie wider das ſiebente Gebot geſündigt hat und geſtohlen, auch beim Stehlen Wache geſtanden, ich klage ſie an zum erſtenmal, zum zweitenmal, ich klage ſie an zum drittenmal, an Hals und Leib und alles, was ſie um und an hat, damit ſoll ſie bezahlen dieſen Tag."

Der Protokollführer verlas alsdann ein Schriftſtück, in welcher die Angeſchuldigte der Entwendung von zehn Thaler acht Silbergroſchen geſtändig, laut und vernehmlich, worauf der Landrichter die Angeklagte befragt: „Bekennſt du dich zu deiner Ausſage vor gegenwärtigem hochnotpeinlichen Halsgericht nochmals?"

Nachdem dieſe mit deutlichem Ja geantwortet hat, fährt der Scharfrichter als „peinlicher" Ankläger fort: „Herr Landrichter, dieweil die peinlich angeklagte Sünderin, Anna Stechbach, hier ſtehet vor Gott und unter freiem Himmel ihrer Miſſethat, worüber ſie vor hochnotpeinlichem Halsgericht angeklagt, geſtändig iſt, ſo bitte ich um Recht, und daß vor dieſem hochnotpeinlichen Halsgericht das Urteil derſelben geſprochen werden möge nach peinlicher Art."

„Es ſoll geſchehen," erwiderte der Landrichter.

Dann wurde ſeitens des Protokolliſten das vom Leipziger Schöffenſtuhl abgefaßte Urteil, durch welches die Stechbach zum Tode mittels des Schwertes verurteilt worden war, langſam verleſen. Hierauf zerbrach der Richter den weißen Stab und legte die Stücke vor ſich auf den Tiſch.

Der Scharfrichter wurde mit der Ausführung des Urteils beauftragt und sprach dann folgendes: „Weil mir nun aufgetragen wird, von Gott und Rechtes wegen und von der hohen Obrigkeit die Todesstrafe an gegenwärtiger armen Sünderin zur Exekution zu bringen, so will ich sie annehmen und dem Urteil, gemäß sie vom Leben zum Tode mit dem Schwert bringen, einem anderen zum Exempel. Herr Landrichter, Er vergönne mir, vor diesem hochnotpeinlichen Halsgericht wieder abzutreten und die Sünderin abfolgen zu lassen."

Während dies geschah, wurde das Gericht aufgehoben, der Richter legte den Handschuh wieder ab, ließ das Schwert wieder durch den Fron in die Scheide stecken, und es wurden die Stühle nebst dem Tische umgeworfen. Die folgenden Szenen wollen wir übergehen. Schließlich wurde die halbtote arme Sünderin unter dem Geläut der Armensünderglocke, Vorsingen der Schulkinder und unter Geleit des Landgerichts auf den Richtplatz geführt und durch einen Schwertstreich des Nachrichters — um zehn Uhr — enthauptet. Alsdann folgte noch Rede und Gegenrede.

Scharfrichter: „Herr Landrichter!"

Landrichter: „Was ist dein Begehr?"

Scharfrichter: „Habe ich recht gerichtet?"

Landrichter: „Ja, du hast gerichtet, was Urteil und Recht mit sich gebracht haben."

Hiermit erst endigte das sich von sechs bis zehn Uhr hinschleppende Verfahren, das von uns im vorstehenden nur auszugsweise wiedergegeben ist. Wahrlich, es war eine „hochnotpeinliche" Art, die unseren jetzigen Anschauungen gänzlich unverständlich erscheint. F. F. T.

Europäische Känguruhs. — Es dürfte wenig bekannt sein, daß es in Europa, und zwar in Holland, eine große Zuchtanstalt von Känguruhs giebt, in welcher jährlich Hunderte von Känguruhs geboren und aufgezogen werden. Diese Zuchtanstalt liegt bei dem Ort Vollenhove am Zuydersee und gehört einem Herrn van Mayer. Im Jahre 1888 richtete dieser die „Farm" mit einem Bestande von fünfzig Känguruhs ein, die er direkt aus Australien importierte. Die Tiere acclimatisieren sich sehr leicht, begnügen sich mit Grasnahrung im Sommer, wo sie sich im

Freien aufhalten, und werden im Winter in den Stallungen mit Mais- und Getreideschrot gefüttert. Jetzt hat die Farm schon einen Bestand von dreitausend Känguruhs aller Farben und Altersstufen; während ihres nun zehnjährigen Bestandes hat sie im ganzen zwölftausend dieser Tiere abgesetzt. Käufer der Känguruhs sind außer Menagerien und zoologischen Gärten in letzter Zeit die Inhaber von großen Wildgehegen in England und Amerika geworden. Wie es bisher üblich war, in diesen Wildgehegen Hirsche und Rehe zu halten, so besetzt man sie jetzt mit Känguruhs. In Australien sind die Tiere durch rücksichtslose Verfolgung so an Zahl vermindert, daß ihr Fang sehr umständlich, zeitraubend und kostspielig ist. Die holländische Känguruhfarm entspricht daher einem Bedürfnisse und hat noch das Verdienst, zu verhindern, daß eine so seltene und originelle Tierart wie die Känguruhs durch rücksichtslose Ausrottung vom Erdboden verschwindet. Die Tiere sind so zahm und possierlich, daß man sie zum Amusement in Parks und Gärten jetzt schon in Frankreich, Holland, England, Belgien hält, auch im westlichen Deutschland haben sie schon Eingang gefunden. Außerdem besitzt das Känguruh noch die gute Eigenschaft, daß es als Nutztier ein vorzügliches Fleisch giebt, welches für sehr wohlschmeckend gilt. Die Haut des Tieres liefert ein sehr festes, dabei aber weiches Leder, das sich vortrefflich zur Fabrikation von Handschuhen und feineren Lederarbeiten eignet. Alles in allem: das Känguruh lohnt also in vielfacher Hinsicht die Mühe, die man sich mit seiner Züchtung giebt, und so wird wohl die holländische Känguruhzüchterei Bestand haben. Wie es heißt, soll sie demnächst in Deutschland Nachahmung finden. A. O. K.

Die Straße der Millionäre. — Die Fifth Avenue in New York ist die vornehmste Straße der Riesenstadt und vielleicht die vornehmste der ganzen Welt. Sie ist 2½ Kilometer lang und wird jetzt ausnahmslos nur von Millionären bewohnt. Außer den wunderbaren Villen und Wohnhäusern der Millionäre befinden sich in dieser Straße allerdings auch einige Kirchen und verschiedene Klubgebäude. Alle diese Gebäulichkeiten aber sind ausschließlich für den Gebrauch der Millionäre bestimmt. Amerikanische Zeitungen haben ausgerechnet, daß das Vermögen

der Bewohner dieser Straße zwölf- bis achtzehntausend Millionen Mark beträgt. Von dem Luxus, der in diesen Häusern der amerikanischen Geldleute entwickelt wird, hat man in der Alten Welt fast keine Ahnung, und selbst die Pracht der bayerischen Königsschlöffer verschwindet gegen die Einrichtung der meisten dieser Häuser. Leider ist dieser hier entfaltete Luxus selten ein künstlerischer zu nennen, er zeigt sich mehr als ein äußerst brutaler Geschmack, und das kommt daher, weil es den Millionären, die fast sämtlich Emporkömmlinge sind und sich zum größten Teil aus nichts heraufgearbeitet haben, bei ihrem Luxus lediglich darauf ankommt, zu zeigen, wieviel Geld zu ihrer Verfügung steht. So hat zum Beispiel der vielfache Millionär Stephan S. Marchand sich ein Schlafzimmer einrichten lassen, welches rund vier Millionen Mark kostet. Dieses Zimmer hat elliptische Form, und in einer der Nischen des Rundteils der Ellipse steht das prunkvolle Bett. Diese Schlafstätte hat die Kleinigkeit von 760,000 Mark gekostet. Das Bett besteht aus massivem Ebenholz in Verbindung mit Skulpturen aus reinem Elfenbein. Außerdem sind die schwarzen Ebenholzwände mit Goldfiligran ausgelegt. Die Herstellung dieser Bettstelle erforderte 2½ Jahre mühevoller Arbeit, und ein einziger Streifen, der um das Bett herumgeht, bestehend aus Elfenbein mit eingelegten Goldfiguren, ist derartig fein gearbeitet, daß eine Anzahl von Arbeitern an diesem Streifen allein achtzehn Monate beschäftigt wurde, ja es kam vor, daß einer der Arbeiter darüber sogar seinen Verstand verlor. Um diesen eingelegten Elfenbeinstreifen in vollständig gleichem Material auszuführen, wurde eine sieben Monate in Anspruch nehmende Expedition nach Afrika geschickt, um Elfenbein von durchaus gleicher Färbung und Maserung aufzutreiben. Die Expedition kostete allein 80,000 Mark. Der Betthimmel besteht aus Purpurdamast, von dem die Elle hundert Mark kostet, der Garderobenschrank kostet 600,000, der Toilettentisch 240,000, der Waschtisch 150,000 und der Nachttisch 50,000 Mark. Die übrige Einrichtung des Zimmers stellt sich fast auf zwei Millionen Mark; die kostbarsten Spiegel und eine Garnitur von Stühlen, welche durchweg aus Elfenbein mit Goldeinlage bestehen, schmücken das Innere; die Wände sind mit den feinsten Seidentapeten bekleidet, und die

Paneele bestehen aus Holzschnitzereien von Künstlerhand. Die Seidenbekleidung der Wände ist in Lyon extra angefertigt, und die Elle davon kostet 160 Mark. Die Decke, bestehend aus Schnitzereien und eingelegten Gemälden, wurde in Paris angefertigt zu dem enormen Preise von gegen 80,000 Mark. Die Gardinen kosten für jedes Fenster 25,000 Mark, und die sogenannten Stores (Untergardinen), bestehend aus Brüsseler Spitzen, die mit Seidenfäden durchwebt sind, stellen sich im Preise pro Stück auf 20,000 Mark.

Ein anderer Millionär aus der Fifth Avenue setzt seinen Stolz darein, das kostbarste Treppenhaus der Welt zu besitzen. Dieses Treppenhaus, bestehend aus einer einzigen Treppe, die zur ersten Etage emporführt — das Haus hat nur zwei Stockwerke — ist derartig wundervoll eingerichtet, daß jede Stufe der Treppe im Preise auf 10,000 Mark zu stehen kommt. Wände und Treppenstufen bestehen aus weißem Marmor ohne jeden Fehler. Durch Aufeinanderschleifen der Stücke und äußerst genaues und sorgfältiges Arbeiten, das allerdings ein Riesengeld erforderte, ist die Zusammensetzung der Marmorstücke, aus denen Wände und Treppen bestehen, eine so sorgfältige, daß das Treppenhaus aussieht, als sei es aus einem einzigen Marmorblock gehauen. Das Geländer der Treppe ist eine künstlerisch vollendete Eisenschmiedearbeit, die überreich mit reinem Gold verziert ist. Am Fuß der Treppe stehen zwei Riesenfiguren aus Marmor, welche elektrische Beleuchtungskörper halten. Die Herstellung dieser Treppe kostete nicht weniger als 500,000 Mark. A. O. K.

Eine Verfügung wider das Spazierengehen. — Im Jahre 1702 erließ der wohllöbliche Rat zu Lüneburg folgendes Edikt gegen das Spazierengehen: „Demnach wier Bürgermeister und Rath der Stadt Lüneburg nicht ohne sonderbaren Mißfallen wahrnehmen und erfahren müssen, daß allerhand verdächtiges Spazierengehen so wohl des Abends Späht, alß auch des Nachts auf den Gassen allhier unter jungen und ledigen Mannes und Weibes Personen, bevorab die Sonn- und Feuertage, einreiße und in Schwange gehn, und einer von dem anderen dazu verleitet und verführet werde, woraus vielfältige Gottes gerechte Rache, über Stadt und Land ziehende Laster, Mord und Todtschlag entstehen,

wie denn der jüngst verwichenen Tage bey dergleichen Begebenheit sich zugetragene klägliche und bedauerliche Fall Stadtkundig ist, und am Tage lieget, man aber tragenden Obrigkeitlichen Amts wegen diesem Unwesen nachzusehen keineswegs gemeinet ist. Alß wird solches verdächtige Spatziergehen hiermit ernstlich ein für allemal prohibieret und verbohten, maßen zu nachdrücklicher Vollstreckung dieses Edicti, und Verbohts die hiesige Straßen und Gassen mit allem Fleiß visitiret, und die sich findende Uebertretern so fort zur Haft gebracht, und mit empfindlicher, auch nach Befindung offentlicher Strafe andern zum Exempel und Abscheu ohnnachläßig angesehen werden sollen, wornach sich ein Jeder zu richten, und für Schaden und Ungelegenheit zu hüten hat. Decretum in Senatu Lüneburg am 14. September 1702." Th.

Verborgene Depeschen. — Wie erfinderisch man in den Kriegsjahren 1870/71 zu Werke ging, um geheime Depeschen vor den Augen Unberufener zu verbergen, darüber giebt nachstehender Bericht Auskunft.

Französischerseits wandte man zu diesem Zwecke folgende Mittel an: Man trennte die äußere Sohle vom Schuh ab, legte das kleine Papierstückchen, auf welchem die Chiffredepesche geschrieben war, zwischen die innere und die äußere Sohle und ließ den Schuh dann wieder zusammennähen. Oder man nahm das Mützenschild auseinander, legte die in Stanniolpapier eingeschlagene Depesche dazwischen und ließ das Schild wieder sauber vernähen. Das mußte ohne Hinterlassung jeglicher Spuren geschehen, so daß bei der Besichtigung seitens des Feindes keinerlei Argwohn aufkommen konnte.

Ein anderes, oft benutztes Versteck war der Kleiderknopf vom Rock oder Ueberzieher. Der Knopf bestand aus zwei ausgehöhlten Hälften von Kupfer, zwischen welche die Depesche gelegt wurde. Die Metallhülle wurde mit Stoff von derselben Gattung, aus welcher das Kleidungsstück bestand, überzogen.

Weitere dergleichen geheime Stellen waren: Der Besatz des Beinkleides, ein Rockkragen, die Metallspitze eines Spazierstockes, eine neue ausgehöhlte Zigarrenspitze oder eine Holzpfeife, das Fischbein eines Regenschirms, eine Zange zum Ausziehen der

Zähne oder auch ein falscher hohler Backzahn, ein Klavierstimmschlüssel.

Bei dem Heft eines gewöhnlichen Taschenmessers meißelte man in das Horn des Messergriffes eine Höhlung ein, legte in dieselbe die Depesche und befestigte die auf der Außenseite ganz unverletzte Hornplatte wieder an den Griff des Messers.

Häufig benutzte man auch ein in zwei Teile zerlegtes Zweisousstück. Die beiden Hälften wurden in diesem Falle ausgehöhlt und bildeten dann den Depeschenbehälter. Darauf preßte man sie wieder fest aufeinander und legte das Münzstück in Weinessig. Nach einigen Minuten war die Münze so fest geschlossen und zu einem unteilbaren Ganzen zusammengewachsen, daß sie nur mit größter Mühe zu öffnen war.

Hohle Schlüssel, welche durch eine starke Scheidewand in zwei gleiche Teile zerlegt waren und bei denen der obere Teil mit dem Schlüsselring von dem unteren Teile losgeschraubt werden konnte, dienten zur Aufnahme der zusammengerollten Depesche. Die obere Hälfte wurde mittels des Schraubstockes an den unteren Teil angeschraubt, so daß der ganze Schlüssel wie aus einem Stück gearbeitet aussah, und die Zusammensetzung kaum bemerkt werden konnte.

In ein kleines Heftchen mit Zigarettenpapier schrieb man auf ein oder mehrere Blätter die Chiffredepesche mit zunächst unsichtbarer Tinte nieder.

Eine kleine Elfenbeinkugel von der Größe einer Haselnuß wurde oft benutzt, die der Bote im Augenblick der Gefahr zu verschlucken hatte, ebenso ein Handschuh, den man nachlässig fallen lassen und unbemerkt wieder aufheben konnte, ohne Verdacht zu erregen. Des Handschuhs zur Verbergung der Depeschen bedienten sich namentlich Frauen. W. H.

Das Verhalten der Tiere nach Entfernung des Großhirns. — Wenn wir das Großhirn als den Sitz aller geistigen Thätigkeiten betrachten, so wundern wir uns nicht, daß beim Menschen die Verletzung dieses wichtigen Organs sofort Bewußtlosigkeit, Schlafsucht oder hochgradige Aufregung hervorruft. Die ungemeine Wichtigkeit der Erforschung der Gehirnthätigkeit hat daher zu vielfachen Versuchen bei Tieren geführt, die ja an sich

gewiß nicht zu billigen, in den Augen des Arztes aber doch wohl zu entschuldigen sind. Da wir nun bei den Tieren eine um so stärkere Entwickelung ihres Großhirns im Vergleich zu ihrer Körpermasse wahrnehmen, je mehr sich ihre seelischen Fähigkeiten denen des Menschen nähern, so beobachten wir auch bei ihnen nach Abtragung ihrer beiden Gehirnhemisphären ein sehr verschiedenes Verhalten. Während die einen in einen lethargischen, schlafähnlichen Zustand versinken, in welchem sie, aller willkürlichen Bewegungen beraubt, oft wochenlang verharren, bleiben andere auch nach der Operation noch im Besitz ihrer freien Bewegungsfähigkeit und verraten kaum eine Spur von einer Veränderung ihrer Sinnesempfindungen und instinktiven Neigungen.

Im Aquarium zu Paris beobachtete ich längere Zeit hindurch einen stattlichen Karpfen, dem Professor Vulpian beide große Gehirnlappen entnommen hatte, um die Wirkung dieser Operation an einem so gering befähigten Wesen zu verfolgen. Der interessante Versuch lieferte ein ganz unerwartetes Resultat.

Anfangs bemerkte man an diesem seines kostbarsten Organs beraubten Fische wohl eine gewisse Indisposition, eine Art Mißbehagen; doch nach einigen Wochen schon vermochte man zwischen demselben und seinen Gefährten kaum noch einen Unterschied zu entdecken, und sein Verhalten war wieder dasselbe, wie es vor Abtragung des Großhirns gewesen. Seine Respiration zeigte sich ganz normal, und er erkannte die Hindernisse, die man ihm in den Weg legte, deutlich genug, um ihnen auszuweichen. Ebenso erblickte er die Stücke von hartgesottenen Eiern, die man ihm zur Ernährung hinwarf, schon von weitem und kämpfte dabei wacker mit seinen Kameraden, um sich die Beute nicht entreißen zu lassen. Die ihm zugeworfenen Stücke fing er mitten im Wasser auf, oder er holte sie vom Grunde herauf und verschlang sie gierig; nur schienen ihm die Schlingbewegungen, besonders wenn die Stücke etwas größer waren, mehr Mühe zu machen als früher. Ungemein rührig zeigte er sich bei Durchforschung des sandigen Grundes, und hatte er zufällig einmal etwas gefunden, das sich nicht zum Verspeisen eignete, so ließ

er es wieder fallen, gerade so, wie es die anderen Fische auch machten. Nahte sich aber eine Person seinem Behältnis, so schwamm er nicht scheu davon, sondern kam herbei und schien zu warten, ob man ihm einen Bissen zuwerfen werde.

Dieser hirnlose Karpfen sah und hörte also noch recht gut; er hatte auch den Sinn des Geschmackes bewahrt, und seine Tastempfindung war noch unversehrt. In Bezug auf den Instinkt und die Intelligenz fand man keinen Unterschied zwischen ihm und einem anderen Karpfen, der in ein Aquarium versetzt wird. Und dennoch fehlten unserem Fische die beiden Gehirnlappen und die Zirbeldrüse vollständig. Es schien ihm auch noch ein langes Leben beschieden, so munter bewegte er sich in seinem Element. Doch bereits 6 Monate und 12 Tage nach der Operation verendete er plötzlich, wahrscheinlich an Gift, das ihm von der Hand eines Gegners derartiger Experimente verabreicht worden war.

Nach wiederholter Oeffnung seines Schädels fand man die ihm entnommenen Organe nicht etwa wieder neu gebildet, sondern es zeigte sich auch nicht die leiseste Spur einer Reproduktion derselben. Nur das Fettgewebe, das sonst außer dem Gehirn im Schädel reichlich vorhanden ist, hatte sich wieder ersetzt, und unter diesem erblickte man den Sehnerv in vollkommen gesundem Zustande, sowie einige Segmente der Geruchsnerven, die nach der Beseitigung der Gehirnlappen keine Veränderung erlitten zu haben schienen.

Nach diesem Experiment scheint so viel sicher, daß der Karpfen sein Großhirn verlieren kann, ohne in seiner gewohnten Lebensweise besonders gestört zu werden; trotz des Verlustes dieses Organs bewahrt er seine Sinnesempfindungen und Instinkte. Ein anderes Resultat ergaben die Versuche an höher stehenden Tieren.

Professor Voit in München wählte zu seinen Experimenten gewöhnliche Haustauben, denen er beide Großhirnhemisphären abtrug. Sofort nach der Operation steckten sie den Kopf unter einen Flügel und blieben so mit geschlossenen Augen unbeweglich sitzen, als ob sie schliefen. In diesem Zustande verharrten sie lange Zeit. Dann erhoben sie auf einmal ihre Köpfe, öffneten die Augen und versuchten zu fliegen.

Aus der Art und Weise, wie sie dabei die Hindernisse vermieden, die sich ihnen in den Weg stellten, und der Hand auswichen, die sie zu erfassen wünschte, erkannte man, daß sie recht gut sehen konnten. Ebenso überzeugte man sich bald, daß sie im Besitz ihres Gehörs waren, und man konnte sie eigentlich nur dadurch von anderen Tauben unterscheiden, daß sie nicht im stande waren, aus eigenem Antriebe Nahrung zu sich zu nehmen. Sie schienen lieber vor Hunger zu sterben, als sich nach den Weizenkörnern zu bücken, die um sie herum gestreut waren, und man mußte sie gewaltsam füttern.

Eines Tages endlich schien es, als ob der Zustand eines dieser Vögel sich so weit gebessert habe, daß man durchaus nichts Abnormes mehr an ihm entdeckte. Wie erstaunte man aber, als man ihn nach einiger Zeit tötete und nach Oeffnung seines Schädels an der Stelle des abgetragenen Gehirns eine weiße Masse erblickte, die nicht nur das Aussehen der weißen Gehirnmasse besaß, sondern auch wie diese in zwei Hemisphären geteilt war, in denen man Nervenenden und Ganglienzellen zu unterscheiden vermochte. Ebenso fand man in jeder dieser Hemisphären eine kleine, mit Flüssigkeit angefüllte Höhle, sowie eine häutige Scheidewand, woraus man deutlich die Neubildung des abgetragenen Organs erkannte.

Niemals war diese Erscheinung noch beobachtet worden, sie beweist aber zur Genüge, wie eng das Verhalten der höher stehenden Tiere mit der Beschaffenheit und Thätigkeit ihres Großhirns verknüpft ist. Der Physiologie verbleibt hier noch ein weites Forschungsgebiet, auf dem uns jeder vorsichtige Schritt einen tieferen Blick in die Bedingungen gestatten wird, von denen die geistigen Fähigkeiten abhängen. L–Ht.

Eine Entführung. — Im Jahre 1807 war General Loison vom Kaiser Napoleon zum Gouverneur des Bistums Münster ernannt worden. Als solcher hielt der übermütige Befehlshaber eine Art von Triumphzug durch Westfalen. Als er auf seiner Reise in dem Städtchen Schwelm im Gasthaus „Zum Bären" übernachtete, wollte er die bildhübsche Wirtstochter, Anna Rodenbach, küssen, welches Unterfangen indes das resolute Mädchen damit erwiderte, daß sie dem verliebten Gouverneur eine schallende

Ohrfeige verabfolgte. Loiſon faßte die Sache ſcheinbar als Scherz auf, nahm jedoch noch in derſelben Nacht Rache an der ſchlagfertigen Wirtstochter. Aennchen wurde nächtlicherweile in ihrer Kammer von vier franzöſiſchen Gendarmen mit Stricken gefeſſelt, in eine Kutſche geworfen und nach Münſter entführt.

Mit dem Morgengrauen verbreitete ſich die Kunde von dem gewaltſamen Raube des trefflichen Mädchens wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Ein junger Tiſchler, Adam Kirchner, der mit Anna heimlich verlobt war, bot alle jungen Leute zu einem Verfolgungszuge zur Rettung ſeiner Braut auf, und unter Zujauchzen der Bewohner von Schwelm ritt die Schar der jungen mutigen Leute, mit Säbeln und Piſtolen bewaffnet, über Hagen, Herdecke, Unna, Camen und Hamm dem mit ſeinem Raube der Stadt Münſter zu eilenden General Loiſon nach. Bei Steinfurth erblickten ſie den auf der Straße dahinrollenden Wagen des Mädchenräubers. Mit lautem Hurrarufen drangen die Jünglinge auf das Geſpann ein, warfen den Kutſcher vom Bock, entwaffneten den neben Loiſon in der Kutſche ſitzenden Adjutanten, der ſich zur Wehr ſetzen wollte, und hoben, ohne daß es der vor der Uebermacht zitternde General zu verhindern vermochte, das geängſtigte Mädchen aus dem Wagen. Quer auf dem Pferde des Bräutigams reitend, wurde das Mädchen im Fluge nach Schwelm zurückgeführt. Loiſon, die Mißbilligung ſeines Kaiſers fürchtend, war klug genug, der ganzen Angelegenheit die humoriſtiſche Seite abzugewinnen, ſtillzuſchweigen und von weiteren Racheverſuchen abzuſtehen. Das Abenteuer der ſchönen Wirtstochter und ihrer Erretter aber blieb in der Chronik der Stadt Schwelm unvergeſſen. J. W.

Londoner Allerlei. — Die engliſche Hauptſtadt London mit ihren Vororten — der ſogenannte Londoner Polizeibezirk — hat jetzt beinahe 5 Millionen Einwohner. Aus dieſer ungeheuren Anſammlung von Menſchen ergeben ſich die eigenartigſten Verhältniſſe, über welche uns die Statiſtik ſehr intereſſante Aufſchlüſſe giebt. London hat zum Beiſpiel mehr Katholiken als Rom unter ſeinen Einwohnern, es hat mehr Juden, als in ganz Paläſtina wohnen, und mehr Schotten, als in Aberdeen leben. In London verdienen ſich 15,000 Menſchen,

Männer und Frauen, ihren Lebensunterhalt durch Schriftstellerei und Schreiben für die Zeitungen. 7000 Personen ernähren sich in der Riesenstadt durch den Verkauf von Zeitungen auf den Straßen. Dafür giebt es dort aber auch etwa 100,000 Taschendiebe, und die Zahl der Verbrecher ist riesengroß. Die Polizei kennt Tausende als gewerbsmäßige Verbrecher. Sie weiß auch, daß diese Verbrecher nur vom Verbrechen leben, doch die persönliche Freiheit ist in England eine so große und sie wird so hoch gehalten, daß man die Verbrecher auf einen Verdacht hin nicht verhaften darf. Man läßt sie frei herumlaufen, bis man sie schließlich auf frischer That ergreift. London hat 13,565 Polizeibeamte, die Statistik giebt an, daß auf einen Polizeibeamten immer zwei gewerbsmäßige Verbrecher kommen. In den Leihämtern und Versatzgeschäften Londons werden jährlich für 15 Millionen Mark Versatzgeschäfte abgeschlossen, das heißt täglich 41,100 Mark umgesetzt. A. O. K.

Wellingtons Antwort. — Wenn der Herzog von Wellington während der napoleonischen Kriege Offiziere von Rang zum Diner einlud, so wurden gewöhnlich militärische Gegenstände nicht berührt, sondern über Tagesneuigkeiten gesprochen. Einmal aber wagte es doch ein Generalmajor, die Unterhaltung auf das Gebiet der Kriegswissenschaft hinüberzulenken. Der Herzog gab anfänglich nur kurze Antworten, aber der Offizier hörte nicht auf, von der gefahrvollen Lage, in der man sich befinde, zu sprechen, und sagte endlich, indem er mit dem Finger Figuren auf das Tischtuch zeichnete:

„Wenn nun die Franzosen hierher marschierten und dann dorthin und darauf dies und endlich jenes thäten, was ohne Zweifel geschehen würde, was würden Euer Excellenz thun?"

„Ihnen die derbsten Prügel verabreichen, die sie je bekommen haben," war des Feldherrn kurze Antwort. Der Generalmajor fragte nicht weiter. D.

Die längste gerade Eisenbahnstrecke der Welt dürfte wohl die zwischen Buenos Ayres und dem Fuß der Anden befindliche Bahn sein, welche bei einer Länge von 340 Kilometer keine einzige Krümmung aufweist. Diese Strecke ist deshalb bemerkenswert, weil sie keine Brücke und keine über die Weite eines ge-

wöhnlichen Durchlasses hinausgehende Oeffnung, sowie keinen Einschnitt oder Auftrag von mehr als ein Meter Tiefe beziehungsweise Höhe besitzt. W. H.

Der Geiz als Lebensretter. — Graf von der Schulenburg-Klosterroda, geboren im Jahre 1772, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und war zuletzt sächsischer Gesandter in Wien. Er verstand es, durch Spekulation sein Vermögen zu vergrößern, frönte aber auch kostspieligen Liebhabereien. Seine Liebe zum Gelde war groß; ja, er behauptete, daß ihm bei seinem Nervenleiden das Wühlen in einer mit Dukaten gefüllten Schatulle große Erleichterung gewähre. Einst erkrankte der Graf in Turin und war dem Tode nahe. Da erkundigte er sich, wie viel das Begräbnis kosten würde. Man erwiderte, unter 6000 Franken sei in Turin eine würdige Bestattung nicht möglich. Ueber diese hohe Summe geriet der todkranke Gesandte in die größte Aufregung; er ließ trotz des Abredens der Aerzte und seiner Dienerschaft anspannen und fuhr, schon halb im Sterben liegend, ab, um nur nicht Turin jene 6000 Franken zukommen zu lassen. Mochte es nun die Bewegung des Fahrens oder die Luftveränderung sein, kurz, der Graf fühlte sich unterwegs immer wohler und wohler, wurde wieder völlig gesund und lebte noch volle dreißig Jahre. Von der Schulenburg starb im Jahre 1853 im Alter von 81 Jahren. D.

Der Kuß. — Alain Chartier († 1449) war ein so geistreicher und witziger Redner, daß er der „Vater der Beredsamkeit" genannt wurde. Dabei war er jedoch überaus häßlich. Einst war er bei einer Festlichkeit am französischen Hofe auf einem Stuhle eingeschlafen. Margarete von Schottland, die Gemahlin des Dauphins, des nachmaligen Königs Ludwig XI., wollte vorübergehen, blieb aber stehen und drückte dem Gelehrten einen herzhaften Kuß auf den Mund. Als ihre Hofdamen, die ihr darüber, daß sie sich dazu den häßlichsten Mann am Hofe ausgesucht habe, ihre Verwunderung ausdrückten, entgegnete sie: „Ich habe nicht ihn, sondern seinen Mund geküßt, der so viel Schönes sagt!" D.

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlage ist erschienen:

Germania.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens.

Von

Johannes Scherr.

372 Seiten Quart mit über 240 Text-Illustrationen
und 24 Extra-Vollbildern.

Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 20 Mark.

In vier Hauptstücken: **1) das germanische Altertum, 2) das Mittelalter, 3) die Reformationszeit, 4) die Neuzeit** — wird in diesem Buche das Werden, Wachsen und Wirken unsres Volkes dargestellt. Mit streng-historischer Treue und Wahrhaftigkeit der Zeichnung, aber auch mit anschaulicher Belebtheit der Farbengebung wird hier gezeigt, wie die Deutschen aller Klassen und Stände von Anfang ihrer Geschichte bis zur Gegenwart gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, gesonnen und geschaffen haben. — Die künstlerische Ausstattung macht das Werk zu einem der reichsten und gehaltvollsten in unsrer Litteratur, denn hervorragende Männer der deutschen Künstlerwelt haben sich zusammengethan, ein Werk zu schaffen, welches in jedem Sinne **ein nationales Prachtwerk** genannt werden kann.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Brehms Vorträge.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge
von
Dr. A. E. Brehm.

Mit Illustrationen von R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. a.

Elegant gebunden 12 Mark, broschiert 10 Mark.
(Auch in 10 Lieferungen à 1 Mark zu beziehen.)

„Vom Nordpol zum Aequator" wird überall in hohem Grade anregend, bildend und nutzbringend wirken. Vor allem sollten diese Vorträge als Meisterwerke in den Hausschatz der deutschen Familie aufgenommen werden.

Deutscher Kaiser-Saal.

Geschichte der deutschen Kaiser in Biographien
von
Bruno Gebhardt.

Mit Illustrationen nach Originalen hervorragender Künstler.

Elegant gebunden 15 Mark.

Auch in 25 Lieferungen à 50 Pfennig zu beziehen. Jede Lieferung enthält 32 Seiten Text und 2 Vollbilder.

Das vorliegende Werk bietet in anziehender gemeinverständlicher Darstellung die Biographien der deutschen Kaiser von **Karl dem Großen bis zur Begründung des neuen Deutschen Reiches** und stellt sich als ein Hausbuch edelster Art für jede deutsche Familie dar.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

3 9015 01908 1267

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Neue Universum.

Die interessantesten Erfindungen
und Entdeckungen auf allen Gebieten.

Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend.

Neunzehnter Band.

Mit zahlreichen farbigen und schwarzen Illustrationen.

Elegant gebunden Preis 6 Mark 75 Pf.

Auch Band 13—18 sind noch für à Mark 6.75 zu haben. Band 1—12 sind vergriffen.

Durch seinen mannigfachen Inhalt gibt das Neue Universum Anregung zu ernsterem Studium, aber auch zu frohen Spielen, es will belehren und unterhalten, kurz, ein immer willkommenes Buch für jede Familie sein.

Verwehte Spuren.

Erzählung für die reifere Jugend
von
Franz Treller.

Mit 16 Farbendruckbildern.

Elegant gebunden Preis 7 Mark.

„Verwehte Spuren" ist unstreitig eine der besten Indianer-Erzählungen und wird, da unter sorgfältiger Berücksichtigung pädagogischer Gesichtspunkte geschrieben, überall gute Aufnahme finden.

Kolumbus-Eier.

2. Auflage. Reich illustriert.

Eine Sammlung
belehrender und unterhaltender
physikalischer Spielereien.

Elegant gebunden Preis 4 Mark.

Die hier gebotene Sammlung hübscher und ohne Schwierigkeit ausführbarer Experimente eignet sich besonders als nützliches und anregendes Geschenk für Knaben und Erwachsene.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

1992
Filmed by Preservation